Winter und Sommer

in

Tirol.

Bilder mit Staffage

von

Heinrich Noé.

Wien.
Druck und Verlag von R. v. Waldheim.
1876.

Inhalt.

Erste Abtheilung.

Im Etschland.

Zweite Abtheilung.

Das Reich der südöstlichen Dolomite.

Dritte Abtheilung.

In Nord und Süd des Landes.

Erste Abtheilung.

Im Etschland.

Erstes Capitel.

Meraner Skizzen.

Wie überall in der Welt richten sich in Tirol die Ziele der Reisenden zum großen Theile nach den vorhandenen Eisenbahnlinien.

Mit diesen ist das Land bis jetzt noch spärlicher versehen, als es seine Freunde wünschen. Allerdings zieht sich ein Schienenweg durch diejenigen Landestheile, die sich seit alter Zeit des regsamsten Verkehrs erfreuten: das untere Innthal, die Brennerstraße und das Etschland. Auch das Pusterthal sieht seinen alten Ruf als Verbindungsstraße zwischen Ost und West der Alpenwelt wieder hergestellt, und zwar führt jetzt der Dampf Menschen und Waaren aus einem viel entlegeneren Osten zu einem weit ferneren Westen als früher.

So hält sich denn auch der Strom der Reisenden längs der bequemen Schienenstraße, und die Aufschriften der Bahnhöfe: Kufstein, Innsbruck, Brixen, Bozen, Verona mögen wohl für achtzig unter hundert Touristen vorläufig ganz oder theilweise die feststehende Marschroute sein.

Wohl bequemen sich auch Diejenigen, welche am unliebsten sich von den allerausgetretensten Pfaden entfernen, zu Abweichungen von den Geleisen des Dampfwagens. So ist es beispielsweise herkömmlich, daß man zu Jenbach die Eisenbahn verläßt, um sich nach dem Achensee hinauffahren zu lassen, zu Bozen, um im vielgerühmten Meran mit seinem südlichen Namen vergeblich Lorbeerwälder und Orangenhaine zu suchen, zu Mori endlich, um sich nicht nur an einer Fahrt über die Fluth des Gardasees zu erquicken, sondern auch zu Hause mit italienischen Erinnerungen zu prunken, zu Toblach, um die Wunder der Dolomite zu betrachten.

Innerhalb dieser Linien ist Tirol ein ziemlich besuchtes Land und möchte binnen kurzer Zeit den berühmtesten Wallfahrtsorten der Naturbewunderer in anderen Ländern wenig nachgeben.

Daß Derjenige, welcher das Land kennen lernen will, auf diesen Straßen, welche den tiefsten Thälern und niedrigsten Einsattlungen der Pässe folgen, in Bezug auf die Natur wenig lernt, geht schon aus dem Umstande hervor, daß ihm die schönsten Scenerien der Alpenwelt von den vorgeschobenen Bergen verdeckt werden. Nur an wenigen Stellen gewinnt ein Reisender, der es sich auf diese Weise bequem macht, einen flüchtigen Einblick in die Gletscherwelt, von welcher hie und da eine Spitze durch Lücken hereinragt, noch wahrscheinlicher aber ist es, daß er in seinem Waggon diese Gelegenheiten übersieht und beispielsweise in den paar Augenblicken, in welchen er durch das Obernberger Thal hindurch den Tribulaun oder von Sterzing aus die Ridnauner

Ferner zu erblicken vermag, mit seinen eingeschränkten Blicken anderweitig beschäftigt ist.

Aber nicht nur die Natur, sondern auch die Eigenschaften des Volkes und das Gepräge der Menschen bleiben ihm auf der Straße verborgen. Gasthöfe und städtische Bequemlichkeiten jeder Art tragen nichts von dem Charakter zur Schau, welchen wir als die einzige der „berechtigten Besonderheiten" des Landes betrachten mögen.

Im Allgemeinen gehört Tirol unter die wirthlichsten deutschen Länder, und es wäre deshalb selbst für die Bequemsten keineswegs ein Wagestück, andere Wege einzuschlagen, um das zu finden, was der Reisende in Tirol sucht, nämlich den Anblick einer erhabenen Bergwelt.

Dieser muß nicht mit Entbehrungen oder mit den Leiden erkauft werden, welche unsaubere Bewirthung mit sich bringt. Im italienischen Theile des Landes hat sich der Fremdling, wenn er der Sprache unkundig ist, allerdings mitunter auf störende Kleinigkeiten gefaßt zu halten, welche mit dem italienischen Leben und den Sitten im Allgemeinen zusammenhängen — in deutschen Thälern aber wird es ihm selten begegnen, daß er in vernünftigen Erwartungen enttäuscht wird.

Neben den Straßen der Reisenden müssen auch diejenigen Oertlichkeiten hervorgehoben werden, welche sich dieselben zu längerem Aufenthalte ausersehen.

Die Anzahl dieser Oertlichkeiten ist eine beschränkte.

Eine wie viel größere dieselbe wäre, wenn Tirol jene reizenden Seegestade besäße, wie sie die Schweiz in

großer Ausdehnung zieren, lehrt ein Blick auf das Leben am Achensee zur Zeit des Hochsommers.

Das grüne Gefilde der Pertisau, rings von ansehnlichen Kalkbergen und der blauen Fluth des See's umgeben, ist eine Wiener Colonie. Auch in den gastlichen Herbergen am Nordstrande des See's wimmelt es von städtischen Gästen, und wenn irgendwo in Tirol ein sommerliches Zusammenleben von Fremdlingen gefunden wird, so ist es an diesen Ufern.

In neuerer Zeit beherbergt auch das nahe gelegene Brixlegg am Inn viele Gäste aus Nah und Fern, ohne daß es einem Unbefangenen möglich wäre, das Auftauchen dieses Dorfes in der Liste der Touristen-Standquartiere ohne Weiteres zu begreifen. Es liegt nicht anmuthiger, als ein Dutzend anderer Orte im weiten Innthal und theilt mit ihnen die schattigen Waldwege, die weiten Gesichtskreise, die freundlichen Herbergen, nicht minder aber auch den etwas eintönigen Anblick der breiten Thalmulde mit ihren Wiesen und Maisfeldern.

Noch weit mehr aber zieht während der Zeit, die zwischen dem Spätsommer und dem nächsten Frühling liegt, das kleine Städchen Meran die Reisenden an sich.

Dieses ist vornehmlich durch den bekannten Schriftsteller Lentner, welcher es vor dreißig Jahren so zu sagen entdeckte, in der Welt bekannt geworden und besitzt in der That manche Eigenthümlichkeit, aus welcher sein schnell anwachsender Ruhm erklärlich wird.

Meran, welches heutzutage mit den Gemeinden, die der Fremdling begreiflicher Weise dazurechnet, einen stattlichen Halbkreis um den Küchelberg herum zieht, ist

der Mittelpunct des Landes Tirol und wäre es seiner Lage nach, auch wenn nicht die Erinnerungen der alten Hauptstadt an ihm hafteten und sich nicht über seinen Dächern jene Burg erhöbe, welche dem Lande den Namen gegeben hat.

Dem Himmel und seinen Lüften nach mag man sich hier wohl im südlichsten Theile des Landes dünken — dagegen aber fehlt das wälsche Lotterwesen und jene Kahlheit der Natur, welche von dem Auftreten der italienischen Bevölkerung unzertrennlich scheint. Wie auf den umgebenden Bergen die Gärten, in welchen Rebe und Pfirsich gedeiht, mit saftigen Wiesen und grünem Nadelwald abwechseln, so haben sich die Eigenschaften des Südens und des Nordens hier in Alles getheilt: in Wohnungen, Gebräuche, Sitten. Der eine ragt in die anderen hinein, und man wird nicht fehl gehen, wenn man die Umgebung des Meraner Beckens bildlich als die „Neutralisation“ der verschiedenen Eigenthümlichkeiten des Landes und ihre Bauern als jenen Typus auffaßt, worin sich viele der verschiedenartigsten Eigenschaften, welche die mancherlei Bewohner der zahlreichen Thäler des Berglandes unterscheiden, summarisch zusammenfinden. Wir werden noch Gelegenheit haben, uns an diese Bemerkung zu erinnern, wenn wir uns die einzelnen Theile des Gebietes näher ins Auge fassen.

Bleiben wir vorläufig bei der Stadt selbst stehen. Es ist selbstverständlich, daß die Burg Tirol, welche gerade nördlich, etwa tausend Fuß über der Stadt aufragt, auf deren Gedeihen und Vergrößerung nicht ohne Einfluß blieb. In der That gaben die Grafen von

Tirol aus dem Hause Görz den Leuten am Fuße des Berges, an welchem sie selbst saßen, den Grund zu Häuserbauten, so daß alle Ansiedelungen „an Meran" ihnen grundsitzpflichtig wurden.

Freilich wird die Gegend „Mairania" schon im neunten Jahrhundert genannt, aber ohne die Burg Tirol hätte die Entwickelung des „Forum Meranum" (wie es schon in einer Urkunde des 13. Jahrhunderts heißt) wohl noch geraume Zeit auf sich warten lassen. Denn der Verkehrsweg über den Jaufen — bis auf den heutigen Tag noch ein Saumweg — und die Straße, welche nach Westen führte, konnten dem kleinen Städtchen am Fuße des Küchelberges kein rechtes Leben zuführen.

Der Name der Ansiedelung (der übrigens in wälschen Gegenden mehrfach vorkömmt) rührt nach der Ansicht gewiegter Landeskenner von der „Muhre", dem Erdbruch unter dem Küchelberge her, und es wird gesagt, daß die Namen Maraun, Marein, Mahr und Marning Orte bezeichnen, welche von Muhren oder Bergbächen verwüstet worden sind oder noch bedroht werden.

Indem ich es dahingestellt sein lasse, ob diese germanische Ableitung des Namens eine berechtigte sei, oder ob derselbe nicht vielmehr mit der mehrfach in Italien auftauchenden romanischen Ortsbezeichnung Marano, Merano, zusammengestellt werden müsse, gehe ich zu einigen weiteren Bemerkungen über die Vorgeschichte des Städtchens über.

Es gibt Manche, welche behaupten wollen, daß, seit man aus der Entfernung so viele neue ziegelrothe Dächer aus den altersbraunen Bedachungen hervorblinken

sieht, seit Ankömmlinge aus aller Herren Ländern in „Pensionen“ und „Curhotels“ in dem Landstädtchen an der Passer hausen und dieses sogar in die sogenannte „europäische Route“ mit eingezogen worden ist, sich der Kurzweil dortselbst mehr vorfinde, als in alten Tagen.

Wenn man aber die Bücher durchliest, welche sich auf eben jene alten Tage beziehen, so möchte sich das Urtheil immerhin ein wenig anders gestalten.

Was in dieser Beziehung von Meran zu bemerken ist, gilt freilich mehr oder minder auch für alle anderen süddeutschen Städte des Mittelalters.

Im vierzehnten Jahrhundert war das Leben ein bunteres und farbigeres, als wir uns es heutzutage vorzustellen gewohnt sind.

Die Philisterei und Landstädterei unserer Tage war gemildert oder vielmehr belebt durch rohen Prunk.

Wenn wir uns um jene Zeit in eine Gasse des Städtchens versetzen, so sehen wir jene Buntheit in Gewändern, welche das Mittelalter mit seinen „Kleiderordnungen“ zu corrigiren versuchte.

Die Frauen haben langes Haar und kurzen Sinn, wie man um jene Zeit zu sagen pflegte. Wir begegnen Jungfrauen mit herabwallenden Locken, auf dem Kopfe einen goldenen Reif. Die Farben des Gewandes sind, wie sie eben zu Haaren und Augen passen. Es erscheint lang und faltig und gemahnt uns an die Kleider, welche wir an den Weibern der pompejanischen Wandgemälde sehen. Das hervorstehende Hemd ist von der durchsichtigsten Leinwand, daß man die Haut darunter erblickt, „Hemide

von siden blaune", wie es im Lohengrin heißt. Sie haben Wein getrunken, um rothe Wangen zu bekommen, und was am Incarnat noch abgeht, dem helfen gemalte Schminkflecke nach. Freilich eifern dagegen die Zeloten und sagen, daß heiße Gott verläugnen, — aber was hilft es? Bietet doch das Roth den schönsten Gegensatz zu der mit der größten Sorgfalt gepflegten Weiße der Arme, Hände und Schläfe. Diese vorüberwandelnde schlanke Gestalt beispielsweise trägt einen blühweißen Kopfputz über den blonden Haaren, der an der Seite — etwa in der Weise breiter Sturmbänder — rundlich ausgeschnitten ist. Ihr Ueberwurf ist violett, der Wulst um den Hals, in welchem er endigt, hat grüne Farbe, das fast versteckte Unterkleid ist gelb. Ein solches Gewand trug vielleicht auch Magaretha, die Maultasche, deren minnelustiger Sinn sich nicht blos in dem Leibsprüchlein:

Langer Liebesmangel
Ist meines Herzens Angel,

sondern auch in allerhand überlieferten Abenteuern äußerte, deren manche, wahrscheinlich höchst übertrieben, an die Geheimnisse des Thurmes „de Nesle" zu Paris erinnern wollen, schließlich aber vielleicht nichts Anderes sind, als Träumereien, verwitterten mythologischen Erinnerungen entsprungen, Fratzen altgermanischer Göttinen, gleich der „Frau mit dem Todtenkopfe".

Auch wäre es keine überraschende Begegnung gewesen, wenn wir in der Laubengasse „gemeine Fräulein" lustwandelnd angetroffen hätten. Auch diese trugen daamls, wie überall im frommen Mittelalter, zur Ergötz-

lichkeit des Lebens bei, mußten sich aber durch gelbe Fähnlein auf den Schuhen kenntlich machen.

Bald begegnet uns ein Mann mit „Rocke ûf gegurt“. Die Aermel schmücken Goldborten und ein Besatz von köstlichen Steinen, und in dem kleinen goldgestickten Säckchen trägt er Gewürze, die ihm als Parfüm dienen. Er gehört vielleicht zum Gefolge des eben anwesenden Herzogs; denn ein Diener mit grünem Rocke und violetten Beinkleidern folgt ihm in ehrerbietiger Entfernung.

Bald begegnen wir einem Kriegsknecht, dessen ganze Gestalt vom Kettenpanzer eingehüllt wird; ein anderer folgt ihm hoch zu Roß, an dem Schellen „von lichtem Golde roth“ klingeln.

Wieder kommt ein wohlhabender Bürger gemessenen Schrittes einher. Er hat ein weites Oberkleid mit blauen Aermeln. Aus dem weißen Unterkleid schauen engere Aermel, die mit schwarzen Borten eingefaßt sind, und auf dem Kopfe sitzt eine mennigrothe spitzige Mütze. Alle diese haben gedrungenere Gesichter, als unsere Zeitgenossen. Denn die Männer des 14. Jahrhunderts waren im Essen und Trinken anspruchsvoller, als unsere Zeitgenossen.

Ueber das Leben im darauffolgenden Jahrhundert gibt uns die Kirchenordnung vom Jahre 1559, welche Zingerle mittheilt, einen belustigenden Wink.

Auch hier klingt uns die Weinglocke entgegen, die zum Schrecken aller Trinker in den Wintermonaten um sieben Uhr Abends geläutet wurde. Die Processionen in der Bittwoche hatten zum Theil eine solche Ausdehnung,

daß der ganze Tag davon beansprucht wurde. So zog man am Dienstage von St. Leonhard über Gratsch, Algund, Riffian nach Tirol und St. Peter. Daß bei solchen langen Umzügen nicht nur gebetet, sondern auch waidlich „gepicht“ wurde, versteht sich von selbst. Ein Hauptfest für das junge Volk war das Himmelfahrtsfest, an dem nicht nur Christus mit Engeln gen Himmel gezogen wurde, sondern auch brennende Werchflocken, Oblaten, Nüsse und Kastanien von dem Kirchenloche heruntergeworfen wurden zu Nutz und Frommen der Schüler. Daß diese sich um diese Spende balgten, und daß es ohne einen Mordspectakel dabei nicht abging, darf wohl sicher angenommen werden. Am Frohnleichnams-Abende zogen die Fräulein unter der Anführung der Frau Richterin und Bürgermeisterin um 1 Uhr in den Thurm und läuteten in eigener Person zum Feierabend.

Bei der Frohnleichnams-Procession wurde ein Hochamt in der Kirche zur heiligen Clara gehalten, während dessen sich die Fahnen- und Standartenträger in den Wirthshäusern auf dem Rennwege so gütlich thaten, daß auf dem Rückzuge durch die Laubengasse die Träger sammt Fahnen und Standarten wackelten, und es Lärm und lautes Handgemenge gab. — —

Das sind so einzelne Züge aus dem Leben der alten Stadt, welche uns neben vielen anderen, die am Ende allen mittelalterlichen deutschen Städten gemeinsam sein mögen, überliefert worden sind. Ernstere Dinge, welche auf die „Glaubenseinheit“ von Tirol ein wunderliches Licht werfen, behalten wir uns für eine kurze Be-

sprechung der religiösen Bewegungen des Berglandes im Allgemeinen vor, für die sich vielleicht anderweitig Raum findet.

Wir werden ersehen, daß die Reformation hier spurlos vorüber ging, und daß ohne die Belehrungsmittel des Galgens und des Rades heutzutage manche Bauernfamilie des Burggrafenamtes Mitglied irgend einer lutherischen Secte wäre, statt der „Herz-Jesu-Bruderschaft“. Das einst aufgeweckte, heutzutage verdüsterte Volk bemächtigte sich mit Eifer der Bewegung, und es wäre in der That nicht abzusehen, wohin diese an der Stätte, an welcher einst der heilige Valentin die Heiden bekehrte, geführt hätte, wenn vom Stadtrath nicht ein „Eifer“ entwickelt worden wäre, der selbst den heutigen Stimmführern des glaubenstreuen Tirol ein Vorbild sein möchte.

Indem wir vorläufig diese und die zunächst darauffolgenden Zeiten übergehen, kommen wir bei unserem Jahrhundert an, in welchem es dem kleinen Landstädtchen gelungen ist, in der weiten Welt berühmt zu werden.

Damit aber hat es folgende Bewandtniß.

Wie einst die Landschaftsmaler die Vorläufer des Zuges der Fremden nach den Gebirgen des Salzkammergutes und Oberbaierns waren, so hätten vielleicht auch die Ruinen des Burggrafenamtes und die milden Hänge, unter welchen der Rosengarten des Königs Laurin verzaubert liegt, noch geraume Zeit auf die Pilgerschaaren des Nordens warten dürfen, wenn nicht genannter Münchener Schriftsteller Joseph Lentner ihren Ruhm mit Posaunenstößen der Welt verkündet hätte.

Das fiel in den Anfang der Vierziger-Jahre, also in eben jene Zeit, in welcher die Eisenbahnen den Verkehr zu beschleunigen begannen und sich mit ihnen die moderne Reisewuth einstellte. Auch will es fast scheinen, als ob seit jener Zeit die Welt immer kränker würde und sich nach „klimatischen Curorten" und wunderthätigen Lüften ein nicht minderes Bedürfniß einstellte, als in früheren Jahrhunderten nach Zaubersprüchen und Amuletten. Der schön südlich klingende Name des Oertchens und die Legende, nach welcher hier hesperische Lüfte inmitten einer deutschen Bevölkerung ohne Zugabe wälschen Unflathes zu genießen seien, die Anmuth des Thales und endlich die Macht des Beispiels zogen nunmehr einen Fremdling nach dem andern nach dem Städtchen an der grünen Passer.

Nach und nach ergab sich auch, daß Schwindsüchtige mit geheilter Lunge von dieser Stätte zurückkehrten — eine Beobachtung, die bei dem gegenwärtigen körperlichen Zustande unserer „gebildeten" Welt nicht verfehlen konnte, günstig auf das Aufblühen des neuentdeckten Heilortes einzuwirken. So ist es denn dahin gekommen, daß, wer im Herbste um das Städtchen herum spazieren geht, mit jedem Schritte auf eine ausgespuckte Traubenhülse tritt, und die Zimmernachbarn in den Gasthäusern husten — ein wirkliches „Spitalfields" von Tirol.

Die Aerzte mögen wissen, welche Verheißung den armen Pilgrimen winkt. Wir in diesem Buche haben nur nebenhin mit solchen, dem Leben wie der Natur fremdartigen Erscheinungen zu schaffen und berücksichtigen

sie in Kürze, insoferne sie an der Physiognomie des Städtchens Aenderungen hervorgebracht haben.

Und diese sind denn auch wirklich in hohem Grade auffällig. Dadurch, daß man auch die verhältnißmäßige Milde der rauhen Jahreszeit entsprechend verwerthet, ist es dem glücklichen Meran gelungen, fast das ganze Jahr über „Saison“ zu halten und nur die zwei heißesten Monate hindurch sich des Charakters eines Curortes zu entäußern. Nur während die Wirthe des hohen Engadin ihre Ernte halten, rasten die Meraner Pensionsbesitzer in ihren Sommerfrischen von den Mühseligkeiten der Fremdenbeherbergung aus — eine Errungenschaft, die einzig dasteht, und deren Lorbeeren wohl den Hotelbesitzern anderer Orte, deren Luft nicht minder ein Gemisch von Universalmitteln ist, die Nachtruhe rauben möchten.

Schon reiht sich eine Kranken-Caserne an die andere. Die Fruchtbarkeit des milden Thales läßt Pensionen aus der Erde schießen, und bald werden die etwas finsteren und zugigen Gäßchen des alten Städtchens, in welchem vor Zeiten die Menschheit ohne Bewußtsein von der Heilkraft der Luft an der „Wassermauer“ oder „unterm Berge“ hauste, ringsum von einem Gürtel zinstragender Schablonenhäuser umfaßt sein, deren Insassen sich um den Gemeindesäckel verdient machen.

Ehe wir uns aber aus der frischen Luft in diese Krankenviertel verlieren, wollen wir uns vorerst noch etwas auf den Höhen umsehen und dabei manchen Anziehungspunct, wenn auch vielleicht nicht für Kranke, doch für Gesunde entdecken.

Unter dem „Steinernen Steg“, den die Zenoburg überragt, sondert sich ein Theil der klaren Passer-Fluth vom Felsenbette ab, um den Unrath der alten Landeshauptstadt zu fegen, ihre Cloaken zu durchspülen und, wenn sie dieses Geschäft besorgt hat, jenseits des Vintschgauer Thores wieder den Wäscherinen zu dienen, welche ihr Linnenzeug in die Wellen tauchen, denen nunmehr, wie Geruch und Auge bestätigen, die ländliche Unschuld schon auf dem kurzen Spaziergange durch die Stadt abhanden gekommen ist.

Andere Wasser rinnen als „Wälle“, das heißt in Gräben, durch welche die Wiesen bewässert werden, zur Etsch. An solchen bemerkt man, wie mancher Gang in den Auen des Forster Wiesenweges lehrt, nicht nur Fischer, welche den Forellen auflauern, sondern auch Fischottern, die ihnen das Geschäft verderben.

Alle diese Wasser tragen wenigstens durch ihr Geplätscher etwas zur Belebung des Landes bei, und wenn die Sonne über den Weingeländen brütet, die Cicaden verborgen im Laubwerk singen und kein Lüftchen den breiten Kessel zwischen Ifinger und Marlinger Berg durchzieht, mag ihr Gemurmel, wie der alte Dichter von den Bächen Latiums zur Zeit des Hundsgestirnes rühmt, zum Schlummer im Schatten einladen.

Ueberall rauscht es im Sommer, wenn man gegen den Rosengarten und Gratsch hinausgeht oder auch am Lazagsteige, wo die Fluth ölglatte Kreisel zieht zwischen den knorrigen Weiden-Koboldeu und der Blick von diesem glasklaren Bächlein sich wieder zur tiefen Passer hinabwenden mag, von der aus es in die Höhe gestiegen ist,

gleichwie aus ihr der andere Bach weiter unten in die übelriechenden Tiefgänge der Stadt dringt. Und über allem dem die verwitterte Zenoburg — die Lieblingsbühne der Novellisten, von denen jedoch noch keiner auf den Einfall gerathen ist, sich um's „Waldele", die alte Waldelin zu bekümmern, die noch vor wenigen Jahren dort oben ihre Zauber-Bibliothek aufgestellt hatte und durch einen zerrissenen Strumpf in die Zukunft schauen konnte.

Herüben am Walle hauste in noch früherer Zeit der „Maiser Student", eine halb mythische Figur der alten Meraner, in welchem ein Germanist die Spuren verschiedenartiger in ihm verkörperter heidnischer Vorstellungen entdecken würde. Dem Maiser Studenten war es eine Kleinigkeit, Butten voll Birnen in Mäuse zu verwandeln und Geld herbeizuzaubern, soviel sein Herz wünschte. Ja, es gelang ihm sogar, dem Scharfrichter ein Schnippchen zu schlagen. Denn als er beim „Sinich" — der alten Hinrichtungsstätte von Meran, dort, wo unter der Fragsburg der Sinichbach in's Etschland heraustritt, — gehenkt wurde, saß er zu gleicher Zeit beim oberen Wirth in Mais, und als der Henker genau hinsah, merkte er, daß ein Strohwisch in der Schlinge stak. Wie es ihm später erging, und ob er auch wieder aus dem kupfernen Kessel entwischen konnte, in welchen er zuletzt eingeschmiedet wurde, darüber gehen die Erzählungen noch weiter auseinander als über die Künste der alten Waldelin.

Der „Haarwall" läuft draußen vor dem Vintschger Thore, und wenn man den Algunder Capellensteig geht,

so erblickt man bald das erhabene Bett, das er sich allmälig aus dem Schotter der Berge unterlegt hat. Da brennen in der Charwoche in den vielen Capellen Lichter, und selbst Freigeister werden da dem Opfer nicht entgehen, mit welchem die frommen Lichtanzünder den Vorübergehenden brandschatzen.

Diese allgegenwärtigen Wasser und die Nähe der stets wellenreichen Etsch geben dem Garten von Meran einen landschaftlichen Vorzug vor dem Bozener Boden — abgesehen von der größeren Buntheit der Gebirgszüge, welche das Meraner Becken einrahmen, das freilich keinen Schlern, dafür aber den Anblick stattlicher Schneegebirge, wie den des Tschigat und theilweise auch des Laaser Ferners besitzt.

Der eigentliche Reiz des Meraner Thales aber liegt in den Gestalten seines Bauernvolkes, das noch weit weniger von der gleichmacherischen Verfälschung und dem italienischen Proletarier-Geist angesteckt ist, als die Landsleute zwischen Bozen und Salurn. Man muß einen Schützenfestzug oder dergleichen öffentliche Feierlichkeit in der Umgegend von Meran gesehen haben, um sich des deutschen Volkes zu freuen, das südlich vom Brenner wohnt.

Freilich darf man darunter nicht einen Aufzug meinen, wie er etwa am Charfreitage sich durch die Straßen von Meran bewegt: ein Riesencrucifix mit einem dunkeln Gefolge von schwarz und weiß verschleierten Nonnen, befrackten Stadtmenschen, die einen Christus auf der Bahre schleppen, und Bauernvolk, das murmelnd oder schreiend hinter drein läuft. Man möchte in der

That meinen, es habe sich bei solcher Veranlassung nur der Abhub des Gothenvolkes an der Etsch eingestellt — so viel spitzköpfige, gedrückte, armselige Jammergestalten sieht man da hinter dem Idol einherschreiten.

Wie anders dagegen stellen sich dem Auge jene in Braun und Roth gekleideten Männer dar, die bei den Klängen einer lustigen Schützenmusik, mit grünem Reisig geziert, der großen Fahne Andreas Hofer's folgen, jenes Volk, treu wie Gold, unwissend und verblendet wie eine Schaar von Klosterknechten! Der höchste Glanz wird bei Kaiserschießen entfaltet: da kommen die Algunder, Schönauer, Partschinser u. s. w., jede Schaar sich in Tracht von der anderen unterscheidend, jede mit ihrer Musikbande. Am besten sehen die Sarnthaler in ihren scharlachrothen Wämmsern aus, während die Passeirer sich durch grüne Hüte mit so breiten Krämpen auszeichnen, wie sie vor einem halben Jahrhundert dort noch allgemein getragen wurden, und mit welchem Hute angethan auch auf guten Bildern Andreas Hofer zu sehen ist.

Das Passeirer Thal vorzüglich bestimmt die Physiognomie der Bauernschaft, der man in der Meraner Gegend begegnet. Ich habe früher erwähnt, wie dieses Thal — nämlich in seiner unteren Hälfte — auch landschaftlich typisch ist für das deutsche Gebiet jenseits des Brenner.

Widerwillig wenden sich die Gesichter der Curgäste von ihm ab, wenn der scharfe und trockene Jaufenwind aus ihm hervorbricht und nur Derjenige, der sich hart an schützenden Berghängen oder Mauern hält, seinem hustenerweckenden Reiz entgeht — sehnsüchtig dagegen

blicken die Augen der Gesunden in die walddunkle Mulde und erfreuen sich ihre Lungen an dem Hauch, der frisch wie Wasser den fichtengrünen Hängen entströmt.

Während Treibhausluft über Gratsch und Algund brütet und auf den Felsen der Zenoburg sich die großen blauen Eidechsen an versengender Gluth ergötzen, weht es frühlingsfrisch über die ungeheuere Schuttbahn von St. Martin und über die zahllosen Schaumbäche, in denen die aus Grafeis und Fartleis kommenden Wasser sich durch das breitere Thal bewegen.

Hier regnet es vor dem Wind von Blüthen, die Reben weinen, und auf den Wiesen übertönt das Gesumme der Bienen fast den immerwährenden Glockenhall, der aus dem frommen Thale in die wolkenlose Luft dringt — dort aber im „Lanenthal“ — so möchte ich Passeier wegen seiner Riesen-Muhrbrüche bezeichnen — haben sich die Knospen der Buchen noch nicht geöffnet. Hunderte von Gulden wurden in Pulver verknallt, der Peterspfennig fließt reichlich, eine Herz-Jesu-Capelle prangt am „Sand“ — aber kein Zweispänner erreichte jemals den Hauptort des Thales — Alles liegt wild und rauh da, und von der Verfeinerung, welche das Fremdenvolk nach Meran eingeschleppt hat, ist so wenig etwas thalaufwärts gedrungen, als Wasser dem Jaufen zufließt. Während in der Stadt schon Spuren aufklärerischer Umtriebe verspürt werden, haust in „Pfeir“ das Volk, auf welches sich die herrschende Gewalt „verlassen“ kann, welchen Ruhm es allerdings mit den Sarnthalern und einigen anderen Nachbarn zu theilen hat.

Wie im Frühjahre der breite Schneestreifen des Jaufen über die rothen Flämmchen der Pfirsichbäume herüberschaut, so starrt es dort drinnen noch, während heraußen schon manches Anzeichen von Thauwetter zum Vorschein kommt, vom trutzigen Wahn alter Jahrhunderte. Man glaubt sich in die Zeiten des Bauernkrieges zurückversetzt, wenn man hie und da den halsstarrigen Haß beobachtet, mit welchem der Priester den Bauer gegen den Städter in seiner Eigenschaft als „Liberalen" zu erfüllen gewußt hat. Bei mancher Gelegenheit, bei welcher die freigeistigen Städter — der Himmel verzeihe diese Hyperbel! — öffentlich ihre Freude an irgend einem der geschichtlichen Vorgänge zeigten, mit welchem das Schicksal in den letzten Jahrzehnten die streitende Kirche und was damit zusammenhängt, so verschwenderisch heimgesucht hat, hörte man mehr oder minder laut den Ruf: „die Sarnthaler, die Pfeirer kommen!" und es fehlt nicht an einflußreichen, schwarzgalligen Junkern, welche solche Chouans-Züge anordnen möchten.

Glücklicher Weise ließen es die Wackeren noch jedesmal bei ihren Verwünschungen bewenden, und es wird sich nicht leicht ein Vorgang berichten lassen, bei welchem ihre Fäuste eine größere Rolle gespielt hätten, als ihre Mäuler. Dennoch aber ist das „katholische Volk" unter dem Jaufen und dem Penser Joch ein ziemlich starkes Bollwerk des Bestehenden, und die Vendéer-Scenen dürften nicht völlig ausbleiben, wenn einmal der Eisgang über's Land kommt. Schade um die Kraft und noch mehr schade um das Loos, das

einstweilen dem Volke von Denjenigen bereitet wird, denen „der Bettler lieber ist, als der Ketzer.“

Den Besuchern von Meran ist, wenn sie ihre Blicke auf die benachbarten Höhen gerichtet haben, sicherlich kein Bauwerk mehr aufgefallen, als das Kirchlein zur „heiligen Katharina in der Scharte“, welches hoch im Osten von einer Einsattelung des Porphyr-Gebirges herabschaut. Nicht selten mögen Kranke sehnsüchtig dort hinaufgeschaut und sich an der Vorstellung erfreut haben, welchen Genuß die weitschauende Warte ihnen bieten möge, wenn einmal der Himmel des Etschlandes am eigenen Körper die gehofften Wunder gewirkt haben würde.

In dieser Hinsicht nun würde ihre Sehnsucht getäuscht worden sein. Die zweitausend vierhundert Fuß Höhe, mit welchen das Kirchlein über das Rebenufer der Etsch emporragt, reichen zwar hin, um den Erklimmern des steilen Weges Schweißtropfen auszupressen, nicht aber, um ihnen den Fernblick über die Wälle des Burggrafenamtes hin zu verschaffen. Denn überall erheben sich diese noch gewaltiger nach drei Richtungen des Himmels, und selbst gegen Osten hin beschränken waldige Hügel des Haflinger Gebirges den Blick.

Doch wenn der Blick nach der Ferne gehemmt wird, so geht ihm aus der Nähe, von beiden Seiten des Weges her, reichliche Belehrung über die Eigenthümlichkeiten der Etschländer-Berge zu. Ich setze voraus, daß eine solche Wanderung im Hochsommer, etwa zur Zeit, in welcher die edle Kastanie ihre großen Blüthenwedel öffnet, unternommen wird, weil das Jahr in jenen Tagen seine größte Ueppigkeit entfaltet und man das Etschland

eben in seiner Auszeichnung der sommerlichen Ueppigkeit des Pflanzenwuchses gesehen haben muß, um es recht zu verstehen und zu lieben. Wie schauen doch die Weingärten von Ratmetz und die Baumhaine von Trautmannsdorf um so viel herrlicher in voller Sommerkraft aus, als im jugendlichen Frühling oder im alternden Herbst! Wie anmuthig vermengen sich die Erscheinungen des Heu-, des Brach-, des Blüthenmonates, während man aus dem heißen Thale nach der kühleren Höhe hinaufsteigt.

Schon blüht im Sonnenbrand der Tiefe nichts mehr als mancher exotische Baum, welchen Gärtnerkunst hieher verpflanzt hat, um dem südlichen Ansehen des Curortes nachzuhelfen, die Linde oder der rothe Mohn auf den Mauern der heißen Weinpflanzungen. Oben aber öffnen sich die Kelche mittlerer Alpenhöhen.

Das Etschland ist am schönsten, wenn die Meraner Fremden-Casernen verlassen dastehen und die Cicaden unter den Reben singen, wenn nach flammendem Sommergewitter der heiße Boden dampft und am Marlinger Berge helle Wolkenbänke stehen.

Schon hängt an den Maulbeerbäumen die schwarze Frucht, und die Nußbäume werfen ihren Schatten auf das Lichtgrün der abgemähten Rasen.

Noch rinnen aber die Brünnlein eiskalt dort oben neben dem Saumweg, dort, wo schon Lärchen die Fruchtbäume zu verdrängen anfangen, und in die Stille der Schatten hoch oben rauscht es mächtig von der Etsch herauf, welche die Schneewasser des Hochgebirges schwellen.

Da oben stehen jene malerischen etschländischen Bauernhäuser mit ihren schaumigen Wiesenwassern und

schattigen Angern, mit ihren Kästen und Kirschbäumen, mit den gepflasterten überrieselten Wegen, mit den buntbemalten, von wildem Wein überwachsenen Bildstöckeln, die mit keinen anderen Ansiedelungen in der Welt verglichen werden können. Der Reiz dieser Gehöfte und ihrer Umgebungen stumpft sich durch häufiges Schauen keineswegs ab, und so oft wir, von Norden herkommend, das erste dieser Häuser wieder durch die Bogengänge der Nußbäume erblickt haben, däuchte es uns, als beginne die Schönheit des fruchttragenden Landes vor uns langsam in den duftigen Himmel empor zu steigen.

Bis zum Kirchlein der heiligen Katharina hinauf wechselt der dicke Pflanzenwuchs, welcher den Porphyrhang bedeckt, mehrmals und unerwartet sein Aussehen.

Bald beschatten Lärchen den von Farnkräutern bedeckten Boden, bald Gestripp, durch welches die weidenden Kühe wandern. Solche Pfade an den Ostbergen der Etsch müssen des Morgens angestiegen werden, wenn die Sonne noch jenseits der Jöcher steht und blauduftige Kühlung über dem bethauten Walde liegt.

Zu St. Katharina wird man es bald inne, welche Höhe den schwer errungenen Standpunct von den Gärten Merans trennt. Denn während dort an Schwüle die Nacht sich kaum merklich vom Tage unterscheidet und alle Gemächer mit Sorgfalt gegen das Licht verdunkelt und gegen die mit metallischem Gewicht eindringende Hitze geschützt werden, lustwandelt es sich da oben behaglich in den Sonnenstrahlen, vor denen sich die Weichlinge verstecken. Es ist, als ob die weißen Ferner aus dem hintersten Ulten und andere Spitzen, die hier in den

Himmel hinein ragen, ihren Hauch herüberschickten zu den Felsen, auf welchen St. Katharinens Heiligthum aufgebaut ist.

Es läßt sich ohne Weiteres voraussagen, daß sich hier das Vegetations-Bild anders gestalten wird, als in der Umgegend der Stadt, deren Häuschen wie winzige Würfel, die ein Kind gegen den Küchelberg hin gestreut hat, heraufschauen. Die ganze Umgebung, das Gebiet von Hafling, besteht aus mäßigen Bergen, deren Hänge theils Wälder, theils Saaten und Wiesen bedecken, und in deren tiefster Furche der Sinnichbach rauscht, das nämliche Gewässer, welches hinter der Fragsburg urplötzlich den tollkühnen Satz über die rothen Felsen hinab macht, um sofort aus der Einsamkeit seiner kühlen Wälder in die Wärme des volkreichen Tieflandes zu gelangen.

In den Meraner Weingärten zwitscherten die Cicaden — hier oben singt unter den Heckenrosen, hinter den grauen Holzzäunen der Wiesen, die Grille. Nichts mehr vom malerischen, absonderlichen Aussehen etschländischer Höfe: unansehnliche Hütten mit grauen Strohdächern und den Haufen abgehackter Fichtenzweige vor der schmutzigen Thür.

Kein eigentlicher Alpenboden ist Meran näher als die Hochgründe zwischen Hafling und dem Kreuzjoch. Sie sind von waldigen, fichtenzackigen Höhen unterbrochen, und wer über diese hinweg gegen Westen schaut, von wo die weißen Ferner und die blauen Wälle über diese dunklen Hügel hereinragen, mag sich leicht im lustigen Voralpenland dünken. Denn das Auge ahnt nichts von

der tiefen Kluft des Etschlandes, welches sich zwischen den beiden aufthut.

Dort oben stehen am Waldrande, nahe am Föhrenschatten, die Hütten der Mooswalder Alp, und nahe bei ihnen quillt der „Möser-Brunnen“, rings von einem brennenden Kranze der Alpenrosen umgeben. Von dort aus habe ich einst einem Bittgange zugesehen, welcher mit rothen Fahnen nach der kleinen Capelle wallfahrtete, die oben neben dem Ifinger steht. Die Wände dieser grauen Pyramide begrenzen den Himmel nah und fern, die Schneefurchen, das betende Volk und das Plätschern des kalten Quells machten zusammen den Eindruck eines Bildes, welches nur Land und Menschen von Tirol darstellen können.

Nicht gar weit vom Kreuzjoche entfernt hört der Wald und was ihm eigen ist, das Gestrüpp und die Streuhaufen auf. Es beginnt der kurze Rasen der Höhe. Aber auf keinem Berge des Etschlandes, der nur wenig über sechstausend Fuß sich ob dem Meeresspiegel erhebt, erschließt sich ein Bergrund wie um das graue Jochkreuz dieses Passes. Hoch über allen glänzt der weiße Ortler, drüben aber stehen, Kirchhofsteinen vergleichbar, die Dolomite. Das ist ein Anblick, welcher das Gemüth erfreut und den Sinn nicht minder in die Höhe hebt, als es der Körper gethan hat, der aus dem träumerisch schwülen Etschlande zum rauhen Alpenjoch emporgeklommen ist.

Mit Vorliebe siedeln sich die Fremdlinge längs der Passer und auf dem Hügel von Obermais an. Beide Oertlichkeiten, sowohl das steinige Ufer des Alpenflusses,

als auch die Höhe des erwähnten Dörfchens haben ihre Reize.

Bei der ersteren mag den Ankömmling der glänzende Mittag und das fernblauduftige Etschland, das Geplätscher des grünen Flusses und der süße Baumduft gelockt haben, bei der zweiten hingegen wohl auch der Blick gegen Süden, sicherlich mehr aber noch das Beispiel, welches ihm dort durch das Vorhandensein vieler alten Castelle und Ansitze gegeben war.

So ist die „Wassermauer", an welcher sich der sonnigste Fernblick erschließt, durch den Fluß vor dem Schicksale der Ansiedelungen in Obermais bewahrt geblieben, deren Boden kein Hinderniß bietet, daß nicht Mauerwerk auf Mauerwerk aufgerichtet und Luft wie Licht beeinträchtigt werde. Ländliche Vereinsamung und pflanzenduftige Ruhe thun dem Kranken wohl, aber menschliche Narrheit gefällt sich in den dicht neben einander angehäuften Pferchen. Manches mitten im Grünen stehende Häuschen wird kaum beachtet, während die Luft der Kranken-Casernen beliebt ist. Derjenige, welcher im Frühling die steilen, gepflasterten, staubdurchwehten Mauergassen von Obermais durchwandert, wird sich selbst die Frage vorlegen, was denn ein Leidender in manchem Gewirre von Häusern hinter seinen doppelten Winterfenstern zu suchen habe, und ob ein gar so großer Unterschied sei zwischen den sonnigen Villen in den langgedehnten Vorstadtstraßen mancher Metropole und dem Wirrsal dieser Mauern, durch welches der Nordwind fegt. Noch immer wird ein Rasenplatz und ein Garten nach dem anderen dortselbst zerstört, um neue „Pen-

sionen" aufzuführen. Man hantirt zwischen den Pflanzen, deren Hauch den siechen Stadtflüchtling erquicken soll, mit Kalk, Mörtel und Kelle — man drängt und quetscht sich. Nichts verräth mehr als eine solche Beobachtung, daß unter allen möglichen Kenntnissen der Menschen die Kenntniß von den wirklichen Bedingungen der Gesundheit die am wenigsten verbreitete, oder auch nur gesuchte ist. Man wird nicht weit irr gehen, wenn man annimmt, daß Derjenige, welcher sich dort hinter seinen Winterfenstern gegen die frische Luft verschanzt, dagegen bei den unvermeidlichen Zusammenkünften der Pensionsgäste einen Kranken-Odeur einathmet, sich besser dort befände, von wo ihn die Meraner Legende hieher gelockt hat, am allerbesten aber in irgend einem einsamen Bauernhause des Hochgebirges, auf welches die Sonne scheint, und in dessen Umgebung man seit vielen Menschenaltern niemals etwas von Lungenkrankheit gehört hat — sehr im Gegensatze von der Stadt Meran oder Bozen, in deren Mauern nach Verhältniß nicht viel weniger Leute wohnen, die von dieser Geißel gepeinigt werden, als in anderen Städtchen Deutschlands.

Es wäre unerquicklich, lange Zeit bei der Betrachtung dieses Spitales zu verweilen.

Wir betrachten dasselbe auch bei unserer Darstellung des Landes nur als einen Durchgang, der nicht zu vermeiden ist, wenn man sich die östlich bei Meran einmündende Naif-Schlucht beschauen will. Manche meiner Leser kennen dieselbe bereits aus Paul Heise's „Meraner Novellen", wieder andere, die Meran selbst besucht haben, an den aus Jaspis gefertigten Nippsachen,

die in manchem Laden verkauft werden, und deren Steine aus dem Schotter stammen, welchen der Bach dortselbst aufgehäuft hat.

In früheren Zeiten — es ist gar nicht einmal lange her — strömte die Passer selbst bei St. Valentin, hart an der Einmündung dieses Thälchens vorüber und zog sich in weitem Bogen um Meran und seine Vororte herum zur Etsch. Daß sie dieses Bett verließ, daran ist sicherlich nur der Naifer Bach schuld, der mit seinem herabgeschwemmten Geschiebe den Passeirer Wassern einen fortan unbesiegbaren Damm entgegenstellte.

Wenn man die Gewalt kennen lernen will, mit welcher dieser ärmliche Bach, an welchem man oft zur Sommerszeit Mühe hätte, eine Tonne zu füllen, mitunter aus seinen Gründen hervorbricht, so braucht man sich nur zur kleinen Capelle „Mariä Heimsuchung“ zu begeben, welche in geringer Entfernung von Obermais am südlichen Rande der Schlucht steht. Neben dieser Capelle haust ein Mensch, welchen das gutmüthige Meraner Volk einen Einsiedler nennt, in Wirklichkeit ein Bursche, der die Schutzpatronin seines Heiligthums durch Nichtsthun und den theuern Verkauf von Flaschenweinen ehrt. Dieser nun ist eine lebendige Chronik des Baches und seines wilden Gebahrens.

Freilich hat er bei seinen Demonstrationen leichtes Spiel. Denn wenige Schritte von seiner Einsiedelei entfernt, klafft eine gewaltige Runse, die sich das Wildwasser in den früher von ihm selbst aufgehäuften Schutt gerissen hat. Seine Erzählungen sind umso lehrreicher, als man

die Wirkungen dessen vor Augen hat, wovon er spricht. Zum unheimlichen Charakter seiner Erzählungen stimmt auch ein abscheulicher Trottel, welcher sich seit geraumer Zeit dort herumtreibt — eine Figur aus der Zeit der Pfahlbauten, mit verschwindend schmaler Stirne, zottigem Körper, pechschwarzen, borstenähnlichen Haaren, dazu noch am bloßen Fuße mit einem kürbisähnlichen Gewächs behaftet, stets grinsend und zähnefletschend, einer jener Unholde, wie sie sich Sensations-Novellisten als Hintergrunds-Figuren empfehlen. Wenn diese finstere Gestalt auf einem der Granitblöcke des Bachufers sitzt und mit seinem Gelächter die Erzählungen des andächtigen Tagediebs über das Walten der Wasser begleitet, so überläuft es Einem wie kosmogonische Offenbarung. Man denkt an die eigenen edeln Ahnen, die vor etwa dreißig Jahrtausenden, als die Natur überhaupt ein noch grausameres und wilderes Ding war, sich in solcher Gestalt herumgetrieben haben mögen. Dann kommt es Einem vor, als ob der Mann — den unsere heutige Anthropologie eine „Rückbildung“ nennen würde — über den einfältigen Glauben des Einsiedlers lache, der zum Schutze des Heiligthumes gegen die schrecklichen Wasser auf die Hilfe seiner Patrone vertraut, und damit sagen wolle, daß er schon hundertfach breitere Thäler mit dem Schutte zerstörter Berge überflößt gesehen habe. Geraume Zeit, bevor der schutterfüllte Bach, oder, wie man kurzweg sagt, die „Lahn“, kommt, zittert Haus und Kirchlein, und es ist vorgekommen, daß man das Getöse der herannahenden Verheerung eine halbe Stunde vorher vernahm, bevor sie sich zur Behausung herangewälzt hatte. Mehr als einmal mußte der

Einsiedler, von solchen Zeichen gewarnt, in finsterer Nacht flüchten. Dann behielt er, von hoher Felshalde herabschauend, stets das Ewige Licht der Capelle vor Augen, dessen Schein ihm anzeigte, daß bis jetzt sein Heiligthum noch verschont geblieben war.

Die gefährlichsten „Lahnen"*) brechen in der Regel gerade um die Zeit herab, in welcher das Fest der Schutzpatronin gefeiert wird (2. Juli). Da kommt zahlreiches Volk und lagert sich im Schatten der Kastanien, die unfern vom Hause ihre Zweige über das magere Gras hin ausstrecken. Auch zwei Cooperatoren kommen und spenden den „Wettersegen", dessen Kraft freilich vor den „Lahnen" nicht bestehen kann.

Wie es nun aber schon so ist in der Welt, so gibt es nicht leicht ein Unglück für die Einen, woraus die Anderen nicht wieder ihren Nutzen holten. Man kann eine solche Lahn mit einem Riesenpfluge vergleichen, durch welchen die Oberfläche der Berge tief aufgewühlt wird. Darum kommt auch mit der Lahn jedes Mal eine neue Fuhr von Jaspis und anderen Halbedelsteinen herab, und die Steinsucher, welche sich schon lange nicht mehr haben sehen lassen, weil der Schutt der letzten Lahn schon längst ausgebeutet war, erscheinen wieder und füllen ihre Säcke. Bald darauf erblickt man vielleicht den von schaudervoller Gewalt ans Licht geschürften Stein als Broche

*) Das Wort Lahn ist in dieser Bedeutung wohl zu unterscheiden von dem gleichlautenden und in der Hauptsache wohl auch damit zusammenfallenden Worte, welches in Nordtirol Lawine bezeichnet. Vergleiche z. B. in den Tauern: Jachlahn—Windlawine, Kamlahn—Grundlawine.

auf dem Busen irgend eines Fräuleins, welches zu Obermais Hilfe gegen Siechthum sucht.

Es ist keine Frage, daß der Bach, der bei Mariä Heimsuchung vorüber sickert, das Thal viel weniger häufig und verderblich heimsuchen würde, wenn nicht die Zerstörungswuth der Bauern durch Wegführen der Baumstämme und Vernichtung des Waldwuchses die hinteren Gründe des Thales brüchig und morsch die macht hätte. Der Bach vermag den Boden leicht hinabzutragen, weil er durch nichts mehr gehalten wird.

Auch die Felsen gerade gegenüber von der Einsiedelei, etwas östlich vom Schlosse Goyen, sind in gleicher Weise brüchig. Es hat sich dort öfter zugetragen, daß arme Weiber, welche dort oben das spärliche Laub des Gestrüppes sammelten, von abbröckelnden Felsstücken verwundet wurden.

Noch wunderlicher aber sind einige Häuser der Ansiedlung Alfreid daran, die etwas höher, in der Nähe des Jochsteiges liegt, der von Meran nach Sarnthal hinüberführt.

Unter diesen ist nämlich der Grund, auf welchem sie stehen, so brüchig und verdächtig geworden, daß nach ergiebigem Regen ihnen mitunter eine absonderliche Gefahr entsteht. Es verräth dann die Berghalde Neigung zum Abwärtsrutschen, den anderen Trümmern zu folgen, welche in der „Lahn“ versunken sind. Da kommt es denn zeitweilig vor, daß die Insassen das Haus über Hals und Kopf „ausplündern“, d. h. die Geräthschaften in Sicherheit bringen müssen, damit nicht auch diese mit dem väterlichen Heim in der Tiefe zerschmettern. Auf ein

ähnliches, aus denselben Gründen verlassenes Haus an der Etsch unter Partschins werde ich weiter unten aufmerksam machen. —

An sonnigen Tagen des Vorfrühlings sieht man freilich der Schlucht keines solcher Schrecknisse an. Auf den kahlen Riesen-Kastanien ertönt Vogelsang, überall blühen die weißen Veilchen zwischen den Farnkräutern und Granitblöcken des winzigen Baches, und nur im Hintergrunde deuten jetzt ein paar Eissäulen, die an der verblauenden Bergwand hängen, auf jene hinabfallenden Wasser, die mitunter ein Stück des Gebirges mit sich thalab nehmen. Aber auch die zahlreichen Baumstämme, mit denen auf dem Goyener Wege die Holzknechte hantiren, sind nicht minder beredte Boten. Ursache und Wirkung werden da mit einem Blicke überschaut.

In Obermais, in Weinhart's und Tapeiner's Gärten, aber blüht und grünt es fort, als ob nirgends etwas Feindseliges lauerte. Der Lorbeer gedeiht unter Fichten, und der Epheubaum, scheinbar ein Haut-Relief, hält die ganze Mauer zusammen, aus welcher er herausgewachsen ist. Bienen schwärmen um die aufgeblühten Trauben des Goldregens, und vom mächtigen Baum der Wiese aus erscheinen Berge und Schlösser und Auen und Bäume alle wie beglänzte Wunder eines leibhaftigen Paradieses.

Gerne wenden sich die Sommerflüchtlinge auch nach den Höhen von Schönna und zu den Wäldern, welche am Eingange des Thales Passeier die Halden bedecken, nach Verdins und der mächtigen Masulschlucht in den Thonschiefer-Abstürzen der östlichen Thalseite.

Für diesen Theil von Passeier gilt noch mehr als für die anderen um Meran herum gelagerten Thäler jene Bemerkung von der eigenthümlichen Vermischung, in welcher die südliche und die nördliche Natur des Landes hier zusammengemengt erscheint. Am anmuthigsten und auffallendsten erscheint das im Frühjahr, wo die Fruchtbäume, die überall in der Nähe des Nadelwaldes stehen, sich durch ihre Blüthenpracht deutlich von den dunkeln nordischen Hintergründen abheben. Nirgends in Tirol stehen solche Riesenbäume des Waldes so nahe an der veilchenrothen Pracht der Pfirsichblüthen.

Gerade so ist es mit den Häusern. Man braucht nur wenige Schritte zu gehen, um von einem jener malerischen wälschen Mauerwerke, welche als Ruinen gebaut worden zu sein scheinen, zu einem braunen Holzhause mit dickem Strohdach zu gelangen.

Dergleichen sieht man auf kurzen Zwischenräumen, wobei die Wahrnehmung zu machen ist, daß die erstgenannten Baulichkeiten verschwinden, je weiter nördlich oder je höher man hinansteigt. Dieser vorzüglich tirolische Charakter des Gesammtbildes, welches Passeier bei seiner Ausmündung in das Etschthal darbietet, hat denn auch vielleicht mit die Wahl des Ortes bestimmt, an welchem die Leiche eines hochgeborenen Freundes des Berglandes zur Ruhe gestellt wurde.

Erzherzog Johann liegt in einer gothischen Capelle begraben, von welcher aus der Blick nicht nur, wie auf dem Schlosse Tirol, die Rebengärten des Etschlandes, sondern auch das wilde fichtengrüne Passeier umfaßt.

Kein Ort war sinniger für das „Mausoleum“

gewählt, als diese weitschauende Terrasse neben dem Friedhofe von Schönna. Der hier gewählte Ausdruck „Mausoleum" mag in Manchem ein nicht ganz richtiges Vorurtheil erzeugen. In der That ist das Mausoleum nichts Anderes, als eine im gothischen Style aus rothem Gestein aufgebaute Capelle, ja dem Umfange nach fast Kirche. Derselben fehlen weder der goldene Weihbrunnenkessel, noch die bunten Fenster, welche das Sonnenlicht in bunte Dämmerung abschwächen. Rechts vom goldblinkenden Altare führt eine Treppe in ein Gewölbe hinab. In dieser Halle befindet sich nichts, als ein großer brauner Sarg, mit der Krone und dem Buchstaben J. bezeichnet. So ruht denn der Mann, dessen Fuß so manche Höhe des Berglandes betrat, in der Halle des Schönnaer Heiligthums. In der Tiefe rauscht die Passer, und wenige Stunden weiter oben — von hier aus nur durch die vorspringenden Bühel des östlichen Gebirges verdeckt, bespült sie die Glimmersteine vor Hofer's Haus.

Die Aussicht, welche sich von dieser Höhe eröffnet, ist oft beschrieben worden, und ich ziehe es aus diesem Grunde behufs deutlicherer Darstellung von Menschen und Dingen vor, an den Abhängen selbst hin Rundschau zu halten. Nehmen wir uns dazu den Vorabend des Osterfestes, welches den Bewohnern dieser Thäler ausnahmslos in Blüthen ersteht.

Die Reben lassen schon ihre schillernden Thränen zu Boden fallen, und die Maikäfer umschwärmen in Schaaren die Obstbäume, zwischen deren weißen Blüthen das Laub sich kaum entfaltet hat. Die Osterglocken hallen aus den vielfach eingerissenen Schluchten wieder,

und selbst dort, hoch oben auf der Bergwiese, ist das Weiß der Apfelblüthe durch eine fast blendende Decke von Crocusblumen ersetzt.

Unten bei der Stadt wird schon mitten im breiten Passerbett ein wuchtiger, mit Steinen beschwerter Holzrechen aufgestellt, welcher den Zweck hat, Scheiter aufzufangen, die oben in den waldigen Gründen des Passeierthales, in den Fluß geworfen werden sollen. Aber die Zeit ist noch nicht da, in welcher die schweren Fichten- und Lärchenscheiter ihre Reise thalwärts vollenden, sich donnernd unter den Felsen der Zenoburg zwischen den Blöcken hindurch zwängen und, am Ende ihres Weges angelangt, sich zu zitternden Hügeln aufhäufen, unter welchen die gepreßte Fluth unheimlich lärmt — unheimlich für die Knechte, welche darauf stehen und die einzelnen Scheiter ans Land werfen, so sich den Boden selbst unter den Füßen wegnehmend, auf welchem sie stehen.

Zu solchem Schauspiel ist die Zeit noch nicht gekommen, denn die Passer fließt noch winterlich arm zwischen den in das tiefe Bett unter der Zenoburg hinabgewetterten Granitblöcken. Mit glasgrünem Wasser umwirbelt sie die weißen Steine. Wie anders donnert und sprüht das, wenn die schlammgelbe Fluth der Schneeschmelze aus den hintersten und höchsten Thälern sich dort unten bäumt! Dann werden ihr die zerhackten Stämme des Waldes anvertraut, die jetzt noch vom niedrigen Wasser, über welches der watende Fuß leicht hier und dort eine Furth findet, nicht allenthalben zwischen den Hemmnissen des Bachbettes hindurch befördert werden könnten.

In dieser Gegend des Etschgebietes ist den Einwohnern der Ostertag von Veilchenduft und Pfirsichblüthe unzertrennlich, und die weißen, froststarrenden Osterfeste, mit welchen nicht selten in mancher Gegend Deutschlands Lenzhoffnungen betrogen werden, bleiben da unbekannt. Das Auferstehungsfest fällt sogar meist in einen Frühling, welchem hier schon fast sommerliche Wärme innewohnt.

In tieferen Lagen singen die Cicaden, während der Rasen unter den Aesten der Kastanienbäume von nickenden Blumenkronen belebt wird.

Nicht minder merkwürdig ist das Treiben der Menschen in diesen Tagen.

An jedem Charfreitage findet zu Meran eine große Procession statt, an welcher sich Tausende von Bauern betheiligen. Ein hölzernes Bildniß der Jungfrau mit blauem Mantel wird herumgetragen, auch ein liegender Christus, unter welchem die schwarzbefrackten Bürger, die ihn schleppen, aufseufzen mögen. Nonnen mit schwarzen und weißen Schleiern, bärtige Capuziner und behäbiger Welt-Klerus schreiten murmelnd einher.

Das Nämliche geschieht zu Algund unter allgemeiner Betheiligung der Andächtigen, wovon jedoch die sogenannten „Versperrten" (es wird dieses weiblichen Ordens später, bei Gelegenheit eines Spazierganges in Brixen, Erwähnung geschehen) ausgeschlossen sind, die unter keinem Vorwande jemals wieder die Schwelle überschreiten dürfen, deren Thor mit ihrem Gelübde sich hinter ihnen geschlossen hat. Trauermusik und Choräle, so wie das klappernde Geräusch der Walzen, welche an diesem Tage statt der Glocken in Bewegung gesetzt werden, begleiten

den wunderlichen Zug durch die blühende Welt, durch welche keine Ahnung geht von einem gestorbenen Gotte.

Böllerschüsse und froher Glockenklang verkünden das Ende der Fastenzeit. Die „Auferstehung“ wird zu dieser Abendstunde in diesem, zu jener in einem anderen Dorfe des weiten Thales gefeiert, und es ist sicherlich ein Anblick, welcher lange Zeit in der Erinnerung haften bleiben wird, die blauen Rauchsäulen der Böller zu sehen, wie sie sich über die Latten der Weingärten erheben, das Summen der Frühlingswasser in der Tiefe und das Hinanklettern der Schatten, welche vom Marlinger Joch und den Ultener Bergen geworfen werden, an den Höhen über Trautmannsdorf und Fragsburg. In den Dörfern werden die holperig gepflasterten Wege von Weibern rein gekehrt, denn das heranbrechende Osterfest soll keinen Schmutz in oder außer den Häusern vorfinden. Mittlerweile machen sich die Kirchgänger auf den Weg: die Männer mit den breitkrämpigen schwarzen oder grünen Hüten, dem grünen, roth ausgeschlagenen Wamms und den bis zum Knie heraufreichenden weißen Strümpfen, um den Leib einen breiten, von irgend einem Dorfsattler gefertigten Gürtel, auf welchem eine Zeichnung in weißen Fäden den Namen eines Heiligen, oder auch einen profanen Gegenstand, etwa einen Hirsch oder eine Gemse, darstellt.

Dasselbe Schauspiel wiederholt sich von den rebenumrankten Ansiedelungen in der Tiefe bis hinauf zu den Bergdörfern, welche, wie Verdins, sich am Rande mächtiger Fichtenwälder hindehnen, deren Bäume durch das landesübliche Abhäcken der Zweige, von ferne gesehen,

Cypressen gleichen, und noch weiter hinauf zu den einsamen Berghöfen mit ihren grauen Strohdächern und und den in ausgehöhlten Stämmen untergebrachten Bienenstöcken und den epheuumsponnenen „Bildstöckeln" an dem einsamen Pfade.

Derjenige aber, der dort oben den Spuren des Lebens nachgeht, welches vom anbrechenden Osterfeste wachgerufen wird, wird vielleicht mit nicht geringerem Vergnügen in die Wasser hinabschauen, deren Rauschen den Wiederhall der furchtbar zerklüfteten Masul-Schlucht weckt, und an die leichtbewegten Aeste der Riesen-Kastanien, deren Knospen schon den Schatten verkündigen, welcher von diesem Rasen bald die stets lästiger herabfallenden Strahlen der Frühlingssonne abwehren wird.

Unter den Sommerfrischen der Meraner Gegend steht die Hochfläche der Töll und das Dörflein Partschins oben an, hart am Eingange des Zielthales auf luftiger Höhe gelegen, von welcher aus betrachtet die Stadt Meran zu solcher Tiefe hinabgesunken ist, als stünde man hoch über Lebenberg oder im Föhrenschatten der Fragsburg.

Für viele der zugereisten Fremdlinge, welche dort unten an den Ufern der Etsch in der Nähe des Küchelberges Heilung suchen, ist es allmälig Brauch geworden, auch während des heißen Sommers sich nicht allzu weit vom „Curorte" zu entfernen, insbesondere die gewonnenen Ergebnisse ihres Herbst-, Winter- und Frühlings-Aufenthaltes nicht durch eine sommerliche Reise über den Brenner hinüber zu gefährden. Doch wird

es ihnen zu warm an der Passer — denn eben jene Vorzüge der Oertlichkeit, welche ihrem Winter den Ruf verhältnißmäßiger Milde verschafft haben, verkehren sich während einiger Wochen des Jahres in ihr Gegentheil. Die Berge, welche im Winter den nordischen Boreas abhalten, hindern auch im Sommer den Zugang kühlender Lüftchen, und an manchem Julitage gleicht das Thalbecken unter Tirol und Algund einem von Hitze brodelnden Kessel, in welchem man die Säfte des Weines und der Früchte kochen hören will.

Zu solcher Zeit flüchten sich Diejenigen, welche das Meraner Thalbecken nicht aus dem Auge verlieren wollen, gerne nach Partschins, das von den Vintschgauer Lüften erfrischt wird, und zu welchem mancher Windstrom von den Marteller und Suldener Fernern herab den Weg findet, der in der brühwarm stockenden Schicht, die über Meran liegt, kaum mehr verspürt wird.

Partschins ist gerade so hoch über der Stadt gelegen wie das Schloß Tirol, und für einen schwächlichen Fußgänger mag es eben nicht ganz leicht werden, längs der rauschenden Etsch die Höhe zu erklimmen. Doch hiefür ist Rath — Roß, Wagen und Saumthier befördern den Sommer-Flüchtling — leider aber gerade auf dem wenigst anziehenden Wege, der neuen Reichsstraße, — nach der Töll.

An dem linken Ufer des Flusses, dort, wo sein Rauschen durch die stillen Weingärten dringt und manches Haus verlassen als Ruine am Rande des Töllgrabens steht, weil es durch die fortschreitende Abbröcklung der Höhe bedroht wurde, auf den steilen Steigen, über die

der Nußbaum seine Zweige hält, oder in den wasserdurchrauschten Erlenangern des nördlichen Ufers gefiele es dem Fremdling wohl besser, als auf den anderen Straßen — doch mag er auch dies, wie so vieles Andere, auf die Verlust-Rechnung schreiben, der Keiner entgeht, welchem nicht Gesundheit erlaubt, dieses Land nach Herzenswillkür zu durchstreifen.

In der Nähe der Töll ist abermals eines jener tiroler „Badeln" angesiedelt, deren bescheidene Einrichtungen mehr auf die Wünsche der Bewohner von Landstädtchen oder auch von Bauern eingerichtet sind, als auf fremdländischen Zuspruch. Nahrhafte schmalztriefende Küche, guter Wein, reinliche Stübchen und eine spärlich rinnende Quelle von oft nicht minder preiswürdigen Eigenschaften, als die eines vielbesuchten Luxusbades, fehlen in solchen harmlosen Anstalten wohl selten. Freilich ist das Bedürfniß der „Sommerfrische" bei den tiroler Bauern ein so allgemeines, daß sich „Badeln" auch an manchem Wasserborn angesiedelt haben, dessen heilkräftiger Inhalt durch keine Analyse von den Beimischungen des gewöhnlichen Brunnenwassers unterschieden werden kann. Es ist wohl hier der Gedanke, daß frischer Luft und mühelosem Leben bei solchen „Curen" die Hauptrolle zugetheilt ist, in Wirklichkeit übersetzt worden.

Was Partschins anbelangt, so hausen dort die fremden Sommerfrischler vergnüglich im Gasthaus zur „Stiege", welches Haus schon seit vielen Menschenaltern sich eines guten Rufes unter den Herbergen der Umgebung erfreut.

Zu Partschins gibt es nicht nur frische Luft, sondern auch Baumschatten und kalte Wasserbrunnen, welch

letztere den Meranern während der Hundstage fast ebenso fehlen, als den Bozenern, obgleich auf den Bergen, die den „klimatischen Curort“ allenthalben umgeben, frische Quellen nicht eben unter die Seltenheiten gerechnet werden mögen.

Das aber, was die Partschinser vor den Insassen aller anderen Sommerfrisch-Orte des Meraner Beckens voraus haben, ist das kühle Zielthal. Und weil dessen Landschaft so sehr bezeichnend erscheint für das allgemeine Aussehen etschländischer Seitenthäler, so darf ich wohl hier eine Skizze einschieben, aus deren Linien sich die Einbildungskraft ohne Schwierigkeit ein Bild dieser Scenerie zusammensetzt.

Nun ist dieses Thal als solches wenig genannt, desto mehr aber einer der Wasserfälle, welche in ihm herabstürzen, und welchem man im lithographirten oder gemalten Konterfei als „Partschinser Wasserfall“ häufig in den Gasthäusern des Burggrafenamtes begegnet. Freilich vermag sich derselbe nur in den verhältnißmäßig kahlen und trockenen Bergen dieses Gebietes einigen Ruf zu erwerben. In den Gletschergründen des Oetzthaler oder Suldener Gebietes, noch mehr aber in den Tauern, würde es nicht der Rede werth sein, von einem Wassersturz dieser Art zu sprechen. Dort, wo zahllose Schaum- und Staubsäulen zur Tiefe donnern und die Felswände umwölken, fiele der jähe Abfluß eines so unbedeutenden Baches kaum in die Augen. Und da auch wir nicht abgeneigt sind, einen solch sublimen Maßstab anzunehmen, so beschäftigt uns weit mehr das Thal im Allgemeinen, als der „Partschinser Wasserfall“.

Versetzen wir uns einmal an einem Maientage in dieses südtirolische Thal, und zwar wählen wir diese Zeit aus dem Grunde, weil manche Ueberreste des Winters dann nicht verfehlen, nordische Alpenstrenge als Nuance in die sonstige Einförmigkeit herein zu bringen.

Von den Verheerungen der Bäche, welche die wilde Etsch verstärken, gibt sogleich das thurmtiefe Bett eines Wässerleins Kunde, welches dermalen bei schönem Wetter kaum genügend erachtet werden kann, einen Brunnen zu speisen. In diesem thurmtiefen Bette lagern Blöcke von der Größe eines Münsters, weißliche Glimmerschiefer- und Gneistrümmer, von der Höhe des Joches herabgerollt, welches die beiden Thäler Ziel und Pfelders trennt.

Im Mai liegen dort drinnen im tiefen Bett wohl noch schmutzige Lawinenreste mit schwarzen, von der Sonne hinein gefressenen Löchern. Mit geringerer Einbildungskraft, als derjenigen, welche die Gebirge und Schluchten des Mondes in ein menschliches Angesicht verwandelt, sehen wir in ihnen höhnische Gesichter, welche sich über den überraschten Wanderer lustig machen, der hier statt des Frühlings noch den Nachtrab des langen Winters vorfindet.

Schafe, schmutzig gelb, wie die dürren Blüten der auf dem Boden kriechenden Distel, beleben das Wirrsal der Blöcke. Peitschenschnalzend bewegt sich in einiger Entfernung der Hirt, während neben dem rothen Feldkreuz in den Trümmern grünbehutete Burschen oder Dirnen mit scharlachfarbenen Kopftüchern rasten, neben sich eine ungeheuere Last von Haidekraut, Gras

und Alpenrosengestrüpp, das von ihnen als Streu heimgeschleppt wird.

Denn auch in solchen schluchtenähnlichen Thälern des Etschlandes, wie dieses Zielthal, oder beispielsweise Fartleis in Passeier, fehlen die menschlichen Ansiedelungen nicht — braune Hütten, theilweise auf schwindligen Grashalden gelegen, einem Blocke ähnlich, der demnächst herabstürzen wird — Zufluchtsstätten uralter Meinungen und Bräuche, wenn in der ebenen Welt schon längst Volksthümliches dem Schwall gleichmachender Bildung zwar nicht unterlegen, dennoch aber von ihm merklich verändert worden ist.

Die Hantirung der Menschen, welche in diesen einsamen Holzhütten hausen, zeigt sich freilich nur an wenigen Spuren, etwa an einem Häufchen Brennholz, welches hier und da zwischen den Gneistrümmern aufgeschichtet liegt, oder an einer, aus wenigen dünnen Stämmchen gefertigten nnd mit Erde überdeckten Brücke, die uns über diesen oder jenen der Gräben weghilft, von welchen das Thal jählings zerrissen wird. Des Pinsels würdig ist ein Wasserfall, der schon frühlingsmuthig rauscht, während um ihn herum der Winter noch nicht völlig gewichen ist. Da sich solche Scenerie für die „tieferen Thäler“ als typisch erweist, so wollen wir einen Augenblick davor stehen bleiben.

Die mehr oder minder tief eingeschnittene Furche, in welcher sich das angesammelte Wasser des Berges als Fall hinabstürzt, wird nicht selten auch von den zusammengekugelten Schneemassen benützt, die als Lawine zu Thal rollen. Deshalb sieht man im Mai noch häufig

die Wasserfälle in die Ueberreste einer solchen Lawine hineinstürzen, die übrigens immerhin noch so gewaltig aufgelagert sind, daß sie dem Wasserfalle von unten-her einen nicht unbeträchtlichen Theil seiner Höhe wegnehmen und undankbar die Stattlichkeit des freien Genossen verkürzen, welcher binnen kurzer Zeit ihre eigenen Bande lösen und sie auf der Wellenfahrt zum Meere begleiten wird.

Wie es oben auf dem Berge aussieht, von welchem der Wasserfall herabkommt, darüber geben die Lawinen gerne Aufschluß. Man sieht aus ihrer mit Holzstämmen, Wurzeln und abgeschnittenen Zweigen bedeckten Oberfläche, daß dort oben die Holzfäller hausen, und daß der Bach durch klippige Waldböden herabkommt, in welchen die Axt fort und fort thätig ist.

Auf einer so hoch hinanragenden Lawine vermag man sodann leichter zum Falle hinan zu steigen als auf einem Boden, der mit groben Felstrümmern bedeckt ist. Bis an den Rand des Schnees, dort, wo der Fall sich in der engen Kluft zwischen Lawine und Fels vergräbt, dringt leichthin der Wanderer. Für einen Sommerfrisch-Ort in den Alpen ist die Nähe eines Wasserfalles, zu welchem empfindsame Gänge angestellt werden, unerläßlich.

Keine andere Erscheinung vermag Denen, die von der heißen Juliluft gedrückt werden, sei es in Wirklichkeit, sei es in der Einbildung, so das Gefühl der Kühlung und Frische mitzutheilen, als der Anblick eines Wasserfalles.

Die Partschinser Fremden wissen dergleichen auch zu würdigen und versäumen es nicht, hoch zu Roß oder

zu Esel dorthin zu pilgern. Heute wie immer werden die wallende, ruckweise Bewegung des seidenschillernden Wassers an den dunklen Felsen hinab — die zehn oder zwölf weißen Schwingungsknoten der bewegten Wassersäule — das breite Stäuben in der Tiefe sichtbar sein. Aber die Sommerfrischler sehen nicht, wie der Maiwanderer, die weiße Fluth sich in der Lawine verlieren und grasgrün wieder aus ihrem geöffneten Thore hervorbrechen — sie sehen nicht das Bild des Gletschers, welches der Schneehaufe in seinen Wölbungen und Spalten im Kleinen hervorbringt, und vernehmen nicht das Summen, mit welchem die Wasser in den finsteren Gängen unmuthig die aufgethürmten Hindernisse durchbrechen.

So läßt es sich denn keineswegs leugnen, daß Partschins mit seinem Zielthal gewissermaßen ein Vorrecht hat vor den anderen Dörfern, in welche sich Fremdlinge aus der Meraner Sommerhitze flüchten. Wohl versuchen es Manche mit Passeier oder Ulten. Nirgends fehlt dort der Schatten des Lärchenwaldes, und auch in Passeier spendet das kühle Wasser des „Zögg-Badels“ Erfrischung. Doch, meine ich, wird Derjenige, der alles das sorgfältig verglichen hat, sich immer wieder gern nach dem Dörflein über der brausenden Etsch wenden — in den Schatten der breiten Kästen und Nußbäume, auf die wasserdurchrauschten Wiesen und in den weiten Gesichtskreis, der ewige Eisfelder und Feigengärten zugleich umfaßt.

Zweites Capitel.

Der Jaufen.

Einer der bekanntesten von denjenigen Uebergängen, die dem Wagen nicht zugänglich sind, war zu allen Zeiten der Jaufenpaß zwischen Passeier und Sterzing — bekannter wohl heute in der weiten Welt durch das Wandervolk, welches sich allsommerlich auf seinen holperigen Pfaden einstellt, dagegen weit mehr von Saumrossen und Lasten überschritten im Mittelalter, bevor der Kuntersweg die wilde Schlucht des Eisak unter Waidbruck öffnete und dadurch den Reichthum von Bozen gründete, das Aufblühen Merans dagegen abschloß. Damals war in der That der Jaufenpaß eine große Völkerstraße zwischen Germanien und Wälschland, ja in diesem Theile der Alpen neben der Vintschgauer Straße der vorzüglichste Verkehrsweg. Man erzählt von Kaisern und Königen, welche ihn zu Roß überschritten, und berichtet von einem Erzbischof, der sich auf ihm den Hals gebrochen. Ganze Karawanen von Saumthieren klingelten auf ihm, mit den Erzeugnissen der beiden Länder beladen — heute aber ist der Güterverkehr völlig in den „Kraxentragern" aufgegangen, welche zum Tarife von zwei Kreuzern österreichischer Währung das Pfund von Sterzing nach St. Leonhard siebentausend Fuß über das Meer hoch tragen — meist ärmliche Waare, Eisennägel und dergleichen, von Nord nach Süd, „Birnschnitz" und anderes getrocknetes

Obst von Süd nach Nord, oder Dörcher mit Wetzsteinen und Schüsseln, treu vom einäugigen Hund begleitet.

Der Jaufen ist einer von den Pässen, welche nach Thunlichkeit auch im Winter offen gehalten werden, und auf der Sterzinger Seite, wo der Schnee freilich sich mächtiger ansammelt und länger anhält, als drüben, thut man sein Möglichstes, den „Weg auszuschöpfen", so daß es unternehmenden Wanderern die meiste Zeit gelingen mag, ohne allzu viel Beschwer darüber hinweg zu kommen.

Die beharrlichsten Gestalten des Jaufenpasses vielleicht, diejenigen, die man mit fast größerer Wahrscheinlichkeit antrifft, als selbst Kraxentrager, sind die Wallfahrer, die vom Vintschgau, vom Oberinnthal, von den südwestlichen Seitenthälern her zum Bilde Unserer lieben Frau von Trens wallfahren.

Diese Pilgerfahrt hat eine Specialität, von welcher ich niemals etwas in einem Buche gelesen habe, über deren Bestand sich jedoch Jeder nicht nur in Trens, sondern auch Sterzing und anderen Orten der Umgebung durch Nachfragen leicht überzeugen kann.

Unsere liebe Frau von Trens — ein dürftiges Bildlein, angeblich einst aus dem Schutte ausgegraben, nunmehr auf einem prächtigen Altar prangend — genießt das Vertrauen, daß sie vermöge, Kinder, die ungetauft verstorben sind, auf kurze Zeit wieder ins Leben zurückzurufen, damit sie während dieser Augenblicke getauft werden und so die ewige Seligkeit erlangen können.

Die Bauern nennen diese Auferweckung der Kinder das „Zachen (Zeichen) geben" und begnügen sich, wie

es scheint, nicht selten mit einfachen Versicherungen der Priester oder auch mit irgend einer Veränderung, die am Leichnam sichtbar wird, etwa Nasenbluten oder dergleichen, um beruhigt von dannen zu gehen.

Das Schauspiel, einen Bauern sein todtes Kind in einem Sack nach Trens schleppen zu sehen, ist deshalb kein außergewöhnliches. — —

Doch kehren wir zur Betrachtung des Jaufen-Passes zurück.

Den Touristen bietet der Uebergang nichts Besonderes, einige Einblicke in die Dolomite sowohl als in die Eiswelt abgerechnet, die sich ihnen auf dem Joche eröffnen. Kühnere schreiten auf dem Grate in westlicher Richtung weiter und erreichen dadurch erhabenere Standörter, von welchen aus das grüne Passeier die nächsten freundlichen, ferne Zacken aus den ladinischen Thälern dagegen wilde Eindrücke anbieten.

Im Ganzen ist die Südseite anregender und lehrreicher. Dort sieht man jene echten und in dieser Weise nirgends mehr in den Alpen vorkommenden Scenerien, die dem Passeier, Sarnthal und anderen höheren Thälern des deutschen Südtirol ausschließlich gehören: die braunen Häuser mit den rundlichen, eingekitteten Fensterscheibchen und draußen vor ihnen der Jaufensteig und über ihm auf dem braunen mit Nadeln bedeckten Waldboden die weidenden Schafe — das braune Kreuz mit weißgetünchtem Heiland ragt aus dem Zaun und den mächtigen Blöcken hervor, die, von Tannen beschattet, den Steig begleiten — und auf dem Steig gehen Männer mit dem breitkrämpigen, grünen Passeirer

Hut oder arme Weiber mit den Lasten, keuchend und vorwärts geneigt.

Auf dem Jaufen stehen zwei Wirthshäuser, hüben und drüben, von welchen das auf der Nordseite gelegene ein ansprechenderes Aeußere und Innere zeigt als das jenseitige. Die niedrige Stube ist von Heiligenbildern wie mit einer Tapete beklebt, und man wird selten da eintreten, ohne daß der ansehnliche Ofen seine Schuldigkeit thut.

Es ist aber auch ein Bärenklima dort droben, um das jenseitige wie um das diesseitige Jaufenhaus herum. Das wurde dem Verfasser dieses Buches am klarsten, als er an einem Maientage den Paß in der Richtung von Süd nach Nord überschritt.

Während in Meran Hitze über den Weinhängen brütet, und selbst im mittleren Passeier schon überall hohes Gras wogt, und der rothe Dornbusch blüht, stehen auf ein Drittel Höhe des südlichen Jaufen die Eschen noch kahl über den Zäunen, um das „P'seirer" Jaufenhaus keimt eben erst der Crocus aus den Pfützen der zerfließenden Schneefelder, und weiter gegen das Joch hinauf lagert die weiße Decke klaftertief. Selbst das hohe Jochkreuz ragt kaum zur Hälfte aus den angehäuften Wehen.

Im Thal träufelt ein warmer Frühlingsregen in die Saaten — hier oben benahm das Gestöber, vom Höhenwind gejagt, dem Wanderer Hören und Sehen. Mit Schrecken sieht er dem herannahenden Mittag entgegen, dessen lauere Luft den eng getretenen Pfad zwischen den Schneewällen aufweicht und ihn zwingt, bald hier bald dort bis über die Hüfte zu versinken.

Die steilen, schwindeligen Graslahnen unter dem armseligen Dörflein Walten schauten wohl schon frühlingssaftgrün her, aber drüben, gegen Sterzing, reichte der Schnee bis fast zur Thalsohle hinab. Nur mit der größten Mühe war es im Gestöber möglich, die Fußstapfen Derjenigen zu erkennen, welche kurz vorher den nämlichen Weg zurückgelegt hatten, und ohne den schützenden Rückhalt der beiden Herbergen, die so nahe an der Jochhöhe liegen, wäre es dem Einzelnen dort oben mitunter schier ängstlich zu Muth geworden.

Im Hochsommer freilich, wenn der Touristenschwarm angeflogen kommt, ist der nämliche Jaufen ein Berg von der zahmsten Art. Anfangs August findet man in keiner Mulde mehr einen Schneerest, und nur die glatten Steine des Saumpfades auf dem Südabhang werden den Fußsohlen lästig. Deshalb gilt für diesen, sowie für viele andere Saumwege Südtirols, daß sie an spiegelkalten, klaren Wintertagen am leichtesten zu begehen sind, an welchen der Schnee eine feste Kruste bietet, unter welcher alle Unebenheiten von Geröll, Steinen und Wurzeln vollständig verschwinden. —

Unten in der nördlichen Thalsohle, dort, wo das aus Jaufenthal und Mareit herabkommende Gewässer anfängt, im „Sterzinger Moose“ zu stocken, befindet sich die Wegtheilung „nach Oetzthal“ und „nach Meran“, weiter oben bei einem Bildstöckel „nach Sarnthal“. Darum ist der Wanderer, abgesehen von den östlichen Pfaden nach Pfitsch und Zillerthal, hier an einer merkwürdigen Stelle in der Verästelung des tiroler Gebirges angelangt, die dem Gedanken Raum gibt, ob nicht bald

das arme Sterzing für die Verödung, die aus der Erschöpfung seiner Bergwerke und Gruben, noch mehr aber durch den Schienenweg über es gekommen ist, einen kleinen Ersatz durch den Zufluß von Reisenden erhalten soll. Denn für solche ist es in der That ein Mittelpunct, von welchem aus für sie — vorausgesetzt, daß es wirkliche Wanderer und nicht jene lebendigen Colli, die von einem Waggon zum anderen geschleppt werden, sind, strahlenförmige Zugänge in die größten Hallen der Bergwelt sich aufthun.

Nach wie vor aber wird der Jaufen der Liebling der Sommerwanderer bleiben. Führt er doch nicht in die Schrecknisse unwirthlicher Hochthäler, sondern ins vielfarbige Passeier und endlich — der mittäglichen Sonne entgegen, ins Burgen- und Weinland, das warme, lebensvolle Herz von Tirol.

Drittes Capitel.

Ein Gang nach Kaltern.

Unter die mannigfachen Formen des Aberglaubens im Berglande (wie auch in Rheinland, Frankreich und Belgien) gehört die Vorstellung von gottbegnadigten, oder, wie das Volk sich ausdrückt, „heiligen“ Jungfrauen. Es ist das eine Vorstellung, die in vielen katholischen Ländern mit Vorliebe gepflegt wird, weil das „Hereinragen“ der christlichen Wunderwelt in den

Lauf der Dinge dadurch auf eine deutlichere Art sich offenbart, als durch die Ueberlieferungen aus alter Zeit, und sinnlich wahrnehmbare Vorgänge dabei dem Volke den Inhalt und die Wahrheit der wichtigsten Ereignisse des kirchlichen Christenthums vor die Augen rücken.

Die nach dem Vorbilde der Wunden Christi an solchen „Begnadigten" sichtbaren Wundenmale, welche am Freitage, dem Todestage Christi, zu bluten anfangen — das freie Schweben in der Luft — die Vorhersagungen und andere Vorkommnisse, welche zu deutlich an die Wunder des Neuen Testamentes erinnern, sind ein Hebel, womit auf das „Volk", das derlei mit den Händen zu greifen eingeladen wird, Eindruck hervorgebracht werden kann.

Eine solche Heilige war unter Anderen Maria von Mörl zu Kaltern nächst Bozen, welche mehrere Jahrzehnte hindurch von jedem Bauernkinde in Tirol dem Namen nach gekannt wurde. Aus allen Theilen des Landes wallfahrten die Bauern mit Kreuz und Fahnen zu ihr, und auch an Besuchen der höchst gestellten Personen fehlte es nicht. Steub und Andere haben über dieses Phänomen Vortreffliches geschrieben — ich aber will die Eindrücke wieder geben, welche ich von dem Orte, an welchem sie der Gegenstand so großer Bewunderung, ja Anbetung gewesen war, in Gleichmuth aufnahm.

Maria von Mörl, das „lebendige Crucifix an der Kreuzstraße der Zeit", wie sie von Görres genannt wurde, ist nicht mehr unter den Lebenden, doch mag

meine Wallfahrt zu ihrem Grabe nicht ohne Theilnahme gelesen werden.

Die erste Veranlassung zu derselben gaben mir jene „Amulette für Hausmütter von Maria von Mörl", Sprüche enthaltend, welche man in Tirol hie und da auf den Hälsen der Kinder sah, sowie einige unheimliche Bilder, welche die Heilige, auf ihrem Bette knieend, mit irrsinniger, schmerzlich verzogener, asketischer Miene die Hände faltend, darstellen und nach einem plastischen Abbild derselben aufgenommen sind. In Gips wurde dasselbe von hausirenden Händlern colportirt. Maria von Mörl, welche die Wundenmale seit 1834 an sich getragen hatte, starb in den ersten Januartagen des Jahres 1868.

Am 14. desselben Monates und Jahres machte ich mich von Auer aus auf, um über die Etsch hinüber nach Kaltern zu gelangen.

Es war damals eine für das Etschland ungewöhnliche Kälte — Schnee und Eis bedeckten die südlichen Gauen.

Zitternd und blau vor Frost arbeiteten die leicht bekleideten Wälschen in dem Buschwerk, welches einen großen Theil von Ueberetsch bedeckt. Der See war zugefroren, und nur wenige kreisrunde Oeffnungen nahe an seinem Ufer deuteten auf sein Dasein hin.

Für diesen Abend war es zu spät, den Kirchhof oder das Kloster zu besuchen. Ich blieb deshalb im Wirthshause, demjenigen, welches von allen Ansiedelungen Kalterns am meisten Nutzen aus der Fama seiner Mitbürgerin gezogen hat.

Es erschien ein Arzt, welcher die Verstorbene mehrmals in ihren Leiden — das ganze Leben des unglücklichen Geschöpfes war ein ununterbrochenes Leiden — behandelt hatte, und mehrere Bürger des Ortes. Das allgemeine Gespräch drehte sich um nichts Anderes, als um die „Heilige", die erst seit wenigen Tagen in ihrer Gruft lag. Wie ich es erwartet hatte, galt auch hier der Prophet weniger in seinem Vaterlande als sonst überall, und die Stimmung, welche sich aus den Reden kund gab, war eine solche, welche Mancher überhaupt nicht in Kaltern und noch weniger bezüglich dessen vornehmster Localberühmtheit vorausgesetzt hätte. In einem Orte, an welchem es den ganzen Tag von Glockenklang hallt, wo nicht einmal in der Fastnacht getanzt werden darf, dessen Gemeinde-Vertretung sich klericaler als der Klerus gezeigt hat, mochten die kritischen Bemerkungen und rationalistischen Ausfälle der Anwesenden in mancher Hinsicht befremdlich klingen.

Ueber die „Stigmen" an Händen und Füßen war nicht viel zu sagen, was aber das „Schweben" anbelangt, so fanden die Leute, daß es auf Augentäuschung beruhen müsse. Die Kranke wurde immer knieend über ihrem Lager schwebend gesehen, und eine Täuschung ist wahrscheinlich, wenn man sich vorstellt, daß die Fenster der Krankenstube stets dunkel verhängt waren und die Leute aus der Helle hereingeführt wurden. Die Neigung und die Fähigkeit, dergleichen zu glauben, mag auch ihr Theil zu der Selbstberückung beitragen. An einen absichtlichen Betrug von Seiten der Kranken glaubte Niemand, dagegen hielt man sie für ein Spielzeug ihres

Beichtvaters, des Franciscaners Pater Capistran, der drei Jahre vorher sein Leben zu Kaltern beschlossen hatte.

Das Familienleben der armen Maria, bevor sie auf die so wunderliche Laufbahn des „lebendigen Crucifixes“ gedrängt wurde, scheint kein glückliches gewesen zu sein, soweit das von Vater und Mutter abhängt. Vielleicht half das mit, das scheue Gemüth in sich selbst zurückzujagen und dem ganzen Wesen eine Innerlichkeit zu geben, welche vom Bilde derselben übrig bleibt, auch wenn man die transcendenten Blutwunder und den Capistran'schen Apparat davon abzieht. Als Kind hatte sie Abscheu vor der unter ihren halbverwälschten Landsleuten so beliebten Vogeljagd, und ihr Abendbrot sparte sie für Bettler. Auch wurde sie als das begabteste Kind unter den Geschwistern geschildert.

Nachdem sie mit den Jahren der Reife anfing, jene Erscheinungen zu entwickeln, welche die christliche Mystik von einer beträchtlichen Anzahl von „Stigmatisirten“ mittheilt, stellten sich auch die Gewohnheiten ein, die in den meisten dieser Erzählungen erwähnt werden.

Sie aß kein Fleisch und nährte sich von kleinen Mengen von Milch oder Obst. Es wird behauptet, man habe den Bauern mitgetheilt, sie verspeise gar nichts, doch läßt es sich begreifen, daß der Appetit nicht die stärkste Seite eines Menschen sein kann, welcher sein Leben im Bett zubringt.

Es muß in der That ein seltsamer Anblick gewesen sein, wenn zeitweilig ein Häuflein Besucher in das Gemach geführt wurde.

Hinter einem Gitter befand sich die Heilige auf ihrem Bette knieend, die gefalteten Hände in verzücktem Gebet hocherhoben und die starren Augen himmelwärts gerichtet.

Im Halbdunkel, welches durch die herabgelassenen Vorhänge durch das Gemach hin verbreitet war, sahen die betenden Bauern das weiße Gewand und das nicht minder weiße Gesicht der Jungfrau. Um ihre Stirne zog sich jene mystische „Krone“, ein breiter Blutstreifen, das Abbild der Wunden, welche der Dornenkranz auf dem Haupte Jesu zurückließ. Und daneben der Mönch in seiner braunen Kutte, der „Spiritual“, dessen Stimme, als die Stimme des einzigen Menschen, der mit ihr in „geistlicher Verbindung“ stand, allein im Stande war, die Knieende aus ihrer Verzückung wach zu rufen.

Wohl mochte er die Gesichter der Bauern betrachten und seine Bemerkungen über die Wirkung dieses einzigen Schauspieles anstellen. Je nach der Bildungsstufe der Besucher wurden mehr oder minder grobe Schilderungen entworfen von den Erscheinungen, welche an der Jungfrau zu beobachten seien. So waren beispielsweise Viele des Glaubens, daß nicht nur Blut aus den Wundmalen der Hände hervortrete, sondern auch eiserne Nägel. Und nach den Angaben, die einer weit hergereisten Gemeinde von Gläubigen gemacht wurden, sollten diese in kurzer Zeit das Gewicht von sieben Centnern ausgemacht haben.

Es ließ sich voraussehen, daß aus mancherlei Beweggründen, Nachahmungssucht, weiblicher Eitelkeit, welche selbst um solchen Preis bewundert zu werden

strebt, Lust an Täuschung oder was immer, das Beispiel der Maria von Mörl Nachahmerinen finden würde. In der That dauerte es nicht lange, und es tauchten an verschiedenen Orten Tirols verzückte Jungfrauen mit blutigen Kronen und Wundenmalen auf.

Allein die geistlichen Behörden waren wachsam und thaten in ihrem eigenen Interesse das Möglichste, um Betrügerinen zu entlarven. So wurden bei einer Person, welche sich in der Gebäranstalt befand, Nadeln im Bett gefunden, mit welchen sie sich unbemerkt in der Nacht vom Donnerstag zum Freitag die Stirnhaut aufriß, um an diesem Tage mit einer „Krone“ zu prangen.

Der Vortheil gebot, jegliche Concurrenz von dem Wunder zu Kaltern fern zu halten. Nur einer Bauerndirne zu Capriana, einem elenden Dörfchen auf den Höhen des Fleimser Thales, wurde auf hohe Protection hin durch die Finger gesehen. Doch vermochte es die „Heilige von Capriana“, obgleich sie ebenfalls Besuche von den höchstgestellten Personen wie von zahlreichen Bauernprocessionen erhielt, niemals zu jenem Rufe zu bringen, wie ihre Berufsschwester zu Kaltern. Ich übergehe die Fabeln, welche über den Tod Maria's erzählt werden. Nach dem Gutachten des Arztes starb sie an Pyämie.

Der Franciscaner, welcher an des vielberufenen Capistran Stelle getreten war, hieß Pater Simon. Da derselbe bei dem Tode seines Beichtkindes gegenwärtig gewesen war, beschloß ich, ihn in seinem Convente zu besuchen.

Als ich am nächsten Morgen neben der Mauer des Klostergartens hinaufschritt, über welche, mit kleinen Eiszapfen behangen, Cypressen und Lorbeerbäume herüber schauten, begegnete mir ein Weib, welches mich fragte, ob ich das Grab der Heiligen besuchen wolle. So oft man einen Fremden in dem vom Verkehr fernliegenden Orte sah, mochte man wohl denken, daß seine Anwesenheit mit dem lebendigen Wunder zusammen hänge.

Als ich ihm bejahend antwortete, ersah ich aus der Gegenrede, daß ich an die richtige Person gerathen war. Diese Frau war eine Zeit lang Krankenpflegerin bei der Heiligen gewesen und wußte nicht genug zu erzählen, in wie hohem Preise die Leinwandfetzen, mit welchen die stigmatischen Wunden der Heiligen gereinigt wurden, bei den Bauern standen. Unter solchen Umständen mag das Geschäft der Krankenwärterin ein einträgliches gewesen sein.

Auch ein Wunder hatte diese Frau mit eigenen Augen gesehen.

In ihrer Eigenschaft als Wärterin befand sie sich bei der Begnadigten, während die Frohnleichnams-Procession durch Kaltern zog. Bekanntlich werden bei dieser Gelegenheit an vier verschiedenen Stellen der Stadt oder des Dorfes, durch welches sich der Zug bewegt, je eines der sogenannten Evangelien gelesen. ?!

Dabei geschah nun vor den Augen dieser Frau, daß der Körper der Maria von Mörl stets in jener Zimmerecke schwebte, welche dem jeweiligen Evangeliums-Altare zugewandt war.

Nachdem sich dieses Weib noch über die Verluste

beklagt hatte, welche durch das Ableben ihrer Heldin die Wirthshäuser erlitten, verabschiedete ich mich von ihm und zog an der Glocke des Klosters, deren Handgriff ein Kreuz ist.

Ich hatte leider eine ungünstige Zeit gewählt, denn Pater Simon befand sich im Refectorium, und auf dem kalten Gange, in welchen er herausgerufen wurde, war ohnehin kein Ort zu Auseinandersetzungen. Auch liegt es in der Natur der Sache, daß die Väter in einer so heikeligen Materie Jedem, der kein Bauer ist, gegenüber Mißtrauen entgegen trugen. Es war ihnen unmöglich, an die Aufrichtigkeit eines solchen Fragestellers zu glauben, und so half sich denn auch Pater Simon mit Redensarten und vieldeutigen Sätzen über den Interpellanten hinweg.

Mein nächster Gang war zum Friedhofe, wo ich denn auch in der Bogenhalle die Gruft der armen Maria mühelos auffand.

Dieselbe befindet sich zwischen den Ruhestätten der Tertianerinen und der barmherzigen Schwestern, nachdem durch den Einspruch des Decans der Wunsch der Verstorbenen, an der Seite Capistran's begraben zu werden, unerfüllt geblieben war.

Ueber den Grüften dieser Frauen sind Fresken angebracht, deren Gegenstand aus folgenden beigefügten Texten erhellt:

„Sie sind Jungfrauen und folgen dem Lamme.“

„Jesus begegnet den weinenden Frauen.“

Viele frische Kränze bedeckten noch die Steinplatte, welche die Gruft schließt.

Nachdem ich eine Weile in Betrachtung dagestanden war und begonnen hatte, meine Gedanken über das Schicksal der hier Begrabenen zu sammeln, gesellte sich ein Ortseinwohner zu mir, der wohl beabsichtigte, dem Fremdling mitzutheilen, was er über die Dinge, die hier ihren Abschluß gefunden hatten, wußte.

Nach seiner Beschreibung war das Begräbniß ein so feierliches, wie man vielleicht dergleichen niemals gesehen hatte im Lande Tirol. Um die Haare und das Leichengewand der Verstorbenen hatte unter den andächtigen Zugereisten ein Kampf stattgefunden. Mit in den Sarg waren Documente gelegt worden, welche die wunderbaren Erscheinungen ihres Lebens bezeugten.

Es bleibt auch die Hoffnung nicht ausgeschlossen, daß in späterer Zeit Wunder am Grabe geschehen, und auf diese Weise einmal die Kirche es vermögen wird, der Verstorbenen die Bezeichnung einer „Heiligen" beizulegen, welche ihr vom Volksmund vorzeitig gegeben wurde. „Wären wir da, wo die ist!" schloß der Mann mit der Miene aufrichtigster Ueberzeugung seine Mittheilungen.

Als ich mich von allen diesen Eindrücken und Gängen bei einem Glase „Kalterner See" beim „Manhart" erholte, kam mir das einzige Druckwerk in die Hand, welches dieses Haus (und noch so manch anderes) in Kaltern besitzt. Es war der „neue Wirthschaftskalender" für das erwähnte Jahr. Der Text bestand aus einem Gedicht von Daumer, aus der Legende der heiligen Elisabeth, aus den Geschichten der Wallfahrtsorte Philippsdorf, Absam, der Zeughaus-Muttergottes in Wien. Die

andersdenkende Menschheit war darin als „akatholische Rotte“ bezeichnet.

Ich überlasse es dem Leser, sich die Gedanken vorzustellen, die mich auf dem Heimwege durch das schneebedeckte Eppan, über dessen hügeliges Land hie und da ein Flug schwarzer Krähen dahinstrich, begleiteten.

Viertes Capitel.

Bei Salurn.

Die Natur des Etschlandes, oder vielmehr eines Theiles seiner Abhänge, wird am besten erkannt, wenn man etwas oberhalb San Michela in die Bergspalte hineingeht, an deren Rand oben die Dörflein Grumo und Faedo liegen.

Der Bach, welcher dort aus dem Porphyrtuff herauskommt, heißt rì di Faè, auch ri dei molini, weil er vor seinem Zusammenflusse mit der Etsch einige Räder in Bewegung setzt. Um uns da umzusehen, wählen wir indessen keinen jener Sommertage, an welchen in weitem Umkreis der Salurner Klause Sumpfluft aus dem Boden steigt. Wenn die Weintrauben blau werden, geht das Fieber durch die Gründe, auf denen die grauen Weiden glänzen und auf den lauen Wassern Nymphäen schwimmen. Aus dem übelriechenden Wasser erhebt sich nicht nur die Gefahr, sondern auch die Qual, der nächt-

liche Blutsauger, die „Zanzara“, eine der ingrimmigsten Stechfliegen. Da mag uns wohl der armen Colonen jammern, die dann auf ihrem Lager von Lumpen sich im Fieber herumwälzen, während in der bleiern schwülen, unbewegten Luft draußen das höhnische Geschrei der Cicaden noch lauter als am Mittag von den rothen Wänden hallt und die Zanzara ihre martervolle Hantirung treiben, wann allnächtlich Blitze Wetter und Kühlung verheißen, doch nur der Armen spotten, für die es aus solcher Beklemmung keine Flucht gibt. Noch im September und October glühen die Zündwürmchen im Sumpfgestrüpp, in welchem vor der Annäherung des Menschen die Lurche rasseln. Und immer mehr verschleiern sich die Berge in dem unsäglichen Duft des Mittags und blenden die weißen Dolomite ober Kron-Metz. In solchem Qualm wollen wir den Gang nicht unternehmen, dagegen uns in die Zeit des Vorfrühlings versetzen.

Das Wässerlein, welches im Sommer aus den Falten unter der „Königsburg“ und besagten Dörfern zusammensickert, ist dann ein Bach, den man nicht mehr so leicht überspringt. An der rothen, schier blendenden Wand erheben sich Erdpyramiden so groß wie die vielgerühmten des Ritten, und ein Engpaß, aus dem der Bach in einer Schnelle heraussstürzt, geleitet zu einer höheren, von hellrothen Blöcken durchlagerten Wildniß. Da sieht man die Gewalt der Wasser in dem mürben, weichen Gestein und begreift Muhrbrüche, wie diejenigen, welche der Avisio über Lavis oder der Folgreiter Bach über Calliano vorgeschoben hat. Tiefe Spalten zerklüften den rothen, trockenen Schlamm, dessen Lager vielleicht

durch Jahrzehnte, vielleicht in einer einzigen Stunde hier aufgehäuft worden sind. Das Gesicht des Wandernden selbst erhellt sich röthlich vom Abglanz der Morgensonne in dem Porphyrgeklüft. Ueber Blöcke hinweg, theilweise im Wasser selbst, vermöchte man vielleicht jenen oberen Boden zu erklettern; doch wir lassen es uns am Anblicke der umgebenden Landschaft genügen und sehen auf diese Art, wie der Frühling in die Gelände an der unteren Etsch einzieht.

Noch grünt kein Baum, doch blühen viele: der Kirsch-, der Mandel-, der Pfirsichbaum. Die Weiden zittern mit ihren neuen gelben Trieben, die wir bald abgeschnitten und an irgend einen der Pfähle des Weingartens hingebunden sehen werden, wo sie dazu dienen, die Reben zu befestigen. Winzige Laubfrösche hüpfen in den Wiesen, und der Citronenfalter erfreut sich der Märzsonne. Die Trauerweiden setzen ihre ersten gelbgrünen Blätter an. Die Hundsveilchen, den Lollius im Sumpf, die Frösche und dgl. übergehe ich, weil an solchen Schaustücken an schönen Frühlingstagen auch weiter nordwärts keinerlei Mangel ist. Der Muttergotteskäfer sitzt auf dem Schlehdorn, aber schon verkünden auch die ersten Stechfliegen das Herannahen der Jahreszeit, in welcher die Myriaden ihrer Genossen aus den Sümpfen auferstehen.

Es ist überhaupt ein eigenes Ding mit der Salurnklause. Eine alte Völkerscheide ist sie trotzdem, daß ihre Wände das Thal nicht sonderlich verengen, eine wahre Pforte — ein Eingang in das eigentliche Wälschland. Selbst Derjenige, der in der Eisenbahn sitzt und keinen freien Ueberblick über das Thal gewinnen kann, und dem

es an Willen gebricht, zu Fuß in den Etschsümpfen umherzupilgern, wie der Verfasser dieses Buches, sieht die gewaltige Pforte schon bereits von Auer an durch den viereckigen Rahmen zu einem Bilde ausgeschnitten, in welchem die fahlen Wände um den Eingang des Nonsberges herum, die trüben Wasser, die armseligen, mageren Pferde, die das saure Riedgras abweiden, einen entscheidenden Gegensatz bilden zu dem seligen Duft, in welchem nach der Richtung des Mittags hin Berg und Thal verschwimmen. Hier ist der Eingang zu allen Freuden und Leiden des südlichen Landes.

Nichts ist überraschender, als eine Reise dorthin, wenn man sie mit dem Zug der Eisenbahn antritt, der vor Sonnenaufgang Innsbruck verläßt.

In der Nacht, in welcher der Reisende noch gegen die Höhe des Brenner hinaneilt, gemahnt ihn nichts an die wilden Berge, als das Rauschen der Wasser in der Tiefe. Bald erglänzen im Frühroth die Gletscher von Pflersch, und Brixen erblickt er im schwarzblauen Thaudufte des erwachenden Morgens. Die ersten Kastanien, das blendende Mauerwerk der Capellen und die Rebenreihen stehen im Frühstrahl da, und ahnungsvoll dringt sein Blick ostwärts in die noch halb beschatteten Schluchten, die zu den Wundern der Dolomite führen.

Die silberfarbige Mendel und der große Weingarten von Bozen bereiten ihn auf Wälschland vor, der Wolken an Farbe ähnliche Roën und andere Kalkberge des westlichen Flußufers ragen schon über jene Felder auf, die Gärten, und über jene Gärten, die Felder sind. Gelbroth glänzen die Früchte der Pfirsichbäume und die

Trauben von den Wölbungen der Bogengänge wie die Stalaktiten von der Decke einer Grotte.

Und kommt der Abend, so verspürt er kaum eine Abkühlung der schwer bestehenden Wärme. Nur manchmal regt sich ein Luftzug aus einem der höheren Seitenthäler heraus. Vielleicht hört er dann andächtige Gesänge, mit welchen die Menschen, des heißen Tages müde, vor irgend ein Bild der heiligen Jungfrau am Mauerwerk der Gärten hinausziehen und sich vor ihm, das von einer Ampel der Nische erhellt ist, niederknieen.

Dann aber kommt die Nacht, die wie Blei auf Brust und Gliedern liegt, und aus welcher er umsonst sich wieder hinaussehnt in die kühlen Gründe des Nordens, von denen ihn der Dampfwagen so unglaublich schnell dahergeführt hat, daß es ihm ein Traum scheinen möchte, wenn das Summen der geflügelten Peiniger und die unbewegliche Luft nicht wäre, in der er sich wie in eine erhitzte Gruft eingebettet vorkommt.

Kommen wir jetzt zu einer kurzen Besprechung der Völkerscheide an der Etsch.

Wohl sieht man grünen Haag auf den gegenüberliegenden Gebirgen, welche den Wall gegen das Zemberthal bilden — sind ja doch jene Föhren, wie Zingerle berichtet, die Nachkommen jenes Waldes, in welchem, der Wilkina-Sage zufolge, der weise Ritter Samson mit der schönen Hildeswid in beschaulicher Einsamkeit die Flitterwochen beging. Vielleicht war dort auch der Kampfplatz Dietrichs von Bern mit den vier Riesen-Waldweibern.

Dort oben grünt der harzduftige Haag, wenn-

gleich vom Beil so gelichtet, daß Niemand darin mehr wochenlang ein Ritterfräulein verstecken könnte.

Hier unten aber grünen nur die Wasserlinsen, die Algen, die Conferven und wie all das langhaarige im Wasser auf- und abquallende Zeug heißen mag. Schafe, welche an den Wänden hin auf schmalen Felsbändern nach Grashalmen suchen, werfen Steine herab, und durch den Sumpf plätschert hie und da ein magerer Gaul, der das saure Riedgras, das im Wasser schwankt, nicht verschmäht.

Bis nach Salurn hinüber, wohl eine Meile Entfernung, erstreckt sich glatt und eben, wie eine Billardfläche, der blaugrüne „Swamp“. Die Wälschen, welche der Natur die kümmerlichste Ausbeute ausraufen, beladen da ihre Wagen mit den Sumpfgräsern, die sie aus dem Wasser ziehen, und mit dem rothblüthigen Haidekraut, welches hie und dort auf dem fast zu Pulver zerschmetterten Geröll gedeiht. Daß dieses Geröll zeitweilig von Regengüssen bis in den Sumpf hinein geschlemmt wird, davon geben die Steine Zeugniß, welche selbst zwischen den oberen Zweigen der Dorngebüsche hängen geblieben sind, die am Rande des Sumpfes stehen, und welche, so zwischen die Dornen eingekeilt, ein höhnisches Sinnbild der Früchte sein mögen, die diesem verfluchten Boden entwachsen.

Im Uebrigen könnte wohl auch das Blut der Menschen, welche seit zweitausend Jahren auf diesem merkwürdigen Gefilde erschlagen worden sind, einen Sumpf bilden, so groß wie der Salurner Swamp. Hieher versetzt die Ueberlieferung den Ort, an welchem Marius 140,000 Teutonen erschlug und 60,000 gefangen nahm. Da,

heißt es, steckten sich die Frauen in die Rüstungen der erschlagenen Männer, drangen mit Zornesmuth auf die Römer ein, und es erhob sich eine zweite blutige Schlacht. Als sie sich jedoch dem übermächtigen Feinde nicht gewachsen sahen, stürzten sie sich mit ihren Kindern in die vom Blute gerötheten Wellen der Athesis.

Longobarden und Bajuvaren, Franken und Longobarden, Franzosen und Oesterreicher erschlugen sich hier. Die wenig bemerkbare Verengerung des breiten Etschthales und der Vorsprung des östlichen Gebirges gegen dasselbe bilden in der That eine Schwelle, welche Tausenden verhängnißvoll geworden ist.

Wer sollte, wenn er die eingetrockneten wälschen Gesichter sieht, die ihm am Fuße dieser Berge begegnen, daran denken, daß seiner Zeit hieher die germanische Heldensage Riesengeschlechter versetzte, wer denkt bei dem Gestrüpp, mit dem die Wälschen ihren Polentakessel erhitzten, an die Waldesnacht, in welcher Dietrich von Bern, der „Amelungentrost", dort drüben Auerochsen und Bären jagte?

Denn dieser feuerschnaubende Held, von der Geschichte als Theodorich der Große verherrlicht, ist dort drüben auf der alten Burg geboren, neben welcher der Wasserfall des Titschbaches auf das Gefilde von Salurn herabstäubt. Sein Großvater war jener König Samson, welcher die schöne Hildeswid entführte, sein Vater Ditmar und seine Mutter Odilia, Jarl Elsung's Tochter.

So ist es in der That seltsam, daß der mächtigste Recke deutscher Heldensage an einer Stätte das Licht der Welt erblickte, an welcher sich heutzutage die Grenze deutschen Wesens überhaupt befindet. In unseren Tagen

mögen wohl wenige Salurner noch etwas von jenen uralten Ueberlieferungen wissen, ja es steht zu befürchten, daß vielen derselben nicht nur das Bewußtsein des Helden ihrer Samsonsburg, sondern das der Zusammengehörigkeit mit dem deutschen Volke überhaupt abhanden gekommen ist.

Dennoch aber ist das alte Gemäuer nicht ohne den Abglanz geblieben, welchen das Märchen auf manchen sonst vergessenen Ort alter Geschichten wirft. Zingerle fand in den „Nachrichten von Geistern“, Frankfurt 1737, die Geschichte des seligen Christoph Platzebner zu Salurn, welcher im Jahre 1688 in dem Keller der Ruine Fässer voll köstlichen Weines fand und von diesem uralten edlen Safte, der stark wie Feuer und milde wie Oel war, mit Bewilligung der drei alten geisterhaften Männer nach Belieben holen durfte. Als er aber das süße Geheimniß ausgeplaudert hatte, war der Keller in die Tiefe gesunken, doch einer der drei Männer gab ihm dreißig uralte Thaler, vermuthlich aus Rüdiger's oder König Samson's versunkenem Schatze. Allein der arme Platzebner konnte sich der Gabe nicht mehr lange freuen, denn nach zehn Tagen bezahlte er seine Weinzeche und das Brechen des Geheimnisses mit seinem Leben. Die zwei alten riesigen Flaschen, die er aus der Burg geholt hatte, wurden lange auf dem Rathhause aufbewahrt, sind aber seit längerer Zeit schon spurlos verschwunden.

Die bengalische Beleuchtung, welche alljährlich am 19. März die alten Trümmer umstrahlt, gilt allerdings dem Tage des heiligen Josef, aber nichts hält uns ab, in ihr eine Verkörperung des sagenhaften Lichtes zu

erblicken, worin die Riesenburg noch immer dem Gedächtnisse der Menschen erscheint.

Man erinnert sich aus der nordischen Sage des Schwertes, welches Odin in den Baumstamm hineinstieß, welcher mitten in Wölsung's Halle stand. Der Gott sprach: „Wer dieses Schwert aus dem Stamm hervorzieht, der wird erfahren, daß er nie ein besseres Schwert in den Händen trug." Darauf schritt er aus der Halle und verschwand. Nun versuchten Alle, das Schwert herauszuziehen, allein keinem gelang es, bis Siegmund, König Wölsung's Sohn, hinzutrat. Der zog es heraus, und es war, als wenn es los vor ihm daläge. Mit diesem Schwerte gewann Siegmund viele Schlachten, und nur am Ende des Lebens versagte es ihm.

Zingerle stellt ein von Schöpf, dem berühmten Verfasser des tirolischen Wörterbuches mitgetheiltes Märchen damit zusammen. Ich lasse es dahingestellt sein, ob der Germanist in seinem Streben, in einzelnen bunten Steinen stets Bruchtheile der Riesen-Mosaikbilder unseres alten heidnischen Glaubens zu finden, bei vorliegender Zusammenstellung nicht zu weit gegangen sei. Jedenfalls theile ich es mit, wenigstens um zu zeigen, daß vor Zeiten die Natur nicht „entgöttert" war, und daß unser Volk auch die Wildnisse der Bergwälder und Wasserstürze mit den Gestalten seiner Einbildungskraft zu beleben wußte.

Das Märchen lautet:

„Einmal wollten zwei Knaben in den Wald gehen, um dort Holz und Reisig zu sammeln. Als sie am Schlunde, der sich hinter dem Wasserfalle befindet, vor-

übergingen, stak am Rand desselben ein großes Schwert mit goldenem Griffe. Die Knaben traten hinzu und zogen die alte Waffe mit Mühe halb aus dem Boden. Da sie aber gute Kinder waren, ließen sie das Schwert stehen und gingen weiter. Als sie am folgenden Tage wieder waldwärts gingen und am Schlunde vorüber kamen, stieg plötzlich ein großer Mann in reicher altmodischer Kleidung herauf, erhaschte den älteren Knaben, der entfliehen wollte, und nahm ihn mit in die Tiefe, wo ein prächtiges Schloß stand, in das der fremde Mann den Knaben führte. Sie traten in einen großen Saal, in dessen Mitte ein mächtiges Feuer flammte. Nun sprach der majestätische Mann: „Hättest Du das Schwert, das Dir bestimmt war, ganz herausgezogen, so hätte dir Niemand widerstehen können, und ich wäre erlöst. Jetzt muß ich aber wieder ins Feuer zurück.“ Flugs stürzte er sich in die prasselnden Flammen; der erschrockene Knabe eilte aus dem Schlosse und befand sich plötzlich wieder oben am Rande des Schlundes.“

Von solchem Märchenwald ist herüben, auf unserem westlichen Etschufer, so wenig mehr zu entdecken, als von den Eichen, welche dem Bühel von „Aichholz“ seinen Namen gegeben haben werden.

Aber, sehen wir recht? Die Inschrift, welche beim Beginne des Dorfes den Ortsnamen verkündet, lautet ja ganz anders. Da ist nicht mehr von Aichholz die Rede, sondern von „Roverè della Luna“. Das erste Wort dieses Namens bedeutet freilich, gleich dem weiter südlich gelegenen „Rovereto“, einen „Eichenhain“ — aber der alte Name ist ebenso unwiederbringlich verloren

gegangen, wie das deutsche Wesen überhaupt unter diesen Dächern.

Unschwer erkennt zwar noch der Blick manches deutsche Haus mit vorspringendem Dach und den gemüthlichen tirolischen Erkern, zwischen deren vielen Fenstern sich so behaglich der Wein schlürft — aber schon stehen überall dazwischen die hohen, dreistöckigen, wälschen Schmutzcasernen, mit Lumpen behängt, mit ihren zerbrochenen Fenstern, halb abgerissenen Läden, mit ihrem Ruß, ihren kahlen Stuben und dem dürren, darum herumlungernden Volke.

Einen fast wehmüthigen Eindruck macht die Dorflinde, die noch auf dem Platze vor der Kirche steht — eines der zuverlässigsten Anzeichen deutscher Ansiedlung. Wie lange wird es noch dauern, und ihre Scheiter müssen in irgend einem kalten Winter Polenta kochen.

In manchem Hause bemerkt man noch altersschwarze Geländer von Eichenholz und anderes Getäfel, die Ueberreste behaglicher Häuslichkeit der deutschen Bauern. Sonst aber sind wohl die meisten Spuren, welche an dieselben erinnern, verwischt, und dem Dorfe ist es ergangen wie dem Eichwald: es ist von der hier vorschreitenden „italienischen Cultur“ verwüstet worden.

Das Erste, was dem Beschauer an solchen Stätten auffällt, ist der qualmende Rauch, der überall zu den Fenstern herausdringt und das Haus stellenweise mit einer glänzenden Rußkruste überzieht.

Vor Zeiten, als noch Deutsche darin hausten, genügte der Kamin, welcher aus der Küche den Rauch abführt. Nunmehr aber ist das Haus mit ebenso viel

Proletarierfamilien belegt, als vorher von Personen bewohnt, und diese improvisiren sich, einquartirten Soldaten in Feindesland gleich, Feuerstätten, wo es ihnen zusagt. Daher der Qualm und der Schmutz, welcher den schwerfälligen Prunk des deutschen Bauernhofes verdrängt hat*).

Eine der auffallendsten Verschiedenheiten deutschen und wälschen Wesens ist der Brauch der Italiener, daß die heiratenden Söhne mit ihren Weibern und Familien im Hause der Eltern bleiben, und somit in demselben, allmälig sich ein Zustand entwickelt, welcher an die croatischen „Hausgenossenschaften“ erinnert. In solchen Häusern summt und lärmt es wie in einem Bienenkorbe und von der Stimmung, von der heiteren Ruhe, welche uns in so manchem deutschen Bauernhause erfreut, ist in diesem Gewimmel, zwischen den kahlen, rußigen Wänden keine Rede.

Die Macht des sogenannten Nationalitätsgedankens muß in der That eine gewaltige sein, wenn man sich vorstellt, wie Hunderttausende von Menschen, unter welchen man doch sehr vielen Sinn für ein menschenwürdigeres Dasein nicht abzusprechen vermag, dem heimatlichen Herkommen und der Sitte zulieb, sich in diesem erbärmlichen Treiben gefallen.

In den wälschen Dörfern des Berglandes herrscht in der That eine Gleichförmigkeit der häuslichen Einrichtungen, wie man sie in deutschen Gegenden nirgends findet. So gleichförmig die dunkelfarbigen Kattunkleider

*) Zu Venedig stellte mir einmal der Hausherr einen steinernen Ofen neben das Fenster, schlug ein Loch in dasselbe und steckte das kurze Blechrohr hindurch, unbekümmert um den Ruß draußen an der Mauer und den Rauch für die oberen Nachbarn.

der Dirnen — welche in diesem Aufzuge sämmtlich wie Fabriksarbeiterinen aussehen — im Gegensatze zu den vielfältigen Trachten des deutschen Berglandes hersehen, so verhält es sich mit den Häusern hüben und drüben. Eine der wunderbarsten Sachen ist das Aussehen eines wälschen Hauses außen. Es scheint, als ob diese Häuser schon mit einem Alter von wenigstens fünfzig Jahren auf die Welt kämen. Ich erinnere mich nicht, in den Hunderten von wälschen Dörfern, die ich in Tirol durchwandert habe, jemals ein Haus gesehen zu haben, welches mir den Eindruck gemacht hätte, als ob es eben frisch aufgebaut worden sei. Das eine sieht so verwittert und schmutzig aus wie das andere, und es scheint, als ob der Wälsche nicht nur gegen den Wald und den freiwilligen Pflanzenwuchs, sondern auch gegen sein eigenes Haus als Feind auftrete.

Man räume aus einem deutschen Hause sämmtliches Hausgeräthe mit Ausnahme einiger Betten und Kasten fort, benütze jedes Zimmer zu allen möglichen Thätigkeiten und Verrichtungen, vom Mais-Auslesen und Seidenraupen-Füttern bis zum Schlafen, Waschen und Kochen, so hat man eine Vorstellung von dem Aussehen der meisten Gemächer in diesen Dörfern. Auch außer dem Hause ist Alles gleichförmig.

Eine kleine, aber bezeichnende Bemerkung für den Uniformirungs-Trieb im romanischen Wesen ist beispielsweise der Umstand, daß von den Alpen an bis zum sicilischen Meere in keinem Tabakladen die Gelegenheit zum Anzünden anders geboten wird, als durch ein kleines Oellämpchen und durch einen Haufen von Papierschnitzeln, welche mit der

Hand zerschlitzt worden sind. Man sollte wenigstens an so viel Individualismus glauben, daß hie und da eine kleine Abänderung beliebt würde, daß zum Beispiel der Eine Spiritus statt Oel in sein Lämpchen gösse und der Andere das Papier nicht mit den Händen zerrisse, sondern mit der Scheere zerschnitte. Aber davon ist nicht die Rede. Kaum war Venetien annexirt, so beseitigten die Tabakhändler die vielfachen Vorrichtungen, welche sie zu diesem Behufe sonst angewandt hatten, und führten die nationalen Papierschnitzel ein.

In solcher Weise verfährt das ganze Volk. Der eine Kramladen schaut genau aus wie der andere, ist von demselben Pechseifen-Geruch erfüllt, verkauft das nämliche steinharte Brod mit den vielen Ecken, und das Arrangement der aus Wurzeln gefertigten Besen, der gesalzenen Fische, der eisernen Pfannen, Stricke, Peitschen und Zuckerhüte ist ganz genau überall das nämliche.

Von den kleinen Schenken, den „bettole“, in welchen das Volk an einem langen Schenktische seinen Branntwein trinkt oder noch häufiger trocken müßig herum steht, scheint eine die Copie der andern zu sein — die Nacktheit und der Schmutz, die Aufstellung des Ganzen und das Treiben sind sich einander so vollkommen ähnlich, daß man an manchem fremden Orte, in welchem man eine derartige Zuflucht suchen muß, mitunter an seinem eigenen Bewußtsein irre wird, welches uns sagt, daß wir noch niemals da waren.

Für die geringsten Hantirungen ist Gleichförmigkeit Gesetz. Kein Wälscher wird eine geringere Last anders tragen, als in einer jener länglichen Taschen, welche

man „sportole“ nennt. Ist sie verhältnißmäßig leicht, so trägt er die sportola an zwei Henkeln in der Hand, ist sie schwerer, so hängt er die sportola an einem Stecken über den Rücken, ist sie noch schwerer, so vertheilt er sie in zwei an den Henkeln durch einen Strick verknüpfte sportole, von welchen die eine auf der Brust, die andere auf dem Rücken hängt.

Das ist so unabänderlich, daß man meint, der Mensch werde durch irgend eine physiologische Nothwendigkeit zu solchem Treiben gezwungen. Ganz genau so ist es mit anderen Arbeiten, bei welchen der Fremdling eine größere Verschiedenheit der Mittel vorauszusetzen geneigt ist.

Niemals wird man einen Menschen sein Brennholz anders als mit dem Beil behandeln, niemals sein Getreide anders als mit zwei dünnen Stäbchen ausdreschen, niemals die Fensterläden anders als durch eine dazwischen gespreizte Latte auseinander halten sehen. Ich fürchtete in der That, die Geduld des Lesers zu ermüden, wenn ich ihn noch weiter in solchen Unbedeutendheiten herumschleppen sollte, die allerdings zusammengenommen ein lautes Zeugniß für den gründlichen Mangel an Selbstheit ablegen, welcher die Einzelnen dieses Volkes kennzeichnet. Der Leser bemerkt wohl, daß ein Dorf nichts dadurch gewinnt, wenn es verwälscht. Glücklicherweise sind der Beispiele nicht gar zu viele. Das deutsche Element hat, so entfremdet es in geistiger Beziehung dem eigentlichen Wesen unseres Volkes hier zu Lande auch sein mag, immerhin sich ein gewisses Maß von Zähigkeit erhalten. Ich für meinen Theil fürchte keinen Augenblick, daß die Wälschen nördlich von Salurn sich jemals anders denn als Tag-

löhner, armselige Pächter und ambulante Schacherer geltend machen werden. Und, was den eigentlich italienischen Theil des Landes anbelangt, so könnte man, wenn wir es jemals nothwendig hätten, uns vor ein sogenanntes „Plebiscit" zustellen, es getrost auf dessen Ausgang ankommen lassen. Die Frage des „Trentino", von Advocaten und Männern der Feder aufgeworfen, existirt, wie so viele andere Fragen vorzüglich auf Zeitungspapier. Ein Reisender kann mit Tausenden von Bauern und Bürgern sprechen, bevor ihm eine Andeutung auf italienischen Chauvinismus entgegen tritt, ja in manchem Thale wälscher Zunge herrscht, wenn man von politischer Meinung überhaupt reden kann, eine solche, welche den „Fragen"=Erfindern wenig Vergnügen macht.

Es wird sich die Gelegenheit ergeben, auf diesen Gegenstand, der in der Welt viel mehr Lärm macht, als er verdient, ausführlicher zu sprechen zu kommen. Von unserem heutigen Gange aber wollen wir den Eindruck mit nach Hause nehmen, daß wir in der That Tröpfe wären, wenn wir uns die festen Grenzen unseres Berglandes von Schwätzern abjagen ließen. Denn es sind „Generale ohne Armee". Das Volk, an leiblicher Entwicklung und geistiger Kraft schwächer, als dasjenige, dessen Grenzen man durch die Trientiner Theorien zerbröckeln will, steht nicht hinter ihnen. Und der harmlose Stumpfsinn, welcher das ganze eintönige wälsche Wesen dieser Berge kennzeichnet, hält die Massen davon ab, unter allerlei Fährlichkeiten Ziele zu verfolgen, die mit der nächsten Nothdurft des Lebens nicht das Geringste zu schaffen haben.

Fünftes Capitel.

Winterscenen im Nonsberg.

Auf Nonser Perg wol erpawen
Vier und zwanzig Schlösser z'schawen,
Vierthalbhundert Dörfer fürwar
Und vier und zwanzig Pfarren gar,
Hat Fisch und Wildpret, Wein und Korn,
Geschickt und gelehrt Leut darauf erborn.

Nach dem Ausspruche einiger Männer, deren Namen in Tirol guten Klang haben, ist das „Paradies" des Berglandes in jenem seinem südwestlichen Theile zu suchen, welcher im Norden von den Ultener, im Westen von den Gebirgen des oberen Sarca-Gebietes, im Osten und Süden von den Dolomit-Wänden begrenzt wird, welche jenseits in die Weingärten des Etschlandes abfallen. Es ist der „Nonsberg", Val di Non, dem solches Lob gespendet wird.

Ich mag ihm nicht zustimmen, obwohl nicht geläugnet werden kann, daß die Thalstufe an merkwürdigen Bildungen ihres Gleichen sucht. Unser vorzüglichster Zweck bei Betrachtung dieses Theiles von Tirol ist die Schilderung dieser, vornehmlich aber auch eine Wanderung zum National-Heiligthume Südtirols, wo einst der Sohn des Grafen von Thaur im Innthale die Einsamkeit suchte, um sich Bußübungen hinzugeben. Auch mag es nicht unerwünscht sein, Einiges über die deutschen

Ansiedelungen zu erfahren, welche sich in den Wäldern des nördlichsten Theiles dieses Gebietes bis heute heimische Sprache und Sitte erhalten haben, obwohl der bequeme Thalweg sie eher zu den Wälschen, als zu ihren Stammgenossen jenseits des Gampen zöge.

Von allen Thalgebieten Tirols ist kein einziges, welches so viele Denkmäler aus dem Alterthume, das heißt aus römischer und vorrömischer Zeit in seinem Schooße birgt, als der Nonsberg. Hier, wenn überhaupt irgendwo, ist vielleicht einmal die Lösung jener etruskischen, rhätischen und übrigen, theilweise namenlosen Räthsel denkbar, welche zu so vielen Kämpfen mit der Feder begeistert haben. Der Boden der „Anaunia“ mag einmal sich öffnen und noch merkwürdigere Zeugnisse ablegen, als die berühmte Tafel von Cles oder die etruskischen Grüfte von San Zeno. — —

Das Hauptmassiv dieses wunderlichen Gebietes besteht aus Dolomit-Bergen, und zwar von seinem obersten bis zum untersten Ende. Es ist jener Dolomit-Zug, der sich um die krystallinischen Massen der westlichen Südalpen herumschlingt und vom obersten Nonsberg an bis zum Lago Maggiore ein Bollwerk zwischen diesen und der Ebene aufhäuft.

Mitten zwischen diese Dolomit-Wände haben sich aber mächtige jüngere Schichten eingeschoben, welche in allen Richtungen von den Wassern ausgewaschen und durchfurcht sind. So zeigt sich hier das in Tirol einzige Schauspiel eines Thales, welches allerdings durch die öst- und westlich neben der allgemeinen Senkung herlaufenden Wände sich im Ganzen diesen gegenüber als

ein Thal ausweist, in sich selbst dagegen ein Wirrsal tief eingerissener secundärer Thalsohlen bietet, die abermals durch seitlich eingedrungenes Wasser zerklüftet sind, so daß Thal in Thal mehr als ein Dutzendmal auf geringem Flächenraume erscheint, in einander hineingeschachtelt, gleich jenen chinesischen Bechern, deren einer viele andere kleine in sich schließt — ein ganzes Land voll von jäh geneigten Hochflächen und schauerlichen Abgründen, vortretenden Hängen und tosenden Tobeln.

Die alte Anaunia hat ihr Südende bei dem Engpasse der Rocchetta, ihr nördliches dagegen auf dem waldigen Gampen-Passe, italienisch Le palate genannt, und zwischen beiden ein Gefälle von etwa viertausend sechshundert Fuß.

Dieser Senkung entsprechend ist auch die Verschiedenheit des Aussehens dort unten, wo sich die graue Dolomit-Pforte gegen das fieberreiche Gelände von San Michele öffnet, von dem dort oben, wo die deutschen Bauern in kühlen Fichtenwäldern hausen.

Unten staubige Straße, kahle Hänge, wenige grasgrüne Föhrenoasen in den Weingeländen und Fruchtgärten — jeder Fleck Erde bis zu den schwindeligen Abgründen der vielen Quertobel hin vom Fleiß des Menschen ausgebeutet — Schlösser und Burgen auf allen Höhen, Weinberge vor dem Abrutschen in den wasserdurchtosten Abgrund hier und dort durch aufgehäufte Steine geschützt, wälsche Lotterhäuser — droben dichter Wald und duftige Bergwiesen, Schindeldächer mit Steinblöcken, wohlgenährtes etschländisch redendes Bauernvolk.

Fast ununterbrochen zieht sich zwischen beiden das seltsame Nebeneinander von wohl bebauten Fruchtfluren und schwindelnden Abgründen fort. Den Glanzpunkt des Interesses aber bietet die bei dem erwähnten San Zeno einmündende Schlucht, von einem Bache durchrissen, der auf dem vielgerühmten Roën-Berge zusammenrinnt. In eben dieser Schlucht findet sich das Heiligthum des Romedius, einzig unter den geweihten Orten des Berglandes.

Bevor wir dieses selbst betreten, gönnen wir der Schlucht, dem wilden Vorhofe dieses Allerheiligsten, einige Worte.

Heute wird der Eingang des Tobels wenigstens durch einige Mühlen belebt, klappernde Mühlen, in deren Räderwerk reichliches Bergwasser herabstürzt. Vor mehr als vierzehn Jahrhunderten aber mag es eine Kunst gewesen sein, in den dichten Wäldern den Eingang in diesen Abgrund zu finden, und der Legende vom Bären, der einst das Pferd des heiligen Romedius zerriß, darauf aber den Heiligen selbst auf seinen Rücken nahm, kann, was den Bären anbelangt, die Wahrscheinlichkeit gewiß nicht abgesprochen werden.

Nirgends in der Welt, meine ich, gibt es eine Einsiedelei, die sich einen Ort erwählt hat, dessen Umgebung ein einbildungsbegabter Asket selbst ersonnen und in Felsen und Wäldern verkörpert zu haben scheint. Der Geist der Askese weht aus dem Schlunde und von den kahlen Felsen — es ist ein natürliches Karthäuser-Kloster.

Die Wände gleichen den Felsen des Kirchhofes von

St. Peter zu Salzburg, in welche gleichfalls die Ueberlieferung Gestalten von Heiligen und Blutzeugen versetzt — es sind steile, auf der Oberfläche wellige Mauern von Jura-Gestein. Aus ihren Rissen sickert Wasser zum Bach des Roën, der mit seiner geringen Fluth die Schlucht fast ausfüllt und die Geisterchöre des Wiederhalls weckt. Ueberall plätschert es und haucht es kalt in den Windungen der gestreiften, gefurchten Felsen. Sie sind kahl, weil keine Wurzel auf ihnen Grund fassen kann, und nur von den scharf abgeschnittenen Rändern oben schauen die Fichten herab. Selten erblickt man unter ihnen zwischen der Höhe und der summenden Tiefe einen zitternden Strauch.

Manchmal hängen die Felsen gar über und an Stellen, an welchen die Sonne eindringt, verwundern wir uns über die grellen Schlagschatten. Immer lärmender werden die Wasser, je mehr wir dem waldigen Hintergrunde uns nähern. Wäre der Strom reicher, so sähen wir eine bedeutende „Klamm“ der Alpenwelt vor uns. Für die Mühlen draußen läuft ein Wassergraben ober dem Wege, der sich einmal durch einen Tunnel Bahn bricht.

Zur Rechten erblickt man einen Felsen, mit welchem die Legende ihr, für alle derartigen Orte wiederkehrendes, Spiel getrieben hat. Dort oben versuchte der Heilige zuerst, sich eine Stätte seiner Andacht zu gründen. Aber die Vögel kamen und schleppten die Geräthe fort und trugen sie auf einen anderen Felsgrat, eben dorthin, wo heute das begnadigte Haus steht. Jetzt sieht man da oben nichts mehr, als jene der Aeste

beraubten Fichten, wie sie überall in Passeier und anderen Nebenthälern des Etschlandes stehen und in ihrem so verstümmelten Zustande mehr Mastbäumen als „Säulen des deutschen Waldes" gleichen.

Wem die Einsiedelei nicht gezeigt wird, dem mag an der Stelle, an welcher sie zum ersten Male erscheint, nur der Zufall zu ihrer Entdeckung verhelfen. Urplötzlich taucht auf einem spitzen Felsen ein Haus und eine vorspringende Terrasse auf, zu welchen der Plan allerdings mehr von Vögeln, die sich auf die Zimmermeisterei verlegt haben, als von Menschen herzurühren scheint. Grüne Baum- und pechschwarze Schattensäulen erheben sich unter ihm um den Bach am triefenden Felsen.

Der Zugang, von hier aus scheinbar unmöglich, ist dennoch viel leichter, als man vermuthen mag. Und so bedarf es denn nur weniger Augenblicke, bis wir im Vorhofe der fünf Kirchlein stehen, die sich terrassenförmig übereinander, durch Treppen und Gänge verbunden, erheben — ein Konterfei buddhistischer Wallfahrtsorte.

Einen weit geringeren Eindruck mag der erste Anblick des Gnadenortes auf diejenigen Pilger machen, welche nordwärts, von der Höhe von Salter, herabkommen. Diese sehen ihn zuerst tief unter sich, und an der Stelle dort oben, wo hart am Rande des Abgrundes ein bedenklicher Betstuhl angebracht ist, verschwimmt der schwindelnde Fels und seine Kirchlein fast mit der Sohle des wasserdurchrauschten Tobels.

Natürlich beziehen sich fast sämmtliche Inschriften an den weißen Mauern auf den Heiligen.

Die Legende, welche über diesen verlautet, sagt, daß der Sohn des Grafen von Taur im Innthale die Burg seiner Väter verließ, um in der Weise so vieler heiligen Büßer Gott zu dienen. Er zog gegen Süden, wo damals der heilige Vigilius das Wort des Herrn den heidnischen Bewohnern verkündete, und fand im Nonsberge eine Stätte.

St. Vigilius (dessen Fest, beiläufig gesagt, noch jetzt alljährlich in den letzten Tagen des Brachmonats zu Trient mit lauter Lustbarkeit, öffentlichen Umzügen, Feuerwerk und anderem Pomp gefeiert wird) lehrte im Etschland. In diesen Wüsteneien aber predigten auf sein Geheiß Sisinius, Marthrius und Alexander das Christenthum. Deren vielbesuchte Reliquien liegen in rothem Marmor hinter dem Hochaltare der prächtigen gothischen Kirche zu St. Zeno.

Es gibt nur wenig geschichtliche Nachrichten über den Büßer, der sich diesen einsamen Fels erkor.

Das Wenige, was nicht zur Legende gerechnet werden kann, hat der Pfarrer von St. Zeno, Andrea, in einem Schriftchen über die Kirche und die Märtyrer jenes Ortes veröffentlicht.

Ein Theil, und zwar nur der anfängliche und geringste — der Treppe, die zur alten Einsiedelei emporführt, liegt unter freiem Himmel. Der übrige ist von den Mauern der Capellen und Kirchlein überwölbt, ein steiler, jäh zum Gipfel anstrebender Gang — überall mit Votivtafeln und Weihgeschenken bedeckt.

Man wird diese Stufen nicht leicht betreten, ohne auf ihnen in irgend einer Höhe einen andächtigen Wall-

fahrer zu sehen, welcher lange Zeit braucht, bis er bei dem begnadigten Gipfel angekommen ist. Denn er bleibt auf jeder Staffel der schwindelnden Treppe stehen und sagt einige Gebete her, bevor er die nächste betritt. Dabei verfehlt sein Auge nicht, sehnsüchtig oder hoffnungsvoll auf den gleißenden Figuren und Bildern von glücklicher Rettung aus vielfacher Gefahr umherzuwandern.

In halber Höhe etwa des wunderlichen Baues, dessen verschiedenartiges Aussehen sein allmäliges Entstehen in vielen Jahrhunderten bekundet, öffnet sich zur Linken ein helles Kirchlein, in welchem weder die brennende Ampel noch die Sammelbüchse für den Heiligen Vater fehlt.

Nicht ohne besonderes Interesse dünkt uns unter den vielen Votivbildern des steilen Ganges eine Malerei, welche aus einem Erlebniß des früheren Priors in ihrer Weise Nutzen zieht für den Wunderglauben, der an der geweihten Stätte haftet.

Heutzutage wohnt der Prior*) ganz nahe bei der alten Herrenstube, dem dermaligen Gastzimmer der

*) V. Zingerle berichtet in seiner anziehenden „Reise über den Gampen" über diesen in der That freundlichen und dabei vornehm aussehenden Mann Folgendes: Der würdige Prior, ein schöner Greis mit feinem Kopfe und klugen blitzenden Augen, leistete uns Gesellschaft in liebenswürdigster und belehrender Weise. Hier in der Einsamkeit geboren, widmete er sich später wegen seiner ausgezeichneten mimischen und rhetorischen Anlagen der Laufbahn eines Schauspielers mit großem Erfolge, vertauschte aber dies bewegte Leben bald mit der Theologie, wirkte als Secretär des Fürstbischofes Luschin in Trient, Lemberg und

Wallfahrer. Sein Vorgänger im Amte hauste viel weiter oben zwischen den Capellen mit ihren schweigenden Bildern — ganz einsam in einer dem Mittag zugewendeten Stube, aus deren Fenstern, die aus rundlichen mit Blei aneinander gereihten Glasstückchen bestehen, er nicht einmal den lebendigen Bach, sondern nur den summenden Nadelwald zu sehen vermochte. Diese Einsamkeit des alten Mannes wurde von einigen wälschen Uebelthätern benützt, um ihn auszurauben.

Auch das Pferd des Priesters versuchten die Räuber mit von dannen zu führen, doch gelang es ihnen nicht. Darum malt uns auch die Votivtafel deutlich das Rößlein unter dem Thore, wie es, durch einen übernatürlichen Bann zurückgehalten, sich sträubt, den Strolchen über die Schwelle zu folgen. Und so ist denn auch dieser Vorfall unter die Begnadigungen eingereiht, welche nicht aufhören, Sanct Romedii Einsiedelei zu verherrlichen und deren alten Glanz zu vermehren.

Zu der Zeit, als der Heilige selbst hier seinen Bußübungen oblag, und vielleicht auch noch geraume Zeit später, stand nichts als ein winziges Kirchlein auf dem äußersten Felsgiebel. Dieses Kirchlein ist aber nun-

Görz und zog sich nach dem Tode des Kirchenfürsten im Jahre 1854 in die Stille von St. Romedio zurück. Hier labt ihn die süßeste Ruhe nach den Wechseln eines vielbewegten Lebens, und er möchte wohl nicht die Einsamkeit voll Frieden und Ruhe mit einem anderen Aufenthalte vertauschen. Hier am vielbesuchten Wallfahrtsorte kann er die reichen Erfahrungen als Seelenarzt am besten verwerthen und sich im Alter den schönsten Lohn erwerben. Auch für die Verschönerung der Kirche und zur Hebung des Gnadenortes hat der berühmte Prior schon Vieles geleistet. —

mehr so von anspruchsvollerem Mauerwerk umgeben, daß man jetzt in dasselbe hineingeht, wie aus einem großen Saale in ein dunkles Stübchen.

Eine Kirche, welche Zingerle mit Recht eine „salon-artige Vorkirche“ nennt, ist so an das uralte Denkmal der erhabensten Zeiten des Christenthums hingebaut, daß man vermeinte, nur in eine Seitencapelle derselben zu treten, wenn die dunkelrothen romanischen Säulen und anderes wunderbare Zubehör des niedrigen Portales nicht eben an jene dunklen Tage der streitenden und leidenden Gemeinde erinnerte.

Wie anders mag es hier vor vierzehn Jahrhunderten ausgesehen haben! Gegen die Schwelle dieses Portales stürmte der Bergwind, und statt der marmornen Treppen, rings mit beredten Bildern umhangen, führte ein rauher und schwindliger Steig zu dem Gipfel, auf welchem der Einsiedler, der Welt entrückt, sich dem Himmel genähert zu haben wußte. Vielleicht lag der Anachoret in der nämlichen Höhle vor dem geheimnißvollen Portale, die heutzutage durch eine Fallthür geschlossen und dem Volke als „St. Romedii Küche“ gezeigt wird.

Jenseits des dunklen Portales aber in dem finsteren Raume, in welchem die angezündete Kerze nur undeutlich die Fresken zeigt, welche anderthalb Jahrtausende halb verwischt haben — in diesem modrigen Gemäuer der alten Büßer wird sich Niemand des Zaubers erwehren können, der sich an solcher Stätte des Gefühles wie der Einbildungskraft bemächtigt.

In solcher Abwendung von der Natur, die sich aus dem Walde in die Dunkelheit eines ummauerten Kerkers

flüchtet, in welchem auf goldigem Grund alle Wunder des christlichen Olymps leuchten, und in Mitten dessen der Sinn sich aus dem Tageslichte fort unter die Palmen Derjenigen versetzt, welche die Welt überwunden haben, begegnen wir einer der — heute — unerklärlichsten Aeußerungen menschlichen Wesens.

Der Greis mit den leuchtenden, braunen Jünglingsaugen geht endlich mit den Kerzen weiter und leuchtet uns, einige Treppen aufwärts, in das zweite, noch dunklere Kerkergemach.

Einige Wallfahrer sind uns nachgeschlichen und betrachten, augenscheinlich von Aufregung durchschauert, wie der Prior die Thüren des Kastens öffnet und nunmehr der Kerzenstrahl auf die silbernen Gefäße fällt, welche die Körperreste des Anachoreten umschließen.

Im untersten Fache liegt ein brauner Knochen — ich glaube, das Schienbein. Oben aber sind kleinere Theile des Körpers in Silber und Glas verwahrt. Der edelste von diesen ist die Stirne des Heiligen. Der Prior bekennt, daß das hiezu gehörige Hinterhaupt sich in der Kirche von Thauer befinde, wozu indessen die dortigen Verehrer den noch fehlenden Theil des Kopfes, die Stirn mitinbegriffen, sich nachträglich anfertigen ließen. So gibt es also zwei Stirnen des heiligen Romedius, ein Vorkommniß, welches, nach der Aussage Unterrichteter, nicht selten gefunden werden soll, wo es sich um Reliquien heiliger Männer und Frauen handelt.

Jetzt, wo der Fels, mit zahlreichen Capellen und Kirchlein vollständig umbaut, auf der Südseite völlig unter ihnen verschwunden ist, merkt man freilich nicht

mehr, einen wie schwindeligen Wohnsitz sich der Grafensohn von Thauer gewählt hat, als er der Welt entsagte. Aber eine fest gezimmerte Terrasse, die neben der alten Einsiedelei zum Vergnügen der Pilger über den Abgrund hinaus gehängt worden ist, zeigt uns die Tiefe, über welche der Einsiedler sich betend erhob — und nicht Jeder mag ohne ein Gefühl der Angst auf die Planken vortreten, welche ihm den Zustand des Gipfels im vierten Jahrhundert versinnbildlichen.

Für den Kenner christlicher Kunstgeschichte muß dieser überbaute Felsen ein Schatz sein, und in der That verlautet Kunde von Männern, die sich da wochenlang, den Bleistift an der Hand, aufgehalten haben. Es wird also keineswegs an Abbildungen der steinernen Gestalten, der Fresken und anderen Gebilden in der Wallfahrtsstraße fehlen.

Wir Anderen, denen die Kenntniß solcher Dinge gebricht, lassen es im Hinblick auf die gesehenen Dinge und auf die müden Wallfahrer, die, aus weiter Ferne dahergekommen, durch ihre Wanderung nach dem mystischen Orte den schleppenden Gang ihrer täglichen Belastung unterbrochen haben, an Betrachtungen anderer Art genügen. Ist es in der That nur der Aberglaube, der vor anderthalb Jahrtausenden den Anachoreten und nunmehr die kümmerlichen Bauern nach diesem Gipfel mitten unter den Schrecknissen der Berge zog? Oder ist es, in anderer Weise, vielleicht der nämliche Trieb, welcher den Sternkundigen auf seine hohe Warte, den Gelehrten in seine sonnenleere Zelle, den Entdecker in die weiten Weltmeere jagt?

Wir, die alle eines Geschlechtes Kinder sind, werden vielleicht mehr von gleichartigen Instincten geleitet, als wir es gestehen wollen. Diejenigen, welche einst nach dem heiligen Gral suchten, und die Anderen, welche die letzten Gründe der Dinge erforschen, sind dann in ihrer Wesenheit nicht sonderlich getrennt. Beim Anblick dieser unwissenden Wallfahrer aber, die Staffel für Staffel betend erklommen, gedenken wir der Meinung eines americanischen Dichters, welcher sagte, das Leben sei aus Marmor und Schmutz zusammengesetzt, und die wahre Einsicht erleuchteter Geister bestehe darin, in dieser Sphäre seltsam gemischter Elemente die Schönheit und Majestät zu unterscheiden, welche gezwungen sind, ein so ärmliches Gewand anzulegen. — —

Die vielgerühmte Höhe von Salter, zu welcher sich auch von Sanct Romedii Schlucht aus ein wenig steiler Fußweg emporhebt, bietet nicht mehr und nicht weniger Fernsicht als so viele andere Hochflächen im Nonsberge, von welchen wohl Niemand spricht, weil es ein Ding der Unmöglichkeit wäre, sie aufzuzählen.

Fernblicke, welchen ich einen noch bunteren Gesichtskreis zuschreiben möchte, eröffnen sich in geringer Entfernung nördlich von Fondo, weiter oben, bei dem verwahrlosten Kirchhofe des Dörfleins Tret, der letzten wälschen Ansiedelung, und nicht minder schön bei der Kirche der heiligen Pilgrime Christoph und Jacob, dort, wo der Fichtenwald beginnt, in dessen Mitte das Kirchlein und das alte Hospiz von Unserer lieben Frau verborgen liegt.

Es kehrt der nämliche oder wenigstens ein ähnlicher Anblick auf allen diesen Höhen wieder.

Ueber Schluchten, deren klaffende Wände das tiefste Innere der Erdrinde bloß zu legen scheinen, entwickelt sich in massiven Stöcken das zwischen den Dolomit-Rahmen eingeflötzte Jura-Gebirge. Weiße Spitzen und blaue Linien der Ferne erheben sich überall jenseits der Wälder. Schwarzzackig ragen die Felsenschatten in die summenden Wasserabgründe hinab.

Der Weg, welcher von Fondo nach „dem Walde“ und aus dem Walde über den Gampen auf das Tisenser Mittelgebirge führt, wird heutzutage nicht mehr so häufig betreten als im Mittelalter.

Freilich hatte damals das Gnadenbild, welches nach der Ueberlieferung im Waldsumpfe gefunden wurde, noch weit mehr Anziehungskraft, als heute. Und bei den schlechten Wegen, die selbst im ebenen Etschthal nicht fehlten, mochte auch die verhältnißmäßige Beschwerlichkeit des Gampen-Passes gegenüber der bedeutenden Strecke, um welche eine Reise nach Italien auf diese Art abgekürzt wird, nicht ins Gewicht fallen.

Heutzutage ist das Alles durch die Anlage bequemer Straßen und durch Eisenbahnen völlig geändert. Dennoch aber bleibt der Weg über den Gampen und durch den oberen Nonsberg für jene Fußgänger, welche aus der Meraner Gegend nach der Lombardei trachten, sei es, daß sie über Edolo und Tirano den Comersee, oder durch Val Camonica die Ebene erreichen wollen, immerhin der nächste.

Unter den Eingebornen verspürt man geringe Bewegung des Verkehrs — am meisten vielleicht im Frühjahre, wo die „Leute vom Wald“ die Pfähle hinab zu

den milderen Gegenden führen, welche der Weinbauer für seine Reben benöthigt.

Sonst begegnet man dort oben statt des Fuhrwerkes im tieferen Thale nur Maulthieren, welche denen vom Wald das Getreide hinauftragen, oder Mehlsäcke von den Mühlen, welche das Wasser der Berghöhen treibt, zur Tiefe schleppen.

Daß im Vergleich zum heutigen Tage der Weg früher ein vielbetretener war, davon gibt schon die gothische Christophorus-Kirche Kunde, welche — nebenbei bemerkt, in Anlage und Umgebung mit der von Heiligenblut große Aehnlichkeit hat. Sie wurde in der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts erbaut und beweist, daß hier ein starker Wanderzug stattgefunden habe. Denn die Christophskirchen finden sich in Tirol nur an im Mittelalter vielbesuchten Wegen und deuten häufig auch auf ein in ihrer Nähe bestandenes Hospital.

Es ist behauptet worden, der Nonsberg sei „das schönste Thal in Tirol". Ich kann dieser Ansicht dann beipflichten, wenn man die größeren breiteren Flußthäler im Auge hat. Der Scenerie der eigentlichen Hochthäler dagegen sind seine blauen Fernen und grünen Gründe, so tief sie auch von den Wassern durchrissen sein mögen, und so wild die Tobel mit ihren summenden Wassern kreuz und quer die Weingärten oder das Waldland unterbrechen, durchaus nicht zu vergleichen.

Bei der ziemlich raschen Hebung des Thalbodens und aller seiner Einsenkungen von Süd nach Nord läßt es sich voraussetzen, daß der Rundblick des Thales um so reichhaltiger wird, auf je höherer Thalstufe wir uns

befinden. Beim alten Hospitale von Unserer lieben Frau freilich findet sich der Blick überall durch die hohen Stämme des Nadelholzes nicht minder als durch eine kleine Verschiebung im Thalbecken gehemmt.

Völlig frei dagegen erscheint das ganze weite Gebiet vom ersten deutschen Dorfe, Sanct Felix, aus.

Es ist dies eine von den vier deutschen Gemeinden des Nonsberges — die anderen drei sind Unsere liebe Frau, Laurenz und Proveis.

Wer in der gut getäfelten Stube des Wirthshauses zu Sanct Felix sitzt und sich seine Umgebung betrachtet, mag wohl sich in weiter Entfernung glauben von Wälschland und allem wälschen Wesen.

Die Dächer, welche er draußen sieht, sind mit Schindeln bedeckt und so malerisch mit grauen Steinblöcken beschwert, wie nur irgendwo in den grünen Thälern des Salzkammergutes. Der Wirth ist ein germanischer Rundkopf, und seine blonde Tochter bereitet die tiroler Knödel mit nicht minderer Geschicklichkeit als die Insassen vom Passeier oder Sarnthal. Auf dem Herd der Küche verspürt man nichts von schwebenden Polentakesseln und anderem wälschen Zubehör.

Diese Dinge müssen den unbefangenen Beobachter in Verwunderung setzen, wenn er bedenkt, daß der bequeme Thalweg diese Leute zu lauter wälschen Ansiedelungen führt, während er zu ihren Stammesgenossen ins Etschland hinüber während einer Hälfte des Jahres durch Schnee fast versperrt ist. Nur um darzulegen, mit wie viel Mühsal ein Gang ins deutsche Burggrafenamt mitunter verbunden sein mag, will ich nachher kurz von

einer Wanderung erzählen, die ich noch während des Aprilmonates über den „Gampen" angestellt. Es wird daraus hervorgehen, daß die Leute vom Walde und von St. Felix um Vieles leichter gegen Süden über die sonnigen, schneefreien Abhänge hinab mit ihren wälschen Nachbarn verkehren, als mit den Nachkömmlingen der Gothen, die drüben zwischen Ifinger und Mendel sitzen.

Unter solchen Umständen, zu welchen auch noch der Geschäftsverkehr beigerechnet werden muß, der vornehmlich mit Wälschen gepflogen wird, muß man das Festhalten dieser wackeren Leute an ihrer eigenen Volksthümlichkeit schier als ein Opfer betrachten.

Vom Standpunkt der Nützlichkeit aus betrachtet, kann die Pflege des deutschen Wesens ihnen keineswegs so wichtig sein, als die des wälschen. Wäre unsere deutsche Bevölkerung überall in Tirol mit solcher Zähigkeit begabt gewesen als die Waldener, welche sich dieselbe unter den allerungünstigsten Umständen bewahrt haben, so würde eine ethnographische Karte andere Linien aufzuweisen haben, als sie schon seit Jahrhunderten verzeichnet werden müssen.

Freilich darf man dabei auch den Einfluß tüchtiger Männer nicht vergessen, welche die Gemeinde in ihrem Kampfe — so kann man nach Darwin das Dasein dieser deutschen Ansiedelung am Rande des wälschen Wesens nennen — aneifern und unterstützen.

Früher that der wälsche Bischof zu Trient und die wälschelnde Bureaukratie zu Innsbruck alles Mögliche, um das deutsche Wesen im Walde zu hemmen, sogar zu unterdrücken. Wer weiß, was Alles noch geschehen

wäre, wenn nicht in einigen deutschen Zeitungen, namentlich von Steub in der „Augsburger Allgemeinen" Lärm geschlagen worden sein würde über die verlassenen Teutonen an den Quellen des Rosbaches.

Zingerle erzählt, daß die Gemeinden schon mehrmals an die Regierung die Bitte stellten, vom wälschen Verbande losgemacht und dem deutschen Bezirksamte Lana zugetheilt zu werden. Bisher verhallten ihre Bitten an tauben Ohren.

Es ist bekannt, daß die Regierung Gratisschulbücher armen Kindern gewährt. Sechs Jahre lang verlangte ein italienischer Schulinspector kein einziges deutsches Buch für die ihm unterstellten deutschen Schulen! Nun ist die Aufsicht über die Schulen der deutschen Gemeinden dem P. Ambros Steinegger anvertraut, der mit Eifer die Hebung der Schulen zu fördern sucht.

Der wackere Lehrer Romedius Jordaner, ein robuster Deutscher, dem bei seinen sechzig Jahren jugendlicher Eifer nicht abhanden gekommen ist, begeistert sein „junges Volk" für seine Sprache.

Der aufgeweckte Mann von seltener geistiger Rührigkeit ist eine Art Universalgenie, denn er vergoldet und malt, schnitzt und drechselt, versieht die Stelle eines Buchbinders und fertigt ganze Crucifixe. Nebenbei findet er aber immer noch Zeit, sich in Büchern, namentlich in alten Historien umzusehen. Mit besonderer Vorliebe liest und erzählt er Sagen und Märchen und theilt sie zum Nutz und Schimpf auch der rothbackigen jungen Welt mit, die neben ihm aufschießt wie ein frischer Birkenanflug neben der alternden Eiche.

Mit nicht geringerer Hochachtung spricht Zingerle über die Gemeinde von Proveis, welche es nicht minder verstand, die Verwälschungs-Bestrebungen der Priester, Advocaten und Beamten von sich fern zu halten. Großes Verdienst gebührt dort dem Curaten Franz Mitterer, welcher die Errichtung einer italienischen Schule hintertrieb. Dieser Mann hat dagegen eine Schule für Mädchen errichtet, die wie die Knabenschule in erfreulichster Blüthe steht. Die armen Kinder besuchen trotz der Lawinengefahr die Schule gern und lernen eifrig. Grausam hätten sie sich vor dem Schneerutschen im Winter auf dem Hin- und Herwege gefürchtet, aber die goldigen Bücher, die sie aus Innsbruck erhielten, hätten sie all diese Mühseligkeiten vergessen machen, erzählten die Kinder in der freundlichen Schulstube.

Charakteristisch ist ein Brief, welchen Zingerle von einem Kind über die Preisvertheilung der Schule in Proveis erhielt. Es heißt darin: „Den Suntig hob'n wir die Austaalung kob (gehabt). Wier sein mit die Musikonten a (hinab) gangen untern Wieden aufn Plotz, und vier Kinder hob'n die Biecher gatrogen, zwoa Bouamen und zwoa Madler. I höt a mächti schies Buach bekommen. Es ist ganz guldin. I hon mir vor Froa (Freud) leigaon (beinahe) nit za helfen gewißt. Die Musikonten hob'n ins galant aufgemocht".

Eben so Erfreuliches weiß der Verfasser der Reise über die Gemeinde von Laurein zu berichten. Sie ist die vorgeschobenste im Nonsberg, und ihre deutsche Schule wird sich unter der Leitung des Herrn Curaten Franz Mühlberger, der als der tüchtigste Schulmann in der

Trienter Diöcese gilt, bald zu erfreulicher Blüthe entwickeln. Wie in Proveis sollten auch hier zwei deutsche Priester wirken, allein das Ordinariat in Trient erklärte, keine deutschen Cooperatoren wegen Mangels an deutschen Priestern senden zu können. Da man wegen der Folgen keinen wälschen Geistlichen gerne annahm, wäre die zweite Cooperatorsstelle unbesetzt geblieben. Herr Ex-Decan von Helff ließ sich aber aus Liebe zur deutschen Gemeinde herbei, den Winter dort zuzubringen, um dem Herrn Curaten die Last in der Seelsorge und in der Schule zu erleichtern.

So sieht es heutzutage in den vier deutschen Gemeinden aus, deren Häuser die Wälder des oberen Nonsberges beschatten. Wir wollen nicht verhehlen, daß mächtige natürliche Hindernisse sich dort der Festhaltung unseres heimischen Wesens entgegenstellen, welches, um die Analogie einer oft gewählten Vergleichung zu gebrauchen, von den an Zahl übermächtigen Wälschen dort nicht an den Berg, sondern an die Wand gedrückt erscheint.

Und nun wollen wir zum Schlusse dieser Betrachtung uns eben diese Wand ein wenig näher anschauen.

Wenn man Unsere liebe Frau verläßt, um ins Etschland hinüber zu steigen, so erreicht man das letzte Haus vor dem Paßübergang bei dem sogenannten Gasteigerhofe, eben jenem Hause, welches mit Fug als das Gebäude betrachtet wird, in welchem sich einst das mehrfach erwähnte Hospiz befand. Von ihm aus erscheint das Kirchlein von Unserer lieben Frau schon in beträchtlicher Tiefe, dafür aber blauen die Gipfel des westlichen Nonsberges über die Wälder der Niederungen.

Daß es ein nicht ganz müheloser Steig ist, dessen Wanderer das Hospiz beherbergte, davon zeugte bei jener Frühlingswanderung der Anblick des Bodens ringsherum.

Während damals im tieferen Nonsberge überall die rothen Flämmchen der Pfirsichblüthe auf den Weinhalden zitterten und selbst auf den Angern des hochgelegenen St. Felix das Weiß der Crocus-Blumen den verschwundenen Schnee ersetzt hatte, lag hier der Pfad zwischen den Zäunen, die ihn einfassen, noch unter klafterhohen Wehungen vergraben, und die Pfähle der Zäune selbst schauten nur hie und da aus den welligen Hügeln.

Es war nicht leicht, seine Richtung zu verfolgen, und wären nicht rothgefärbte Fußstapfen vorhanden gewesen, in welchen noch die Spuren des mürben so gefärbten Jura-Gesteines unter dem Gasteigerhofe ersichtlich waren, so hätte man schon im Anfang nicht leicht Bescheid gefunden in der Schneewüste.

Im Thale neigten sich schon die Trauerweiden im ersten Lichtgrün des Frühlings mit ihren feingegliederten Aesten über den Rasen. Hier aber standen noch die Lärchen im schmutzigen Gelb des Winters da, und nur die Kreise um sie herum, innerhalb welcher der Schnee von den abfallenden Traufen in Eis verwandelt worden war, wiesen, dem Kundigen verständlich, auf die ersten Regungen des Vorfrühlings.

Der Wanderer schritt auf der harten Kruste des Schneehügels, welcher den Weg verdeckt, wohl einige Klafter hoch über dessen steinigem Boden dahin. In den Fichten, welche niemals den Weg verlassen, sauste der Föhn, und

wunderbare, nebeldurchbrochene Lichter umspielten in jähem Wandel die Höhe, auf welcher, bis über die Hälfte in Schnee vergraben, das Jochkreuz die Grenze von Etschland und Nonsberg bestimmt.

Da konnte man, wie an so vielen Stellen des südlichen Gebirges, deutlich den Unterschied zwischen der Sonn- und Schattenseite wahrnehmen. Auf der Nordseite, gegen Tisens hin, hatte sich der Schnee wohl auf eine zehnmal größere Entfernung bis zur Tiefe hinab erhalten, als auf den Hängen, die zum Nonsberger Gebiete gehören.

Bis nahe zu den herrlichen Baumangern des Dörfchens Gfrill hielt die weiße Kruste. Dann verschwand sie auf der Seite des Weges, die dem Berge zugekehrt ist, und endlich ganz und gar.

Nach kurzer Rast im „Hahn“ zu Gfrill ging es weiter zum Tisenser Mittelgebirge hinab.

Im Osten erscheinen dort die Thürme des Dolomit-Gebietes. Die Nebel des Joches hatten sich hier zu einem leichten Frühlingsregen verdichtet, durch welchen hin sich ein Regenbogen, höher als alle Bergthürme, ausspannte.

Oft ist der Weg durch Balken gestützt und hängt über Wassern, welche durch die riesigen Kästenbäume herabschäumen.

Das burgenreiche Etschland wird dort oben durch eine bleiche Ruine angekündigt, die Trümmer der sogenannten „Zwingenburg“, welche im Mittelalter den Zweck hatte, mißliebigen Wanderern den Gampenpaß zu verlegen. Heutzutage ist sie, wie viele ihrer Altersgenossinen,

ein wüstes Mauerwerk und noch zerfallener, als die Feste von Hoheneppan, die unter den Wänden der Mendel liegt, deren bekannter Absturz hier schon den ersten Zug des Meraner Landschaftsbildes in die Umgebung bringt. Zu dieser „Zwingenburg“ aber bilden, wie so manches Andere, auch die rundbackigen Bauern einen idyllischen Gegensatz, welche im Angesicht ihrer Trümmer von der Feldarbeit ausruhen und ohne irgend welche Ahnung von den gestrengen Herren, die einst da ihr Raubhandwerk getrieben haben, auf grünem Frühlingsrasen ihre „Marend“, Erdäpfel und Milch, wohlgemuth verzehren.

Sechstes Capitel.

Ein Februar-Ausflug an die Brenta.

Nach einer Legende der Perser läßt das höchste Wesen im Februar drei Tropfen aus seinem Paradiese auf die Welt herab fallen.

Der erste Tropfen fällt in die Luft: sie wird weich und lau. Der zweite ins Wasser: es regt sich neues Leben darin, und seine Frostdecke verschwindet. Der dritte in die Erde: in ihr entfalten sich Keime und rühren sich die Säfte, welche späterhin Blumen und Grün hervorbringen.

Diese Legende, obwohl im Hinblick auf einen wärmeren Himmelsstrich ersonnen, als ihn beispielsweise unser

oberes Italien genießt, gilt doch in manchem Jahre nicht nur für die Länder am Mittelmeere, sondern selbst für uns Hyperboräer. Nicht umsonst nennen alte Kalender den Februar „Thaumonat", und erinnert der Name an die Besuche des Südwindes, der durch erwähnte „Tropfen" erweichten Luft.

Ein Winter, in welchem selbst am Südabhange der großen Gebirge solche Wirkung nicht verspürt wurde, war der des Jahres 1871. Die Vicentiner Bauern, welche den Lichtmeßtag als den Tag bezeichnen, an welchem sie „aus dem Winter hinaus kommen", mochten ihre Regel durch die Schneemassen widerlegt sehen, die selbst in der Stadt des Palladio Weg und Steg verlegten. Oben, wo die sieben Gemeinden der „Cimbern" wohnen, auf der hohen tannigen Felseneinöde, wehte eine mildere Luft, als in den Städten mit Balconen und Säulenhallen, aber ohne Oefen. Dichtgefrorene Fensterscheiben dämpften dem frostdurchschüttelten nordischen Fremdling das „Guitarren-Klingen", das braunrothe Finger auf der Straße hervorriefen. Eine geordnete Gedankenreihe war nur neben einer lodernden Herdflamme möglich: an jedem anderen Orte fror und stockte sie, kaum in Bewegung gesetzt.

Fluchend, keuchend, wehklagend trippelte das wälsche Volk in seinen eiskalten Behausungen herum. Die beliebten Gluthäfchen erwiesen sich gegen so und so viele Grade unter dem Gefrierpunkte unwirksam und ohnmächtig wie der Besitz einer Zündhölzerschachtel. Und „Marmorbilder steh'n und seh'n dich traurig an" — man hätte aber fast Mitleid selbst mit diesen weißen

Gestalten haben mögen, die so nackt zwischen den Cypressen standen, an deren Zweiglein schillernde Eiszapfen hingen.

Bekanntlich ist das wälsche Stadtvolk nicht übermäßig für die Segnungen der Arbeit eingenommen. Im Besitze einer „uralten Cultur“ kann man leicht eine warme Stube entbehren und sich in irgend einen Winkel der „Piazza“ stellen, um die Sonne auf die Polenta scheinen zu lassen, die den Magen anfüllt. Zukünftige Schriftsteller mögen sich mit Erörterung der Frage befassen, welchen Einfluß es auf die „Arbeit“ einer Bevölkerung haben kann, wenn dieselbe drei Monate lang vor Kälte die Finger nicht zu rühren im Stande ist, sei es vor Erstarrung oder den nirgends wie in Italien häufigen eiternden Frostbeulen — außer sie sitzt auf den bekannten hohen Strohstühlen um den offenen Herd, worauf das Holz mit einer Liberalität seine Wärme durch den Kamin zum blauen Himmel sendet, die zu dem waldentblößten Lande nicht recht stimmen will.

In der Stadt jedoch weiß der Mann sich noch immer Rath. In Osterien und anderen öffentlichen Orten flackert die gastliche Flamme, und es fällt Niemandem ein, sich den Genuß derselben durch irgend welche Ausgabe zu erkaufen. Dort sitzen die mit der uralten Cultur Begnadigten, strecken die beiden flachen Hände dem Feuer entgegen und schwätzen.

Auf dem Lande steht es schlimmer, die öffentlichen Orte fehlen, und der Berg ist bis zu seinen Graten hinauf von Bäumen und Gestrüpp längst fällig entblößt. Da sieht man denn auch an mäßig kalten Tagen Gestal-

ten, die mit ihrem eingewickelten Kopf, dem schlotternden Gang, den rothen Augen und der blau angelaufenen Haut an die aus hundert Lithographien bekannten Figuren aus dem russischen Feldzug erinnern.

Versetzen wir uns beispielsweise in die Tridentiner Alpen, in die Gegend von Primolano.

Was hat der Bursche dort oben im tiefen Schnee, an der Felswand zu schaffen, an welcher nur die mächtigsten Blöcke ein wenig aus der weißen Hülle hervorragen?

Wenn wir Geduld genug haben, ihm stundenlang zuzuschauen, so werden wir's erfahren.

Wo die Spitzen eines der wenigen Sträucher, welche hie und da noch auf dem Geröll vergessen worden sind, aus dem Schnee schauen, dort gräbt er nach und reißt Gestrüpp aus dem lockeren Boden. Hat er so viel, daß ein Bündel daraus gemacht werden kann, so zerrt er die Last über die weite Schneehalde, auf deren Höhe er uns Anfangs nur wie ein schwarzer Punkt erschien, abwärts, bei jedem Schritt bis zu den Hüften in den Schnee brechend.

Mit dieser Beute, die rasch, wie Stroh von den Flammen verzehrt wird, kommt er in sein Haus. Der Rauch geht, in Ermanglung eines Kamines, zur rußigen Thüre hinaus, und seine Augen sind dagegen so unempfindlich wie die eines Fisches gegen das Wasser. Bald ist das letzte Zweiglein in Asche zerfallen, und nun sitzt er wieder in Frost und beizendem Qualm zähneklappernd da.

Wie glücklich sind doch die Barbaren des Nordens, daß sie von solchen Wohlthaten der uralten Cultur unberührt geblieben sind! Um diese Zeit blühen ihnen

über dem grünen Moos zwischen den Fenstern die Hyacinthen und Tulpen, die große Wanduhr begleitet jeden Augenblick des dahineilenden Winters mit ihrem Ticken, der Bote hat ein neues Buch oder mindestens ein bedrucktes Blatt aus der Stadt mitgebracht, die Katze sonnt sich, der Hund träumt unter dem Ofen von der Jagd im verschneiten Forst. Diesen liegen vor der Thüre draußen dürre Maisstengel auf dem Grund, die Zeit verkündet ihm eine Sonnenuhr am halb verfallenen Campanile, von der Welt hört er in der Branntweinkneipe; wenn sich irgendwo zwischen den Trümmer-Mauern des Nestes eine halb verhungerte Katze zeigt, wirft er mit Steinen nach ihr, und Derjenige muß noch geboren werden, der in Wälschland jemals einen Hund anders als mit eingeklemmtem Schweife hat umherlaufen sehen.

Wo der Mensch in seinem Wahn so gegen sich selbst wüthet, da ist 's kein Wunder, daß er die Thiere martert. Auf den Landstraßen hört der Wanderer ein unaufhörliches Brüllen, Prügeln und Heulen, mit welchem die Maulthiere und die Pferde angetrieben werden.

Der Wälsche ist im Stande, ein Pferd stundenlang unabläßig mit der Peitsche zu bearbeiten — je schneller es rennt, desto fleißiger arbeitet seine Faust mit Peitschen und sein Maul mit Fluchen. Die herrlichste Seelandschaft, das anmuthigste Thal wird dem Fremdling zum Ekel, wenn er die braunledernen Gesichter mit den Paviansbärten und ihre cannibalische Hantirung um sich herum sehen muß, und ich für meinen Theil zweifle nicht an der Nothwendigkeit, daß Derjenige ein Menschen-

feind werden muß, der lange Zeit von unserem Genus keine anderen Exemplare zu Gesicht bekommt als gewisse Söhne des Kunstvolkes. Hie und da taucht einer unter ihnen auf, der so viel von der übrigen Welt gesehen hat, um die barbarischen Zustände italienischer Gesittung zu würdigen. Ein solcher Mann ist beispielsweise der Präsident des italienischen Alpen-Clubs, B. Gastaldi, welcher sich in der Zeitschrift des erwähnten Vereines unter Anderem folgender Maßen äußert:

„Es ist wahr, daß unsere Industrie unreif und vernachläſſigt ist, daß der Ackerbau unter dem Alp der Unwissenheit und des Felddiebstahles darnieder liegt, daß der Wald thöricht gemißhandelt wird. Aber wir haben Theater, Musik-, Gesang- und Tanzschulen, reichlich unterstützt von den Behörden. Es ist wahr, wir gestatten, daß man ungestraft die Nachtigallen und die Schwalben, die Amseln, Stieglitze, Finken und so viele andere Natursänger vertilge. Aber wir erzeugen dafür eine solche Masse von Künstlern, daß wir die Harfen-, Dudelsack- und Drehorgelspieler in die Fremde zum Betteln schicken, daß wir allen Theatern der Welt Tenoristen und Baritonisten, Bassisten, Schauspieler und Tänzerinen geben könnten. Aber leider ist bei so viel Schönheit des Himmels, des Wassers und des Landes, bei einem solchen Ueberfluß an Kunst, unser Volk noch ein wildes. Der Besitz der edlen Künste verfeinert die Sitten, sagt der Dichter. Jetzt können wir ausrufen: Der ehemalige Besitz der edeln Künste macht uns zu Barbaren."

Derselbe Schriftsteller spricht seine Entrüstung darüber aus, daß die Jesuiten in der prächtigen Erziehungs-

anstalt Montaldo der ihrer Sorgfalt anvertrauten Jugend „die wilde Kunst des Vogelfanges“ lehren. Dazu kann ich ergänzend beifügen, daß die Väter der Gesellschaft Jesu in der deutschen Stadt Brixen das Nämliche thun. Der wälsche Geist bleibt überall der nämliche.

In des Paters Scherer „Leitfaden der Geographie“, welcher auf vielen österreichischen Volksschulen als Lehrbuch eingeführt ist, heißt es zwar von den Deutschen, sie liebten „Bier, Kannegießerein und Tabakqualm“, dagegen werden die Italiener durch eine freundliche Ironie des Zufalles, welcher die Druckfehler herbeiführt, als Liebhaber des Vogelsanges (soll heißen: Vogelfanges) gerühmt. Die Wahrheit ist, daß ich mitunter in Kneipen auf dem flachen Lande auf mein Verlangen nach Brod die höfliche Antwort: „Non posso servirla, Signor!“ wohl aber gebratene Amseln und Meisen erhielt. Der berühmte Abbate Prato, welcher so eifrig für die Lostrennung der hochgebildeten Wälschen von der Oberherrschaft der Teutonen arbeitet, meint freilich, schon der erste Anblick lasse die sanfte, nüchterne, fleißige Bevölkerung des „Trentino“ von den rohen Söhnen der deutschen Berge unterscheiden.

Der Patriot scheint nie etwas von den blutigen Raufereien und der heillosen Trunksucht gehört zu haben, welche unter Anderem in der nächsten Nähe von Trient die Einwohner des Val Sugana „auszeichnen“. Möge er sich beispielsweise in die Herberge zum „Adler“, ein Wirthshaus an der Landstraße, etwa dreiviertel Stunden östlich von Castel Nuovo entfernt, verfügen und dort die zahlreichen Kugelspuren an den schmutzigen Wänden des „Albergo“ betrachten. Der Wirth

mag ihm dann erzählen, wie diese entstanden sind. Jeder Bursche hat seine Sackpistole, von welcher er betrunken bei jeder Gelegenheit unbekümmert Gebrauch macht, und nur der sechsläufige Revolver des Wirthes verhilft ihm dann und wann bei „Mißverständnissen“ zur Einbringung der Zeche.

Bei dieser Gelegenheit möchte auch auf die Irrthümer mancher vaterländischen Schriftsteller aufmerksam gemacht werden können, welche für die rohe Urwüchsigkeit der Deutschen in Oberösterreich, Baiern und einigen Gegenden Nordtirols viele Worte des Tadels haben, während sie über die Italiener in der Weise denken, wie sie ihnen von wälschen Literaten und deutschen italiasüchtigen Fremdebewunderern zurecht gelegt wird.

Der Italiener ist weder sanfter, noch nüchterner, noch fleißiger, als der Deutsche. Was die ersteren Eigenschaften anbelangt, so besuche man Sonntags eine „Bettola“, eine jener elenden Kneipen, welche in Deutschland nur vom Abschaum cultivirt werden würden. Dort sitzen die „fleißigen Ackerbauer und Arbeiter“ im Zustande sinnloser Besoffenheit und brüllen ihre Mora. Und was den „Fleiß“ der Leute anbelangt, so kann er, wenn auch noch so sehr von Geldbegierde angespornt, bei der elenden Nahrung, mit welcher sie ihren Körper mehr quälen als unterhalten, nur von geringer Wirkung sein. Ein Ingenieur, welcher sie täglich bei Bau-Arbeiten beobachtete, sagte mir einmal, er vergleiche sie mit Roßkäfern, welche zwar auch den ganzen Tag über die bekannten Kugeln wälzen und wühlen, sich dabei jedoch ohne merklichen Erfolg abzappeln. Und diese, wenngleich derbe Verglei-

chung erscheint als zutreffend, wenn man den vielgeschäftigen Müßiggang betrachtet, der sie mit dem unaufhörlichen Feueranmachen, Polentakochen und anderen südländischen Allotriis merklich von der eigentlichen Arbeit abzieht.

Ein Gensdarmerie-Posten im „Trentino", insbesondere im Val Sugana, ist keine Sinecure. Wo Messer und Pistolen fast alltäglich arbeiten, unter einer elend genährten, theilweise trunksüchtigen Bevölkerung sind gefährliche Gestalten keine Ausnahme.

Bei dieser Gelegenheit mag in Kürze eine Dorfgeschichte aus Selva bei Borgo im genannten Thale erzählt werden, welcher Local-Färbung zuzuschreiben ist.

Selva, ein schwarzes, jämmerliches Rußnest, wie so viele „paesi" und „paesotti" des Landes, liegt nahe am Brenta-Flusse, fast gegenüber der Einmündung des verwüsteten Val Centa, durch welches man zu den deutschen Gemeinden von St. Sebastian und Lavron im Folgreiter Thale emporsteigt. Jenseits des steilen und entwaldeten Gebirges im Süden hausen die „Cimbern", von welchen ich den Lesern ein anderes Mal erzählen werde. Er soll dann erfreulichere Dinge von diesem „verlassenen Bruderstamm" zu hören bekommen, als von den Romanen zu berichten sind, die in den Thälern, am Fuße jener uralt deutschen Berge, sich allmälig angesiedelt haben.

In diesem Selva wohnte noch vor wenigen Jahren ein Brüderpaar, welches durch Raub und Mord sich einen gewissen Ruf erwarb. Battista und Francesco Raffele waren einander in Handlungsweise und Gesinnungen so ähnlich, als es nur Brüder sein können.

Battista trachtete dem Arzte von Levico nach dem Leben. Es hatte sich nämlich der Fall ereignet, daß Battista aus einem Kampfe von zwei Bauern mit vielen Schlägen blutig heimgeschickt wurde. Hätten diese Beiden einen Anderen so zugerichtet, als den Battista Raffele, so wäre es ihnen übel bekommen. Weil der Verwundete als Halbwilder bekannt war, ließ man sie jedoch ihr Vergehen mit einer hinlänglich leichten Strafe büßen.

Mit dieser gelinden Pön war der Rachsucht des Battista keineswegs gedient. Er hatte sich ein strengeres Urtheil erwartet und schob die Schuld auf das Gutachten des Arztes, welches vermuthlich die ihm zugefügten Verletzungen als geringfügiger bezeichnet hatte, als von ihm gewünscht worden war.

Aus diesem Grunde trachtete er den Doctor zu ermorden. Der Mann ahnte nichts, aber manchem Anderen blieben die nächtlichen Nachstellungen und Hinterhalte kein Geheimniß. Um einem Unglück zuvor zu kommen, begab sich ein Mann zu ihm und bat ihn, er möge von seinem Vorhaben abstehen. Der einsichtige Battista gab nach und meinte, er wolle sich die Sache überlegen, wenn man ihm die Mittel reichen wolle, sich draußen in der Welt umzusehen.

Darauf hin kaufte ihm die Gemeinde eine Drehorgel, und er reiste damit in ferne Lande. Mit dem verdienten Gelde trieb er nebenbei einen Handel mit Schuß- und Stichwaffen. Es scheint aber, daß sich gegen ihn späterhin sowohl als reisenden Künstler, wie als Waffenhändler allerlei Bedenken erhoben. Aus diesem

Grunde wurde ihm die Erlaubniß zum Betriebe beider Erwerbsarten wieder entzogen.

Die Folge davon war, daß derselbe einen Versuch machte, das gesammte Kanzleipersonal der Bezirks-hauptmannschaft von Borgo zu erschießen — ein Versuch, welcher mißglückte und den Attentäter wohl auf Zeit seines Lebens in den Kerker führte.

Schlimmer erging es dem Bruder Francesco.

Als dieser einmal wegen eines Verbrechens in den Kerker geführt wurde, spuckte einer der umstehenden Zuschauer vor ihm aus. Mehrere Jahre später wurde der nämliche Signor aus einer munteren Gesellschaft hinaus vor die Thüre gerufen. Draußen stand Francesco, der aus dem Kerker entlassen worden war. Niemand weiß, was die Beiden dort mit einander verhandelten, sicher aber ist, daß besagter Herr den Namen des Francesco niemals mehr in den Mund nahm. Es ging die Sage, daß er sich um ein bedeutendes Lösegeld vor dem angedrohten Tode gerettet hatte.

Im Uebrigen dauerte es nach jener muthmaßlichen Brandschatzung nicht lange, bis die Gensdarmen abermals Veranlassung fanden, den jüngeren Raffele zu verfolgen. Er wurde wegen eines anderen Verbrechens auf einer Alpenhütte festgenommen, wobei es ihm noch gelang, einen der Häscher zu tödten. Bald darauf endete er selbst sein Leben im Gefängnisse.

Diese Geschichte, welche ich auf's Gerathewohl ausgewählt habe, stellt keineswegs ein seltenes Lebensbild dar.

Das Thal ist arm und übervölkert, die Wälder

sind vernichtet, der Grundbesitz zerstückelt und, wie es in ganz Wälschland gebräuchlich, meist in den Händen armseliger Pächter, welche dem Herrn die Früchte ihrer Arbeit einhändigen müssen.

Namentlich in kalten Wintern erreicht das Elend, schon aus theilweisem Mangel an Mitteln zur Erwärmung, mitunter einen traurigen Grad. Da geschehen Frevel jeder Art, namentlich aber Verwüstungen der wenigen Bannwälder, welche Fluren und Wohnungen gegen Unheil schützen sollen.

So ereignete es sich beispielsweise im Winter des Jahres 1870, daß die frostklappernde Einwohnerschaft des Dorfes Marter einen Schutzwald angriff.

Die Warnungstafel: Bando boschivo (Bannwald) fruchtete nichts, der Hunger und die Kälte wurden über alle Bedenken Herr. Die Gemeinde zog in den jungen Wald und vernichtete ihn mit ihren Werkzeugen. Das Gesetz kennt nur geringe Strafen für solchen Frevel. Eine um so fürchterlichere Strafe wird über kurz oder lang die Natur des Berglandes selbst über die Unsinnigen verhängen. Gießbäche, Erdabrutschungen und Schneelawinen rächen die Zerstörungen der grünen Bollwerke.

Begreiflich, wenn auch nicht entschuldbar, werden solche Thaten des armseligen Volkes, wenn man sich fünfzehn Grad Kälte, die wüsten Steinkammern der Wohnungen und einen Herd ohne Feuer vorstellt. Der aus Träbern bereitete Branntwein, welcher in großen Mengen verschluckt wird, vermag mit seinem flüchtigen Trug auf die Dauer nicht gegen die Wohlthat des Feuers auf-

zukommen. Traurig freilich ist es auch für den spärlichen Baumstand, daß solches Elend selbst die jüngsten Zweiglein und Stämmchen nicht verschont und ebensoviel grünes Holz auf den Herd geworfen wird, als dürres.

Zu allem dem kommt auch noch der unablässige Parteihader, welcher bei den geringsten Veranlassungen mit aller Wildheit auftritt, welche diesem Volk innewohnt. Die Wahl eines Pfarrers oder eines Gemeindearztes hat mehr als einmal Veranlassung zu meuchlerischen Flintenschüssen gegeben. — —

Doch wenden wir uns von diesen Erscheinungen ab und beobachten anderes Fremdartige, welches uns in diesem südöstlichen Winkel der tridentiner Alpen in die Augen fällt.

Wir haben vor wenigen Tagen am Rande des breiten Schotterbettes der Brenta bei Cartiglian zwischen den verstümmelten Weiden der Flußauen Hirten mit einer kleinen Schafheerde sich herumtreiben gesehen.

Auch diese Leute haben ihre Heimat in dem wilden Gebirge, das an die Marken der Cimbern grenzt, und zwar auf dem Berge Frizzon oberhalb Grigno.

Dortselbst haben sie den Wald niedergehauen, den Boden urbar gemacht und sich ein Dorf gebaut. Dennoch aber vergeht ihnen der größte Theil des Jahres in einem wunderlichen Nomadenleben. Gleich den wirklichen Cimbern, welche vor einer unbekannten Anzahl von Jahrhunderten in diesen Schluchten gehaust haben mögen, steigen sie sämmtlich mit Weib und Kind zur Winterszeit in das wärmere Flachland hinab und leben als Hirten auf dem schneefreien Boden. Dann ist kein

lebendiges Wesen in ihrem Dorfe, nach welchem sie erst wieder hinaufgehen, wenn der Schnee von den Dächern ihrer Holzhäuser verschwunden ist.

So führen diese ein Leben, um welches sie mancher Aelpler beneiden möchte, der seine acht Monate eingeschneit im Gefängnisse seines Hochthales sitzt.

Mühsamer schon haben es die Flösser, welche auf ihren absonderlichen „zatte“ (Flössen) sich auf das reißende Wasser der Brenta wagen. Unterhalb Primolano, dort wo aus schauriger Schlucht der Strom Primörs, der Cismone, einmündet, sieht man zwischen den mit Eis überzogenen Felsen die gebrechlichen Fahrzeuge auf den Wellen der grünen Brenta — ein Schauspiel, neu für Denjenigen, der nur die Flösse auf den Strömen der Nordalpen kennt. Hier sind es keine langen Stämme, wie diejenigen, welche mit dem Inn oder der Isar zur Donau hinabgleiten, sondern eine Reihe von Holzstücken, deren jedes kaum eine Klafter lang ist. Diese sind durch Klammern an einander befestigt, und das ganze Fahrzeug erhält dadurch eine Beweglichkeit, welche den langstämmigen Flössen abgeht. Ohne dieselbe vermöchten sie sich gewiß in dem engen Wasser, in der felsigen Kluft nicht weiter zu bewegen. Denn an mancher Stelle liegen große Blöcke im Fluß, über welche das Wasser kaum eine Hand tief dahin fluthet. An solchen Blöcken fährt die „zatta“ zwar auf, aber sie wird nicht gehemmt. Sie bäumt sich und senkt sich wieder und gleicht, von der hohen Straße aus gesehen, einer gelben Schlange, welche gelenk den Wogen, den aufwallenden und abschießenden Wassern sich anbequemt. Die Männer aber

stehen darauf, vorsichtig steuernd, und werden so wenig als die Balken der zatta vom eisigen Wasser verschont, welches oft die Hälfte der ganzen Länge des Fahrzeuges überfluthet, wenn seine Spitze sich auf einen Augenblick, gegen Felsen angerannt, senken muß. Jedenfalls starren sie von Eis in den Gewändern, die Männer der vielgegliederten Zatta.

In wenigen Stunden erreichen so die Männer des Berglandes die Ebene. Dann liegt der flache Süden im Sonnenduft vor ihnen, und wenn sie, im breiteren, ruhigeren Wasser angelangt, mitunter Muße finden, rückwärts zu blicken, so erscheint ihnen das Alpengebirge, stets weiter in sonnigem Duft verschwimmend, als ein zweifarbiges Band, oben silberweiß, unten lasurblau. Hie und da steht am Ufer ein Landhaus, von dachigen Pinien umringt. Auf den kahlen Maulbeerbäumen der Campagna liegen Haufen von Maisstroh zum Trocknen. Traurig klingt das unmelodische wälsche Glockenanschlagen im unabsehbaren Flachland. Dort drinnen im schaurigen Schlund, aus welchem sie sich hervorgekämpft haben, starrte die Bergwelt von Eis. Je mehr sie sich aber dem Meere und seiner süßen Luft nähern, desto häufiger erblicken sie schon laute Lerchen, die von den feuchten Saatfeldern aufsteigen.

Oben, wo sich die Wasser der Brenta sammeln, liegt der See von Caldonazzo zwischen anmuthigen Bergen. Nach des berühmten Beda Weber Landesbeschreibung umgeben ihn Orangenhaine. In Wirklichkeit ist er dermalen eine weiße Fläche, über welche Roß und Wagen unbekümmert dahin gehen mögen. Die

„Orangenhaine“ duften erst im fernen, weiten Mittag, und um ihre Herrlichkeit zu erreichen, müßte der Wanderer mit der Eilfertigkeit der Zatta noch manche Tagreise zwischen sich und den kalten Bergen lassen.

Siebentes Capitel.

Wasserfälle.

Eine derjenigen Folgen von Unebenheit des Bodens, welche man sich am liebsten gefallen läßt, ist die Erscheinung, daß abwärts fließende Wasser manchmal an eine Stelle gelangen, wo ihr Lauf jäh unterbrochen und sie selbst genöthigt werden, die Kluft durch einen Sturz zu überspringen: der Wasserfall.

Vielfältig, wie das Aussehen der Bergwasser überhaupt, ist das ihrer Stürze. Solche Vielfältigkeit gibt sich auch in den Deutungen kund, welche die Einbildungskraft des Volkes dem Schauspiel unterlegt. Hier, am Pamiler Schrofen der Scesaplana, sind es die wallenden Schleier „weißer Frauen“. Sie geleiten mit eiskalter Hand die beiden Liebenden über die jähe Wand zu einem Orte, an welchem Verborgenheit deren Freude und Treue schützt.

Die Liebenden steigen im Mondschein herab, und im Mondschein wallen die Schleier der schützenden Frauen

am wundersamsten. Dort, in Pflersch, wird der auf-steigende Wasserstaub des Tobels als der Rauch der „Hölle" bezeichnet. Ein gebildeter und nicht unbelesener Wanderer dichtet gerne in die Fremdenbücher, und dieser Sitte ist es zuzuschreiben, daß man auch so viel von der Sprache des Weltgeistes und noch andächtigeren Metaphern liest, die dem Herabfallen des Wassers als Schmuck angehängt werden.

Hier soll Einiges von dessen Verschiedenheiten gesagt sein. Es gibt Tausende von Wasserfällen in unserem deutschen Bergland, doch keiner hat es zu rechter Berühmtheit bringen wollen. Am bekanntesten ist noch der Rheinfall von Schaffhausen, aber gerade der ist der langweiligste und am wenigsten sehenswerthe — wie es schon so mit dem Berühmtwerden geht. Den zweiten Rang geben die ästhetisch erzogenen Wanderer den Krimml-Fällen, an welchen andere weniger mit Fein-fühligkeit Begabte, und mit ihnen der Verfasser, nicht viel zu sehen glauben. Sodann wird der hochaufstäubende und mit dumpfem Donner zur Erde fallende Umhausener Sturz genannt, eine ehrende Auszeichnung, gegen die Niemand etwas einwenden wird, der sich schon, in kluger Entfernung zur Seite stehend, gleichwohl von dem grauen Regen hat durchfeuchten lassen.

Ihnen folgt ein Heer von anderen Wassergeistern, die insoferne manchem unserer vaterländischen Schön-geister gleichen, als ihr Ruhm mehr intensiv als in weite Kreise hinausgetragen ist — örtliche Größen hohen Ranges, von welchen man einige Kirchthürme weiter schon nichts mehr wissen will.

Gleichviel, wie es nun mit der weiteren Vertheilung von Preisen gehalten werden soll — dem kundigen Leser ist schon aus den drei angeführten Tummelplätzen des Schaumes und der Wellen klar geworden, daß der gemeine Verstand und die ästhetische Kritik hier zu allererst die Menge des herabstürzenden Wassers aufs Korn nehmen. Diese muß es machen.

Da wir in einem Jahrhunderte der Ketzereien leben, so kommt es auf eine mehr oder weniger und besonders auf eine so harmlose nicht an. Und ich stelle die Behauptung auf, daß man die anmuthige Naturerscheinung eines herabstürzenden Gewässers keineswegs nach der Menge seiner Wellen, sondern nach anderen, verschiedenen Umständen beurtheilen müsse. Welches die Merkmale und Auszeichnungen seien, läßt sich in wenigen Worten nicht anders sagen, als daß eine gewisse Buntheit der Umgebung und bestimmtes Farbenspiel nebst anderer Lichtwirkung an und im Bogen des Falles vorhanden sein sollen, wenn wir den Eindruck fortzutragen gedenken, auf den uns dichterische Schilderungen im vornehinein vorbereiten.

Selbst so kleine Wasserfälle in mäßigem Gebirgslande, wie der des „Hochwald“ oder der Burg Nideck in unserem Elsaß, reizen durch das Buchengrün, das sie mit ihrem Schaum benetzen, oder durch die Trümmer einer alten Burg, unter welchen hervor sie schier geräuschlos zur Tiefe plätschern. Es braucht nicht das tobsüchtige Gebrüll eines Umhausener Falles, um uns das Wasser als den zerstörenden wie lebenbringenden Gott zu zeigen. Ich habe bei Pederova im Enneberger

Thal einen blitzenden Strom mitten in die Muhr, die zähe Schlammergießung, hineinstürzen sehen, welche dort die Sohle ausfüllt. Der Anblick der staubblendenden Wasser, die den grauen Koth unterwühlen und forttragen, gäbe Demjenigen, der Theilnahme für die Umgestaltungen unserer Rinde empfindet, zu denken, auch wenn sein Gefühlsvermögen nicht von den Regenbogen bewegt würde, die darüber schwanken, und die dem Schauspiele Aehnlichkeit mit dem Walten dichterischen Geistes geben, der auch die schmutzträge Masse des flachen Menschengeschlechtes aus ihrer Stockung zu reißen vermag.

Es bedarf nicht der Nebel-Wasserstandwolken, die aus tiefausgefressenem Tobel in die Höhe rauchen, um ein Verjüngungsbad in unsterblicher Frische zu nehmen. Von manchem überhängenden Felsen tropfen im Frühjahre bescheidene Cascaden herab, die, von der Luft verweht, nicht einmal als zusammenhängender Bogen den Grund erreichen, sondern wie Maienregen zersprühen — sie wirken so mächtig, wie die Brüder, die in der Ferne ihr dumpfes Lied singen, denn ihre flatternden Nebel rücken uns den unvergleichlichen Proteus vor Augen, der hier als siebenfarbiger Demant glitzert, dort Gebirge und ferne Ufer des Meeres umgestaltet — vor unseren Augen aber die Büsche der steilen Wand tränkt, die sonst im Sonnenbrande auf ihren schwindeligen Vorsprüngen verkämen.

Besonders viel kommt auf die Raschheit an, mit welcher von der Geburtsstätte der breite Strahl in die Luft hinausschießt, auf das Ungestüm, mit welchem er zum jähen Felssprunge ansetzt. Im Sella-Gebirge ober dem Colfuschg-Joche schnellt ein solcher,

wie geschleudert, in die grauen Wüsten hinein, in die gewundenen Labyrinthe der zerfressenen Steinwände. Das silberne Geschoß des bogentragenden Gottes saust durch den lautlosen Tod.

Mitunter fordert der Kampf, welchen das lebendige Wasser gegen die plumpen Felsenriegel auf seinem Wege zum Meere, zur Freiheit, zu bestehen hat, unsere Theilnahme weit mehr heraus, als der Anblick der fessellosen, wuthbrüllenden Masse, die, nunmehr schon für den bevorstehenden Kreislauf jeglicher Schranke ledig, ungehindert von Fels zu Fels springt. Ich erwähne dabei nicht der „Klammen", der von der langsamen Arbeit des andrängenden Gewässers durchnagten Felswände, in deren Abgrund sie nunmehr ruhiger, vom Siege besänftigt, die alte Bahn ziehen. Zwischen der Ampezzaner Straße und dem Rauh-Thal befindet sich, in der Nähe der jetzt zerstörten Feste Peutelstein, ein Schaustück eigenthümlicher Art. Da muß sich der klare Bach in seinem Sturze durch eine Lage von Kalkschichten hindurcharbeiten, die wie Schichten von Pappe über einander aufgethürmt sind. Zur Seite des Sturzes setzen sich bemeldete Schichten weit fort, auf ihren Staffeln grünen einsame Fichten, und von der Seite betrachtet, erinnern die angefressenen Kanten an Orgelpfeifen. Und es ertönt in der That ein wunderliches Orgelspiel, denn manche Welle findet seitwärts, neben dem Schaumsturze, ihren Weg durch die Schichten und Pfeifen hin und summt in der Nacht der Höhlungen, welche die vorangegangenen Genossen seit so manchem tausend Jahr sich gegraben haben. In den Fichten rauscht der Wind, tief innen

tönt es wie ferner Hall großer Münsterglocken, und unten rauscht es wieder silberklar von den aus der Nacht abermals durch die Fugen in breiten Streifen hervortretenden Wassern — ein hellstimmiger Schlußchor.

Der Frühling und Sommer ist, wie überhaupt an Leben, so auch an lebendigstem Treiben unter allen Körpern, dem Schalten und Walten der Wasser, viel reicher, als die übrigen Zeiten des Jahres. In winterlicher Einöde der Hochthäler verstummt das Wasser. Das erste Rauschen, das aus verschneitem Walde dringt, erfreut die Menschen. Wie anders aber tummelt sich das Leben nach wenigen Monaten, wenn von den immer weiter hinaufrückenden Schneeresten die breiten glitzernden Wasserbänder herablangen!

In den Halbkreisen der höchsten Tauern-Thäler, den sogenannten „Circusen", summt es rings im Amphitheater von Wasserfällen. Die Höhen glänzen und blenden, theils von Schnee, von leicht überrieselten Felsplatten, theils von eiligem Schaum. Da entdeckt das Auge eine neue Art von Wasserstürzen: die unbeweglichen. Glanzvoll hängt dort oben ein Streifen: er ist zu hoch, als daß wir sein zuckendes Wallen zu unterscheiden vermöchten. Hier in der Tiefe aber sausen die seidenschillernden Schleier, die dort regungslos in der Höhe hingen, in gletscherschlammige Wellen verwandelt, Kälte aushauchend, an uns vorbei.

Von allen diesen Wasserdämonen des Amphitheaters trägt jeder sein eigenes Gewand. Ich erinnere mich, daß wir, nach Wochen im Hochthale mit all seinen lebendigen und todten Insassen bekannt geworden, zu

einander sagten: „Heute geht der Braune stark“, oder „der Graue hat den oberen Steg fortgetragen“. Nur wenige erhalten sich ungetrübt, wenn der Südwind die Atome, welche einst als reine Flocken vom Himmel fielen und nunmehr als großblasiges Firneis zusammengepreßt über einander lagern, wieder zur lustigen Wanderung aufruft.

Wer sich im tiefen Thale über die Unendlichkeit des Wassers verwundert, das rastlos vorüberjagt, der steige auf einen solchen Tauernboden, wie das „G'schlöß“. Da sieht er die Eiszungen und ihre leckenden, beweglichen Fortsetzungen, die Bäche. Weit mehr als hundert Stürze aus den Firnfeldern umfaßt das Auge mit einem Blick. Keiner von ihnen schleppt ein gar großes Wasservermögen herab — aber schon der Bach, den sie noch im Grunde bilden, tobt wie fernes Geschützfeuer und staubt wie eine Heerstraße, bevor das Gewitter losbricht. Auch die Sträuche an seinem Ufer erzittern von den Wehungen, welche durch Kälte der Wellen hervorgebracht werden — in den Buchten wirbelt die Fluth rückwärts, und Regenbogen steigen und sinken allenthalben. Das sind die Werkstätten der Geister, in denen sie die Ströme zusammensetzen. Die Werkstätten sind merkwürdiger als ihr Erzeugniß. Ihre Erhabenheit beruht nicht nur auf dem nahen Anblick ursprünglichen Schaffens, sondern auch auf ihrer Oede. Denn nur Wenige setzen ihre Füße in den blauduftigen Saal.

Die Wasser folgen, wie alle Dinge dieser Erde, dem „Niederträchtigen“, das heißt dem Niedertrachten, sie gehorchen der Schwerkraft, welche sie hinabzieht.

Und wie mächtig solcher Drang sei, das lehren unter den Fällen noch die hoch erregten Wogen, denn nicht selten vernimmt man, neben ihnen herschreitend, das plumpe, dumpfe Rollen großer Steine, mit welchen sie, die eiligen leichten Wasser, ihr Spiel treiben. Fast scheint es ein Hohn, mit welchem sie den einen dieser Felsklötze gegen den anderen rennen. Es sind die letzten Liebeszeichen, die sie der Felswelt hinterlassen, aus deren Einöden-gefängniß sie lustig davon rennen.

Pater Profundis sagt im Faust, daß die Wasser-fälle sich „liebend“ in den Schlund stürzen, und Dante, welcher von der „Liebe“ meinte, daß sie die Sonne wie die anderen Sterne in Bewegung setze, würde gegen solche Anschauung des alten Lehrers nichts eingewendet haben. Solch magische Anschauung ist uns fremd. Was diese ehrwürdigen Geister als „Liebe“ erkannten, ist nichts Anderes, als jenes ursprünglichste aller Dinge, welches Leibnitz die Kraft seiner Monaden, Schopenhauer den Willen nannte: jener unsägliche, unbändige Drang dazusein, der in der „Schwerkraft“ und im Sturze schauerlicher Wasser sich kund gibt, wie in der Mordlust des Barbaren und im Blühen der Lilie, in deren Kelch das Pistill mit goldgelbem Staube befruchtet wird, in der Hingebung der Braut wie im Anprall des Meeres. So verkünden diese das Wesen der Welt.

Am Königssee, in der Nähe des Kesselbaches, befindet sich eine Inschrift, welche die Sehnsucht aus-drückt, den „Ewigen“ zu schauen, von dem hier das donnernde Gewässer erzählt. Das Ewige, dessen Zunge so lärmend spricht, erscheint aber, obwohl nicht Jedem

erkennbar, hinter den wirbelnden Nebeln — die ewige Umgestaltung, die zerstört und aufbaut, die leuchtet und dunkelt, die in die Tiefe stürzt und im lichten Aether glitzert. Nicht mit Unrecht hat deshalb der Wassersturz von jeher den Einsamen angezogen und das Nachdenken gefördert. Er ist beredter als viele anderen Erscheinungen unter dem Himmel.

Zweite Abtheilung.

Das Reich der südöstlichen Dolomite.

Erstes Capitel.

Die Dolomite vom Lazfonser Kreuz betrachtet.

In vielen Büchern über Tirol sind die Absonderlichkeiten des „Lazfonser Jöchels" beschrieben und wird Erwähnung gethan der Umschau auf die Dolomiten-Säulen, die sich eröffnet, sowie des Festes, das alljährlich am Tage der heiligen Magdalena, wenn der Sommer in höchster Herrlichkeit glänzt und duftet, da gefeiert wird.

Früher stand dort oben nur ein morsches Kirchlein, heute erhebt sich neben ihm ein stattlicherer Bau. In diesem und beim Kreuze beten die Waller und krachen die Pöller, wenn der Tag gekommen. Im weiten Kreise stehen die Steinsäulen vom Schlern bis zur fernen Paralba unter dem Himmel, in welchen der blaue Rauch emporwirbelt. Das hohe Kreuz daneben verbannt mit der ihm eigenen Weihe Donner und Blitz, Schauer und Muhrbrüche.

Wohl gehört der Zug mit rothen Fahnen im Angesicht solcher Fernen, auf so gewaltiger Höhe über dem Meer, zu den Schaustücken des Berglandes. Man-

cher war davon entzückt. Empfindsame und gutmüthige Menschen glauben an das Herabsenken der „Poesie“ in die Bauerngemüther und vermuthen, daß jener „Zug zur Höhe“, der die Fittige erhabener Geister geschwellt hat, auch die Bauern antreibe, ihre Andacht einmal abwechslungsweise, statt in der wohlbekannten Tiefe, auf namenlos prächtiger Höhe vorzunehmen. Wer weiß, ob dem so ist. Um die Wahrheit zu ergründen, müßte man den verschlossenen Sinn des Bauernvolkes zur Mittheilung bewegen können. Vielleicht erfreuen sie sich des Ungewohnten, vielleicht aber glauben sie vornehmlich an die wirksame „Kraft“ eines so mühseligen Ganges und erwarten sie davon besonderen Lohn. Dann gliche der Berggang einer Verschärfung gewöhnlicher Andacht, etwa einer Wallfahrt mit Erbsen in den Schuhen.

Lassen wir also den Magdalenentag, die rothen Fahnen, den blauen Pöllerrauch, knieende Waller und den Apparat, der das Aufregungs-Bedürfniß der Touristen befriedigt. Der Gang zum Lazfonser Kreuz unterscheidet sich von der „Bergpredigt“ des Evangeliums, wie die Kirche überhaupt von der schlichten Gemeinde vor neunzehn Jahrhunderten. Im Pinzgau stehen Zauberer auf hohen Gipfeln — hier wird beim hohen Kreuz gegen Flurschaden amtirt.

Aber die andere Absonderlichkeit dieser Höhen soll nicht vergessen, sondern eingehend betrachtet werden. Ein Blick in zerrissene Bergwelt und in aufblauende Gründe der Tiefe wird an wenigen Stellen mit geringerer Mühe errungen. Von hier aus gleichen die Dolomite vom Tagliamento bis zum Eisak einem Halbbogen aus halb

zerfetzten Palissaden. Wohl erkennt man den Hauch der Freiheit und Ewigkeit, der über diesen Gebilden schwebt, die einst als Meergrund emporgehoben, dann als Mauern dagestanden, jetzt aber abbröckelnde Pfeiler sind, welche das Wasser zu Thal und Meer hinabschlämmt. Endlos ist ihre Zahl — wie eine dichtgedrängte Menge, in welcher Einer über die Schulter des Anderen hinüberzuschauen bestrebt ist, scheinen sie uns zu umringen. Oft vernimmt man in den Bergen die Märe von versteinerten Zuhörern vor einer Teufelskanzel. Hier ist sie abermals in Wirklichkeit übertragen zu schauen, wenn wir der Einbildungskraft die Herrschaft überlassen.

Am abenteuerlichsten schauen die „Geißeln" und der Langkofel aus unter diesen Umstehenden. Sie und manche andere gleichen Flammen, wie sie auf alten Holzschnitten abgebildet sind.

Das Alles ist am merkwürdigsten für Denjenigen, der aus dem Sarnthal herübergestiegen kommt und mit einem Schritte es urplötzlich überschaut. Nach der Eintönigkeit des Sarnthaler Gebirgsstockes überrascht ihn das jäh auftauchende Bild, daß er verwundert stehen bleibt.

Dagegen bewegt es viel weniger den Wanderer, welcher aus der Niederung des Eisak emporklimmt. Denn ein solcher sieht die Gebilde nach und nach mit den sauren Schritten auf seinem Pfad emportauchen, und hat er endlich das wunderbare Kreuz erreicht, so ist der Eindruck des Schönen durch Gewohnheit geschwächt. Denn er hat noch nicht die Maisgärten von Verdings

erreicht, so entdeckt er schon, rückwärts blickend, die Zacken, wenngleich das vorgeschobene Vilnöser Mittelgebirge noch keineswegs mit solcher Allgewalt überragend.

Wenn man dagegen von drüben, etwa vom Durnholzer See, dem Wasserbecken des Sarnthales, herüberkommt, so verräth nichts vor dem letzten Schritte das blaue Amphitheater. Einen Flintenschuß vom Lazfonser Kreuze entfernt, erreicht dieser Steig erst den Grat des Walles. Weil seine Umgebungen bezeichnend sind für das Aussehen dieser Berge, so folge eine Reihe von Bildern, welche der Erinnerung von ihm anhaften.

Unten, im rauhen Sarnthal, breitet sich die Fläche des See's aus. Der schmale Kirchthurm von Durnholz zittert in den bewegten Wellen, eine endlose Schlangenlinie, die sich der Tiefe entgegenkrümmt. Die Morgensonne macht aus den Alpenrosen der Hänge Trichter von Rubin und über die nördlichen Grate hängen überschlagende Wolken herein — Anzeichen des Unwetters, welches „drüben" wüthet.

Es gibt wenige so leicht zu verfolgende „Uebergänge", wie denjenigen, der von Durnholz nach Lazfons führt. In ziemlicher Höhe, bis wohin noch spät in den Sommer hinein sich Schneefelder herabziehen, geht ein Steig nach Schalders ab, der nächste Weg, den die Sarnthaler nach der Bischofsstadt Brixen einschlagen können. Ein Pfahl mit Inschriften kennzeichnet diese Abzweigung, von den allgegenwärtigen italienischen „Malern" (Anstreichern) mit wohlwollenden Grüßen beschmiert. Dort oben hört man schon die Schneehühner

durch das Gestein flattern, und noch im Juli verfolgt der Wanderer den Pfad nach den Fußspuren von Menschen und Thieren im Schnee, welch letztere meist aus der Bozener Gegend auf die „Freialpen“ dieser Höhen getrieben werden. Wirthlicher ist freilich die Seite gegen den Eisak hin, wo von der Sonne die weißen Flächen bis ganz nahe zum Grat hinauf vertilgt worden sind.

Vom Lazfonser Kreuz geht der Weg durch Wälder hinab, die von Geröllzungen oder auch von Bächen durchrissen sind. Auch auf dem Steige, der vom Durnholzer See herüber geleitet, fehlt der Baumschlag nicht. Oben sind es Zirbeln, durch welche der Wind rauscht, oft auch strecken Lärchen weit die Aeste aus.

Hier und dort summt Wasser unter dem Geröll. Auf mancher Muhr von riesengroßen, moosbedeckten Blöcken strauchelt der Fuß in Alprosen-Gestrüpp und Legföhren, die, wie sie mitunter der tastenden Hand helfen, auch dem Fuße Fallen legen — „tückische Geister, die bald helfen, bald verrathen“. Ueberall begegnet das Auge Schneefeldern, die, offen und verdeckt, nach den Angern in der Tiefe abtriefen. Dort entstehen so die „Möser“ von Lazfons, vor welchen die Reisebücher den Fremdling warnen. Auf den Steinrissen treiben sich Schafe umher, die blökend ihre Mahlzeit zusammenstellen. So fehlt nirgends der Hauch der Rauhheit.

Freilich wird das rasch anders, wenn man sich Lazfons nähert. Aus den Wäldern und von den jähen Bächen weg geht sich's lustig in die Hohlwege zwischen Saatfeldern über. Statt der Soldanellen nicken Kornblumen, statt des gelben pyrenäischen Mohnes, der auf

schneewasserdurchtränktem Geröll steht, der rothe in grüner Welle der Halme.

In der Nähe von Lazfons umgibt uns vielleicht die herrlichste Landschaft jenseits des Hauptwalles. In getäfelter Stube des „Stern" wird von ihr gerastet — denn ihre Gründe und Tobel bereiteten Mühe. Dort aber weht die Sommerluft herein. In ihrem warmen Athem zittert das dürre Laubwerk, welches als Kranz den Kopf des Gekreuzigten ziert. Auch der „heilige Geist" bewegt sich an dem Faden, der ihn an der Stubendecke festhält. Mücken summen, und am Zaun schimmert es roth von Johannisbeeren. Sonst ist Alles ruhig im Bergdorfe und im Hause.

Auch keine Spur mehr ist vorhanden von dem römischen Leben, welches die Ueberlieferung hieher versetzt — wenn man einige beim Pflügen gefundene Kupfermünzen mit Cäsarenbildern abrechnet. Tirolische Gelehrsamkeit bringt den Namen Lazfons mit „Latifundien" in Zusammenhang, welche Zusammenstellung Manchem absonderlich erscheinen mag. Nicht minder unauffindbar soll der Stammsitz der „Lazfonser" sein, von denen Urkunden aus alter Zeit berichten — ebenso verschollen ist die Kirche, die auf Pergamenten des dreizehnten Jahrhunderts genannt wird. Denn die jetzige, seit drei Jahrhunderten vollendete, steht auf einer anderen Stelle.

Bei Lazfons findet man ebenso die Pracht üppiger Fluren als die Fernen blauen Hochgebirges. Es gibt nicht leicht eine menschliche Ansiedelung mit Kirchthurm und Obstbäumen, der sich solche Weiten erschließen. Aus den Wölbungen des Laubwaldes wie durch das Gitter

der Haselnuß-Sträucher schaut weiter abwärts der breite „Ritten" herein. Dann kommen enge Gassen durch Weizenfelder — von Schnittern kurz vor der Ernte vorsorglich erweitert, damit nicht die Schritte der Durchgehenden die werthvollen Aehren in die Erde treten — Weinpflanzungen und abermals Gruppen von Föhren, bis endlich der Wald seinen Raum gänzlich den Bäumen und Gewächsen überläßt, welche der Mensch zu eigenem Nutzen in den mageren Berggrund setzte. Jenseits dieser Linie überschatten den Rasen meist Kästen — Bäume, deren weitreichendes Dunkel wie schwarzer Sammt auf den Gräsern liegt, durch welche der Schaum der abgeleiteten Bäche auf den vorgeschriebenen Umwegen zur Tiefe hinabeilt.

Zweites Capitel.

Nach Vilnös.

Dem kümmerlichen Ansehen des Städtchens Klausen möchte Niemand zumuthen, daß in seiner Loretto-Capelle ein Schatz geborgen ist, dessen Werth von von Kennern auf eine Million geschätzt wird.

Mayrhofer sagt hierüber: „Die Kostbarkeiten bestehen vorzüglich aus kirchlichen Geräthschaften, die von Gold und edlen Steinen strotzen, meisterhaften Arbeiten

aus Elfenbein und Bernstein und aus verschiedenen Gefäßen von massivem Gold und Silber. Der tragbare Feldaltar Karl's II., Königs von Spanien, allein hat an Glasgemälden und Emailverzierungen unschätzbaren Werth, ein Bilderrahmen ist unter dem Glase mit purem Goldstaub angefüllt. Damen, welchen die Clausur den Eintritt nicht verbietet, schwelgen begehrungsvoll im Anblicke der unvergleichlichen Stickereien an Meßgewändern, die zu Dutzenden in den Läden hängen, Brabanter Spitzen, die pfundweise ersticken, und der seltensten Stoffe zu kirchlichen Anzügen."

Solche Herrlichkeit steht in schlimmem Gegensatz zu der Verödung und den gelangweilten Gesichtern, welche nunmehr die einzige Gasse des engen Städtchens, die einem Darm verglichen wird, kennzeichnen. Auf dem Platze vor der einst hochberühmten Herberge „zur Gans" ist das Plätschern des Brunnens das einzige Geräusch. Einige Hunde, welche sich da sonnen, liegen im Staub, der hier einst unablässig von Roß und Rad aufgewirbelt wurde. Im Uebrigen schaut Alles so traurig drein, als hinge das große Kreuzbild, das an einem Hause des Platzes befestigt ist, nicht über betretenem Pflaster, sondern über einem stillen Friedhof.

Alles aber hindert nicht (wenn es nicht am Ende gar mit ein Grund ist), daß dem Fremdling Klausen immer als eines der echtest tirolischen Städtchen, als eine der merkwürdigsten Ansiedlungen des Landes erscheint. Die alten massigen Häuser, manch romanischer Bogen in den kühlen Hausgängen, Burgtrümmer und uralte Ueberlieferungen aus weltlichen wie geistlichen Geschichten,

Weingeflecht um alte Mauern — das gibt ein Bild, wie es so voll und gestaltenreich selbst im Etschlande kaum mehr vorkommt.

Das Merkwürdigste an Klausen ist freilich dessen Akropolis, Säben, deren Mauerwerk in Sage und Geschichte sich allen Wandlungen angeschlossen hat, welche die auftauchenden wie die absterbenden Volksstämme in der Tiefe des Thales bewegten.

Es ist augenscheinlich, daß der hohe Felsen, auf welchem so viel Leben entstand und zu Grunde ging, schon durch seine Lage, den weit thalab und thalauf schauenden Gipfel die Aufmerksamkeit von Gründern wie Zerstörern herausforderte.

Zuerst erzählt eine — gewiß nicht volksthümliche, sondern von irgend einem Klügler abgesponnene — Sage von dem „Heidenkönig“ Arostages, der da gehaust haben soll, und dessen güldene Schätze noch immer am unzugänglichen Ort vergraben lägen.

Dann erscheint in der Einbildungskraft der Historiographen eine „rhätische“ Burg, mit der es vielleicht dieselbe Bewandtniß hat, wie mit so manch anderem rhätischen Geflunker, das an die unfaßbaren Autochthonen der Berge anknüpft.

Dagegen wollen die Kundigen dem einstigen Dasein eines römischen Castells Wirklichkeit zusprechen, welches zum Schutz des Zuganges zur „Mansio Sublabione“ erbaut worden sein soll, welche Mansio in der Nähe von Kollmann gestanden haben mag. Der Ort zu einem Castell war hier, wo sich das Eisakthal so sehr verengt, gewiß ein günstiger. Denn „Klause“ (wälsch

chiusa) deutet schon auf eine Thalsperre hin, und es kann uns nur in Verwunderung setzen, daß es der allzeit regen Befestigungslust, die im Kaiserstaate überall Hilfsmittel für ihre Launen fand, nicht beliebte, dem geistlichen Mauerwerk auf dieser Höhe, den Bollwerken gegen die Macht der Hölle, ihrerseits ein Obdach für Kanonen beizufügen.

Des Weiteren wird von einem Tempel der Isis Myrionyma berichtet, der sogar mit einem Hospiz der Isispriester verbunden gewesen sein soll.

Zu höchstem Ansehen aber gelangte die Klausener Akropolis erst, nachdem den finsteren Bergbewohnern das Licht des Christenthums ins Land getragen worden war. Vom Ende des sechsten bis zum Ende des zehnten Jahrhunderts hausten dort oben Bischöfe mit ihrem Krummstab, und erst der heilige Alboin vertauschte die grüne Brixener Flur mit dem steilen Felsen, auf welchem hier mehr als drei Säcula hindurch der Leuchtthurm des wahren Glaubens gebaut war.

Das Nonnenkloster, aus dessen neuerer Geschichte die Fabel von jener Vestalin erzählt wird, die sich vor den zugedachten Liebkosungen eines französischen Soldaten in den Abgrund stürzte, steht noch keine zweihundert Jahre und wurde zum ersten Male vom Nonsberg und Salzburg her bevölkert.

Spuren römischer Herrschaft finden sich auch im gegenüberliegenden Vilnöser Thal, woselbst ein Goldstück mit dem Bildnisse des Kaisers Trajan ausgegraben wurde. Auch in diesen abgelegenen Grund gelangte das Christenthum schon viel früher, als man nach der

Schwierigkeit des Zuganges zu demselben vermuthen möchte, denn die Kirche zu St. Peter dortselbst wird schon im elften Jahrhundert erwähnt. Was aber den Zugang selbst anbelangt, so war es mit ihm ebenso beschaffen, wie mit den Wegen, die früher nach Gröden, ins Sarn- oder Eggenthal hineinführten. Der aus Vilnös herausströmende Bach mußte sich nämlich gleich den Bächen jener anderen Thäler vor seiner Einmündung in den Eisak gewaltsam eine furchtbare Schlucht durch die Felsen reißen, deren steile ausgewaschene Wände so weder den Tritten von Menschen noch von Thieren Raum boten. Die Leute mußten deshalb vorher, um diese Schlucht zu umgehen, in die Höhe steigen, auf welcher sich denn auch längs der so entstandenen Saumwege Dörfer und Schlösser ansiedelten.

Diese unbequeme Wallfahrt wurde jedoch schließlich den Insassen aller dieser Thäler zu sauer, und sie entschlossen sich, mit Brecheisen und Pulver sich einen leichten Pfad längs der Felsen des Flusses zu sprengen. So geschah es auch in Vilnös vor etwa zehn Jahren, und seit dieser Zeit geht der Wanderer gemächlich auf ebenem Pfad neben dem Bach durch die wiederhallende Schlucht — was freilich auch das eine und andere mit dem Datum des letzten Jahres versehene Reisehandbuch keineswegs abhält, seine Schutzbefohlenen nach wie vor über die steilen Pfade hinauf nach Gufidaun zu schicken, welche vertrauensvoll älteren Büchern und Karten nachgeschrieben werden.

Das Thal mündet auf den Eisak heraus, bei einem Gebäude, in welchem die bei Villanders aus-

gegrabenen Erze geschmolzen werden. Der Rauch dieses Hochofens legt sich in die wilde Felsschlucht und zittert bläulich über dem Wasserstaub, welchen der tosende Bach in die Höhe schleudert. Es ist eine prächtige Klamm mit allem Zubehör, mit den vom kühlen Luftzug bewegten Sträuchern auf den Felsritzen und dem Getöse, welches den Laut der menschlichen Stimme überhallt.

Bald ragt über den jähen Abgrund das Mauerwerk von Sommersberg herab, welches nach Mayrhofer die Metamorphosen eines stattlichen Schlosses, abscheulich umgebauten Gehäuses und zuletzt eines Bauernsitzes durchzuwandeln hatte. Darüber sieht es unwillig und finster über die jähe Wand des Berges in den Abgrund hinunter, daß einem das „Gesicht vergehen möchte". Das stolze Gesäß baute einer aus dem Geschlechte der Villanders (1329), die es später zum Lehen erhielten, als Berchtold, ein trauter Freund der Landesgräfin Margaretha, ihr mit Geld und Gut und auch sonsten unter die Arme griff. Er wird außerdem ein großer Mann geheißen, der als Herr über viele Gerichte saß und als Friedensrichter zwischen Adel und geistlichen Potentaten seine Sprüche that. Auch egoistische Lebensklugheit scheint in der Familie gesteckt zu haben, denn als sein Enkel Bartholome mit den Wolkensteinern und anderen Edelen gegen Friedrich mit d. l. T. auf Fehde ausgezogen, verstand er es allein, zur rechten Zeit noch einzulenken und dann wieder ruhig als treuer Unterthan seine Heerde fort zu weiden. Nachdem dieses Haus 1462 ausgestorben, kam das Gut nacheinander an einen ganzen Haufen verschiedener Lehensträger, die es zuletzt als

„Frische“ benützten. Jetzt schneidet ein Bäuerlein gleichgiltig Kraut und Kartoffeln darin.

Von dieser Höhe kletterte man früher zum Bach herab, heute aber geht man gemach, allmälig ansteigend, unten seinem Laufe entgegen. Eine gute Strecke weit in das Thal hinein nährt der sonnseitige Hang noch Reben, überall aber breiten über die blitzenden Wellen Kirschbäume ihre beiden Aeste aus und theilen dem Thälchen eine Anmuth mit, welche der wilde Eingangsschlund keineswegs erwarten ließ.

Allerdings zeigt das Hochgebirge, in dessen Mitte es eingebettet liegt, hier und dort die Krallen, indem es Muhren herabschickt, durch welche die Thalbewohner hindurch eine neue Wegbauarbeit richten müssen.

Denn die Wälder, welche die Muhren zurückhalten, sind nicht mehr da, und fernab liegt die Zeit, in welcher hier jener feiste Hirsch erlegt wurde, dessen Anblick den Bischof Daniel von Brixen noch auf seinem Sterbebette entzückte.

Die Thalmulde wird breiter, und die Hänge geben den Angern Raum, auf deren sattem Grün sich die braunen Häuser erheben. Den gleißenden Schaumbach überwölbt hie und da ein gebeugter Fliederbaum, und manchmal unterbricht seinen Glast der Schatten eines Steges.

Erst ganz hinten, dort, wo schon die grauen Dolomite in das Thalbild hereinragen, erhebt sich St. Peter auf steiler Anhöhe, wie es dem Heiligthume des Apostels geziemt, dessen Name der Fels der Kirche bedeutet. Der Herberge aber, dem vielgenannten Hause des

„Kowes“, haftet adeliger Glanz eines alten Ansitzes an, und noch heute deutet das Wappen des Balthauser Aichholzer über der Thüre auf das Ansehen des stattlichen Gebäudes. Trotz des kühlen Schaumbaches, der Obstanger, des frischen Sommergrüns von Vilnös, werden es die meisten Wanderer, die einmal bis in den Hintergrund des Thales vorgedrungen sind, für gerathen finden, nicht mehr den nämlichen Weg zurückzukehren, sondern über irgend einen der Jochsteige hinüber ein anderes Thal aufzusuchen.

Und sie thun wirklich wohl daran, denn ringsum entfalten die Fürsten der südlichen Dolomite ihre große Pracht. Am unheimlichsten — Manche wollen sagen, am schönsten — taucht auf der Raschetz-Alpe, über welche man nach Gröden steigt, der Langkofel auf. Auch die „Geißeln“ (oder Geisterspitzen) sind schrecklich — einzelne ihrer Hörner scheinen überzuhängen, andere dünken uns so schmächtig, daß sie unter dem Gewicht des Wahnsinnigen, der sie zu erklimmen versuchte, abzubrechen und mit ihm in der Tiefe zu verschwinden drohten.

Am grellsten erscheinen solche Dolomite in der Beleuchtung des Sommer-Mittags unter wolkenlosem Himmel. Da stehen sie grau da, wie sich unsere Einbildungskraft die Berge des Mondes vorstellt, todt, wasserlos, und die Wände scheinen nicht Sonnen-, sondern Mondlicht zurückzuwerfen. Zur echten Dolomit-Landschaft in der Höhe gehört stets auch der Gesichtskreis des Nordens, den die weißen Neveser- und Zillerthaler Ferner abschließen. Gegen Abend werden die „Geißeln“ gelblich und leuchten durch den Zirbenwald von Raschetz, daß die Gesichter der Wanderer davon in wunderlichem

Lichte wiederglänzen. Vom Grasanger der Raschetz-Höhe umfaßt der Blick die Herrlichkeit beider Gebirgswälle, des zerklüfteten wie des vereisten. Schatten, dunkel wie Schwarzbeeren, lagern in den Falten unter der eigenen Höhe, sonnig grünen die schmalen Rücken der Hochflächen, unter denen Afers, Lüsen und Fassa eingeschnitten sind. Viele von den berühmten Höhen, nach welchen um „Aussicht" gepilgert wird, sind armselig im Vergleich mit dem Reichthum, dem hier das Auge begegnet. Rothe Erdpyramiden aus Vilnös deuten zugleich auf das Ende dieser Herrlichkeit hin, wenn es uns nicht schon von den Schutthaufen unter Langkofel und Sella, sowie von den zerfetzten „Geißeln" verkündigt wird.

Drittes Capitel.

Ladinische Landschaften.

Das Land der „Krautwälschen" (ein durch Metathesis aus „Kauderwälsch" entstandenes Wort) ist wohl eines besonderen Blickes werth, wenn es gleich in diesem Buche, wie so viele andere Thalgebiete des weiten Berglandes, nur, so zu sagen, von oben herab betrachtet werden kann.

Das Gebiet der „Krautwälschen" trägt vorzüglich den Charakter der Dolomit-Landschaften, die so wunderlich

unter den Berg-Gestalten des Landes dastehen, wie das Ladiner Volk, das darin haust, unter den Bajuwaren, Alemannen, Gothen und Italienern, die ringsum sich angesiedelt haben.

Von den grauen Einöden des Colfosker Joches bis zu den Matten von Zwischenwasser ist eine bunte Abstufung im Ladiner Thale. Die Verkehrswege dort, wo unablässig die Karren von und nach Gröden herübergeschoben werden, sind freilich nicht viel schlechter, als in den grünen Schluchten des unteren Thales, wo die großen Dörfer stehen, und sich sogar amtliche Adler von den Häusern abheben — das Ladiner Thal ist verlassen vom Verkehr, und wenn die Muhren so ungeberdig ihre Thalfahrten fortsetzen, wie in den letzten Jahren, so mag sich mitunter mancher Fußgänger bedenken, ehe er zur Badia vordringt.

Die Sella, welche nach Gröden und Fassa hinüberreicht, ist einer der auffallendsten Wälle. Manche ihrer kerzengeraden, cylinderförmigen Spalten ist bis in den Spätsommer hinein mit Schnee verstopft, aus welchem sich dann kümmerliche Wasserfälle zusammensetzen. Sie rauschen in dem zernagten Berg (ein Bauer nannte ihn einen wurmstichigen Käslaib) mit viel mehr Lärm in die schwarzen Tiefen, als ihr Wasservermögen hervorzubringen berufen ist. An den christlichen Himmel und Darstellungen frommer Künstler erinnern die rauhe Stufenanstiege zu den blendenden Schneefeldern und die Wolkenglorie, in welcher die obersten Zacken, zu denen es aus der Tiefe empor brodelt, verschwimmen — schwerer Weg durch Rauhes zum Glanz.

Oft stellen auch die Coulissen, in welche das Sella-Gerüst auseinander gebohrt ist, völlig gewundenes Säulenwerk dar, wie die Pfeiler altersbrauner Schränke in den Gemächern unserer Urahnen. Luft und Wasser sind die Drehkünstler. Sie arbeiten ihre Labyrinth-Gänge in den hohen Stein und brauchen Jahrtausende, bis ein neuer Schacht enthüllt werden kann. Darum gibt es keine Zeugen für ihre Thätigkeit, und alle die Grödener, die nach St. Ulrich ihre Kisten schleppen, in welche die Herrgötter und die Rosse eingepackt werden, können von dem Fortschreiten der Zerstörung, obwohl ihr Auge alle Tage darauf fällt, eben so wenig wahrnehmen, als ein Blick das Vorrücken des kleinen Zeigers auf der Thurmuhr festhält.

Auf dem Joch unter der Sella — das ist eine echte Enneberger Hochlandschaft — stehen die Hütten unter Zirben. Nicht weit von diesen langt das Geröll und der Schnee hin, und drüben schaut der Berg von Colfuschg her — ein wahrer Col fosco, das heißt ein grauer, leichenfahler Stein, auf welchem, weil er der Mittagssonne gegenüber steht, nicht einmal mehr die Abwechslung von Schneefeldern und Fels den eintönigen Schein unterbricht. Noch weiter im Süden erhebt sich der „Seefelsen“ mit einer weißgrünen Lacke im hohen Kar — das Auge staunt, wie die Schale aus der Wüste ringsumher gefüllt worden sein mag. —

Wie verschieden dagegen ist das Aussehen der Landschaft unten in der Nähe von St. Vigil! Die Ache tost, und die braunen Wasser bäumen sich auf, man vernimmt das hohle Poltern der wuchtigen Steine, welche

sie mit sich hinabreißt, daß es scheint, als ob die Wasser sich von schmelzenden Gletschern nährten. So rasen die Fluthen, die aus dem Eis kommen, im Hochsommer, wenn die Hitze die grobkörnigen, kalten Decken und mit ihnen die zerschlämmte Unterlage ablöst.

Durch die Eschen, welche im tieferen Thale meist den Flußrand bezeichnen, erscheinen ebenfalls die Dolomite der tiefen Hintergründe, und an ihnen selbst wiederholt sich an heißen Sommerabenden jene Täuschung, welche der Donner der Wasser hervorbrachte. Denn die Wolken hängen zwischen den Zacken herab wie Gletscher, und neben ihrem Glanze gleichen die leblosen Felsen, deren kahle Flächen uns sonst blendend dünken, dunkler Erde.

Man weiß, daß sich das Enneberger Gebiet bei Zwischenwasser in zwei Thaläste spaltet, von welchen man den westlichen die Badia nennt. Dieser ist sicherlich an Schönheit nicht zu vergleichen mit der Abzweigung, in welcher sich die Ansiedelung St. Vigil erhebt. Denn über letzteres erheben sich ergreifend die Kegel und Säulen vielgestaltigen Zackengebirges, während über dem ersteren von solcher Pracht — etwa den wild ragenden Peitler-Kofel ausgenommen — nicht viel zu sehen ist. Große Schaustücke suche man deshalb im Thale von St. Vigil, insbesondere in dessen Fortsetzung, dem Rauhthale. Wer von St. Vigil bis zum halbkreisförmigen Schluß des Thales gegangen ist, der hat einen Blick in die Erscheinungen des Dolomit-Gebirges geworfen, wie es mit so wenigen Schritten und so mühelos schier nirgends mehr geschehen kann.

Ueber die breite, oft grasbewachsene Tannenstraße

steigen die Berge auf, an Gestalt mitunter nicht minder ausgezackt, als die Wipfel der Bäume, zwischen denen sie emporragen. Am Morgen schimmern die Pfeiler und Würfel purpurn durch den Thaudunft, der Hohen Geißel vergleichbar — am grellen Mittag wenden sich die Augen nicht minder von ihnen ab, wie von den Schotterflächen, welche, von ihnen herabgeflößt, im dunkeln Krummholz liegen. Die Heerden durchziehen, während sie ihr Futter suchen, eine seichte Ader nach der anderen, aus deren Fülle weiter unten sich der wilde Bach zusammensetzt, und die thurmjähen Abstürze wiederholen in ihrem Geklüft die Stimmen der Rinder und Pferde.

Das Thal von St. Vigil ist leichter zugänglich, und davon mag es herrühren, daß seine Insassen sich der deutschen Sprache mit größerer Gewandtheit bedienen, als ihre westlichen Nachbarn. Ueberhaupt macht das ladinische Wesen den Eindruck, als ob es in seiner Seltsamkeit und Unverständlichkeit recht eigentlich in die abgelegensten Dolomitschlüfte hineingehörte. Diese Sprache, welche Niemand versteht — die Lacke einer verschwundenen romanischen Ueberschwemmung, welche einst weit und breit die Thäler bedeckte — stimmt zu den vielen Wällen und der engen Kluft, durch welche das Völklein jenseits gegen die Italiener, diesseits gegen die Deutschen abgesperrt ist.

Doch, wie das Jahrhundert fortfährt, immer breitere und ebenere Wege nach verborgenen Winkeln zu schaffen, so brechen sich auch die Sprachen der großen Völker ihren Zugang. Wären die obersten Gewalthaber

deutschen Sinnes, so hätte es kein schweres Stück sein können, die Badioten völlig zu unserer Volksthümlichkeit herüber zu ziehen, da sie doch mit ihren so anziehenden Eigenthümlichkeiten für Handel und Wandel nicht auslangen. In diesem Falle hätte die Verwandtschaft, welche sie als romanisches Völklein zu den italienischen Nachbarn hinüber zieht, der allmäligen Angewöhnung an deutsches Wesen so wenig ein unüberwindliches Hinderniß entgegengestellt, als es beispielsweise in Graubündten der Fall war.

Da es in ihrer Muttersprache kein Schriftenthum gibt, und sich trotz patriotischen Eifers noch nicht einmal ein Dorfvicar gefunden hat, dem es gelungen wäre, Texte in derselben durch die Druckerschwärze zu verewigen, so predigt man in italienischer Sprache.

Die Ladiner der Dolomit-Gebirge sind ohne Zweifel die einzigen Insassen des Kaiserstaates, deren Sprache für zu gering befunden wurde, um die bekannten Andachtsformeln darein zu kleiden.

Die Gebetbücher sind alle italienisch geschrieben, und vor dem Gebrauch dieser Sprache in der wichtigsten Nutzanwendung können die Früchte des deutschen Unterrichtes, den das Volk gleichwohl nebenher genießt, nicht recht aufkommen. Sie gedeihen nicht weiter, als bis zu einer gewissen Fähigkeit, mit welcher sich der Badiot auf den Märkten von St. Lorenzen, Bruneck und Brixen auszudrücken versteht. So lange aber die Kirche italienisch bleibt, ist keine Hoffnung, daß aus dem dahin schwindenden Ladinerthum dem deutschen Wesen an der Südostgrenze ein Zuwachs erstehe. Und dennoch wollen

die Sitten und die Lebensweise dieser Menschen so wenig zum wälschen Element passen, als die der Leute, welche hinter den Eisbergen sitzen, deren weiße Kämme von Norden, über das Pusterthal her, in das grüne Enneberg hereinschauen. Wenn man in einem Wirthshause der Abtei sitzt und rund um sich her die badiotischen Bauern bemerkt, keineswegs nach dem städtischen Proletarier-Zuschnitt des wälschen Volkes, sondern, gleich den Passeiern, in grünes Tuch gekleidet, so möchte man an eine Täuschung des Gehörs glauben, die uns mit romanischen Nasenlauten irre führt.

So ist also das geistige Wesen dieses Völkleins ein dreisprachiges. Die wichtigste Stufe nimmt wegen des Gottesdienstes und des Holzhandels das Italienische ein, sodann folgt das Badiotische als Werkzeug des häuslichen Verkehrs und endlich das Deutsche für den Umsatz in Vieh, Salz und Getreide. Freilich halten sich die drei Zungen in Wirklichkeit nicht sehr auseinander. Denn mitten in das märchenhafte Ladin hinein klingen urplötzlich Wörter und ganze Sätze im Italienisch der Ampezzaner oder im metallischen Idiom der Bajuwaren, welche das Pusterthal bewohnen.

Mit diesen Letzteren haben überhaupt ihre Häuser vom Fenster bis zum Ofen, ihre Trachten und ihr ganzes Thun und Treiben die meiste Aehnlichkeit. Ebenso verhält es sich mit der Natur ihres Thales, welches ganz und gar den Typus derjenigen deutschen Thäler Südtirols aufweist, in welchen kein Gedeihen mehr ist für Reben und Kastanien.

Ueberall herum auf den Matten der Berghänge

stehen die grobgezimmerten Heustadel, welche am Morgen ihre würfelförmigen Schatten auf den thaufrischen Rasen werfen. Ueberall harren Lärchenstämme des unvermeidlichen Todes in der Brettersäge und beschatten die kleinen glänzenden Bäche und die Quellen, welche jäh aus dem dicht verwachsenen Kalkgestein hervorbrechen. Von den Höhen, wie zum Beispiel zwischen Pederova und Piccolein, schauen jenseits der dunklen Tannenmarken einzelne Höfe herab, wie von den Bergen des deutschen Zillerthals. Von allen Landschaften jenseits des Brenner hat die Badia am meisten Aehnlichkeit mit Gröden, vom verwandten Stamme bewohnt. Hier wie dort staffeln sich die dunkeln Wälder allmälig zu den grauen Wüsten hinauf. In beiden fehlt der tiefe Abgrund nicht, in welchem, hier zwischen Piccolein und Zwischenwasser, dort zwischen St. Peter und Waidbruck, das gesammelte Wasser sich zum breiteren Thale hinausdrängt. Von den starren Säulen, die hier über Pré Roman und Campil, dort über St. Ulrich emporsteigen, habe ich schon gesprochen sowie von den dunkeln Wäldern, deren Summen sich mit dem Tosen des Baches vermengt.

Im St. Vigiler Thale fehlen diese tiefen Schlünde, dagegen offenbaren sich dort die Eigenthümlichkeiten der Dolomit-Thäler: die urplötzlich hervorbrechenden und verschwindenden Bäche, die weit durchrieselten Krummholzauen, die vielfarbigen Wände und die dürftigen Wasserfälle, die von ihnen auf die Legföhren des ebenen Bodens herabstäuben.

Erhaben ist die Felsenwildniß auf dem Joche, über welches man nach Pentelstein hinübersteigt. Alles erdrückt

die Rothe Wand, nicht selten mitten im Sommer weiß überstreut. Zerrissen sind die hohen Zacken, zerrissen ist der graue Felsboden, über welchen von dort oben ein Pfad zum Pragser Wildsee geleitet. Leise bewegt sich dort oben ein See, und leise bewegen sich die vielen Blumen, die seinen Rand einfassen. Jenseits desselben kommen bald andere Bilder: die blauen Thürme und Würfel an der fernen Piave.

Viertes Capitel.

Allgemeine Betrachtungen über das Pusterthal.

Der allgemeine Charakter der Hauptsohle des Pusterthales ist ein einförmiger. Demjenigen, welcher längs der Rienz oder der Drau, deren Betten seine Wasser ansammeln und zu zwei verschiedenen Meeren führen, dahingeht, verstecken grüne Mittelgebirge die gewaltigen Höhen, welche jenseits derselben, sowohl im Norden wie im Süden, emporragen, und es sind der Stellen nicht sehr viele, an welchen der Blick sich des nahen Hochgebirges erfreuen kann — ein Umstand, welchem es zuzuschreiben ist, daß man im einen und anderen Reisewerke sogar das ganze Pusterthal als eine Reihenfolge von wenig anziehenden Landschaften geschildert hat.

Und dennoch entfaltet die phantastische Welt der südlichen Dolomite ebenso wie jene der eisüberlagerten

Tauern knapp hinter dem bergenden Mittelgebirg ihre Pracht, wie sie in auffallenderen Gegensätzen sonst nirgends ebenso nahe gerückt im Lande Tirol wahrgenommen werden kann.

Wer nicht in eines der engen, oft schluchtenähnlichen Thäler eindringen will, welche hier dem Wanderer den Anblick der Bergriesen erschließen, der kann sich denselben noch bequemer erobern, indem er von der Sohle des Hauptthales selbst aus ein wenig zu den Höhen des Mittelgebirges ansteigt.

Unternimmt er eine solche kleine Wanderung auf die Nordseite des Thales, dort, wo die Hänge der Mittagsseite dem Süden zugekehrt sind, so steigt er durch Getreidefelder und Wiesen empor, welche nur hie und da von Lärchen- und Fichtengruppen unterbrochen sind. Von dieser Nordseite aus, welche von den Thalbewohnern wegen ihrer Abdachung gegen Süden die „Sonnseite" genannt wird, diesem von menschlicher Hand wohlgepflegten Hange, erblickt man überall jenseits der Ränder des gegenüberliegenden südlichen Mittelgebirges die verwitterten braunen, gelben, aschfarbenen oder weißgrauen Dolomite, welche sich im Durchschnitte zu einer Höhe von über neuntausend Fuß über das Meer erheben, dessen Uferstriche von ihren Gipfeln aus erkannt werden.

Diese Gipfel selbst aber sind gar absonderlich aufgebaut und haben unter den Gebirgen des Erdtheiles nicht ihres Gleichen. Man hat sie mit Zuckerhüten, Sägen, Thürmen, Mauerzinnen, Nadeln, ja auch hie und da mit den Umrissen menschlicher Gestalt verglichen, in Wirklichkeit aber sind sie ein Gewirr von alle dem.

Solches sieht man von der Sonnseite des Mittelgebirges aus, welche den Blick nach Süden gewährt.

Wendet man sich dagegen zu der gegenüberliegenden, nach Norden schauenden Schattenseite, so überrascht uns der Gegensatz zwischen hier und dort nicht minder des Bodens, über welchen hin wir ansteigen, sondern auch des Fernblickes wegen.

Auf der Schattseite verschwinden fast die Getreidefelder, welche drüben den Hängen ein so buntscheckiges Ansehen geben. Da bedecken Nadelwälder den Boden, mehr finster anzuschauen als dicht — denn das holzarme Wälschland ist nahe, und die Axt hat sie gelichtet, um die zahllosen Sägemühlen des Thales zu beschäftigen.

Noch befremdender aber erscheint der Unterschied dem Wanderer, wenn er sich die Berge des Gesichtskreises betrachtet.

Hier erscheinen nicht die in Farbe und Gestalt bunten Erhebungen der Dolomite, nicht das kahle, nackte, trockene Kalkgestein, sondern eine scheinbar zusammenhängende blendende Mauer. Sie ist von Firnfeldern und Eislagern bedeckt, und überall wallen von ihr tosende Gletscherströme gegen Süden.

Dies ist der Unterschied, welcher die Gebirge kennzeichnet, die das Pusterthal zu beiden Seiten begleiten — ein Unterschied, wie er in so scharfer Ausprägung sonst nirgends mehr im Lande Tirol gefunden wird. Diese auszeichnende Seltsamkeit ist jedoch keineswegs der einzige Grund, warum wir dem großen östlichen Thale eine hervorragende Stelle unter den landschaftlichen Prachtstücken Tirols einräumen möchten. Kein

Thal des Landes, ja vielleicht in den gesammten Alpen, gehört zweien Flußsystemen an, überall nehmen die die Thäler von trennenden Wasserscheiden ab verschiedene Namen an. Im Pusterthal jedoch laufen die Wasser von einer kaum merklichen Hebung, welche sich in der Mitte der Thalsohle befindet, verschiedenen Meeren zu.

So trennen sich mitten im Thale die Bäche, welche hier dem Adria, dort dem Pontus ihre Wasser spenden — ein Schaustück, welches nichts gemein hat mit anderen Wasserscheiden, die im ewigen Winter starren, und um welche herum das feuchte verwitterte Gestein nebliger Jochhöhen ausgebreitet liegt.

Dem Lande Tirol ist überdies Pusterthal in mancher Hinsicht das, was dem großen Deutschland das Waldgebirge Böhmens oder der schattige Taunus. Hier quellen die meisten Gesundbrunnen des Landes und aus den tiefer gelegenen heißeren Thälern kommen alljährlich Schaaren herauf, um sich in seiner frischeren Luft zu erquicken.

Pusterthal ist das Thal der Heilquellen und Sommerfrischen.

Rechnen wir zu dem überraschenden Gegensatze seiner nördlichen und südlichen Gebirgswelt, zu den Eigenthümlichkeiten seiner Flußkarte, zu der Anziehungskraft seiner heilkräftigen Wasser und heimlichen Schluchten noch das Urwüchsige seiner Bewohner, ihre wenig abgeschliffenen Sitten, ihre auffallenden Meinungen und Trachten, so ergibt sich ein Gesammtbild, dessen Wirkung uns veranlaßt hat, unter den eigenthümlichsten Thälern

des Landes vorerst eine Wallfahrt durch dieses große Gebiet aufzustellen.

Versetzen wir uns nunmehr an jene Stelle desselben, an welcher sich die Wasser nach dem Schwarzen und dem Adriatischen Meere hin scheiden. Wir befinden uns bei dem Dorfe Toblach, dreitausend achthundert und elf Fuß*) über dem Meere.

Vor uns steht ein rothes, etwa vierzig oder fünfzig Fuß hohes Kreuz (wälsch L'Antena geheißen), welches die Wasserscheide zwischen den Meeren anzeigt. Eine schwarze Wetterfahne auf seinem Gipfel verkündet uns die Richtung des Windes.

Nichts zeigt uns dagegen die ansehnliche Erhebung über das Meer an. Die Wachtel schlägt im Saatfeld, die Bienen schwärmen über buntfarbigen Wiesen, und aus den Lärchenwäldern der Schattseite läßt sich der Kukuk vernehmen. Nur der blaue Duft, welcher die nach links und rechts sich hinab senkenden Thalfernen überlagert, mag uns eine Ahnung von der Höhe beibringen, von welcher hier die Wasseradern zu den anwachsenden größeren Flüssen hinabrieseln.

Zu unserer Linken steht eine winzige Capelle am grünen Rain, vor undenklichen Zeiten zum Andenken an einen Sieg gestiftet, welchen hier deutsche Arme über jene Wenden davontrugen, die einst in manchem Thale der Tauern hausten. Hinter uns steigt der grüne Rathsberg an, auf welchem der Ueberlieferung nach einst die

---

*) In diesem ganzen Werke wird als Einheit der Höhenbestimmungen der Wiener Fuß angenommen.

Ritter von Toblach des Rathes pflogen, und unter ihm versteckt liegen die Trümmer des Dorfes Wahlen, in eben jenem „Tobel“, dessen Ache der Ansiedlung den Namen gegeben hat, vom Wildwasser zerstört.

Schon der alte Peter Anich, auf dessen Karte von Tirol wir noch des öfteren zu sprechen kommen werden, tadelte die Unvorsichtigkeit, mit welcher man die Dörfer an diesem gefahrdrohenden Wasser angelegt hat.

Doch werden die Wenigsten, welche ihr Weg am Toblacher Kreuz vorüberführt, ihren Blick lange auf den nächsten Umgebungen des Dorfes und der Wasserscheide als solcher haften lassen. Es mag sein, daß die Oberfläche eines Erdgrundes Aufmerksamkeit erregt, auf welchem die blaue Syringe des Gartens und das Edelweiß des Hochgebirges in einer Entfernung weniger Klaftern von einander gedeihen — dennoch werden hier stets im Süden die hohen Dolomit-Zacken, welche um die Dreischusterspitze, den Eingang des Ampezzaner-Thales und den Hintergrund von Prags aufragen, die Aufmerksamkeit in ganz anderem Grade in Anspruch nehmen, als der Thalboden und die wenig bedeutenden Ueberlieferungen seiner Geschichte. Gerade gegenüber dem Toblacher Kreuze, links von der Straße, welche nach Haiden (Ampezzo) führt, gewahrt man auf sanft ansteigendem Hügel eine auf ihren drei Seiten von Wald umgebene Matte, deren einstige Bestimmung keineswegs an die Pracht der wolkentragenden Giebel, die frei in den Himmel ragen, erinnern will.

Dort büßten bis in unser Jahrhundert herab arme Missethäter ihre Schuld an hochnothpeinlicher Stelle

mit dem Leben. Auch während der „Franzosenzeit“ ließ dort Mancher sein Leben, welcher den Fremden in Folge des damals üppig gedeihenden „Hochverrathes“ in die Hände gefallen war.

Noch heute nennt das Volk jenes anmuthige und doch so unheimliche Viereck, auf welchem im Frühlinge so schön die bunten Stiefmütterchen, die mehligen Primeln und die blutrothen Nelken wuchern, den „Galgen“, und seine Umgebung genießt eines nicht minder schlechten Rufes, als die des „rothen Stöckels“, einer Bildtafel, welche hart neben der Poststraße, nicht gar weit vom hohen Kreuz in der Richtung gegen Innichen hin steht und vom Volksmund mit zahllosen Schreckens-Ueberlieferungen umwoben wird.

Der erste Ort, den man auf dieser Strecke erreicht, ist das uralte Innichen, zur Zeit der Römer Aguntum geheißen und damals mit Tridentum (Trient) die hervorragendste Ansiedlung des Landes. Es lag an der Hauptstraße zwischen Aquileja und Vipitenum. Doch gehörte es, als nicht mehr an den Zuflüssen der Etsch gelegen, mit den Gebieten jenseits der Tauern zu Noricum und nicht zu Rhätien.

Wohl ragt die herrliche Pyramide der Dreischusterspitze um sechstausend und fünfhundert Fuß über das grüne Hochthal — wohl rauschen die Wasser allenthalben durch die reinliche Ansiedlung, von langästigen Weiden und herrlichen Rosenbüschen umzäunt, wohl wölbt sich auch die sanfte, von Wäldern und Wiesen bedeckte Kuppe des „Helm“ da vor unseren Augen, welchen die Pusterthaler ihren Rigi nennen, weil er ein

günstig aufgeschlagenes Schaugerüst darstellt zum Einblick in die eisigen Tauern sowohl, als in das Gewimmel der verwitterten Dolomite; heute aber, wenn man in Tirol von Innichen spricht, denkt Niemand an Alles das, sondern ruft sich die berühmten Heilquellen ins Gedächtniß, welche in kurzer Entfernung davon, südlich am Eingange der Schlucht des Sextenthales, hervorsprudeln.

Dieses zwischen rauschenden Bächen und Lärchenwäldern versteckte Bad mag man das Wildbad oder das Gastein Tirols nennen. An Heilkraft können zwar seine Wasser immerhin von mancher anderen Quelle Pusterthals erreicht oder auch übertroffen werden. Doch genügen jene anderen Bäder in Hinsicht auf Bequemlichkeit gerade hinlänglich den Ansprüchen und Bedürfnissen der Bauern, welche, wie oben geschildert, in Tirol nicht minder ihre alljährliche Bade- und Sommerfrischen machen, als anderweitig das Stadtvolk.

In das Thal des Innicher Bades gelangt man durch eine enge Schlucht, in welcher die düsteren Waldhänge und der tosende Sextenbach dem Wege nur spärlich Raum gelassen haben. Die Wildheit des Wassers ist hinlänglich durch manche Unglückstafel gekennzeichnet, welche am Wege steht, und auf einer derselben hat der ländliche Künstler sogar den allgemeinen Charakter des Dolomit-Gebirges versinnbildlicht, indem er als Hintergrund eine Reihe von weißen Zuckerhüten anbrachte, welche der Vorstellung über das Wesen dieser Berggruppen zu Hilfe kommen sollen.

Den sicherlich am meisten malerischen Einblick in das Gezack der Dreischusterspitze, welche man geradezu

als Typus der Dolomit-Berge im Allgemeinen betrachten kann, bietet jene Stelle an dem von der Dreischusterspitze herabrauschenden Bach, an welcher über ihn eine Brücke führt und eine Tafel daneben den „Grenzbezirk" ankündigt.

Schon bis zu dieser Stelle, welche etwa eine halbe Stunde vom Bade, in der Richtung gegen Sexten hin, entfernt liegt, verlohnt sich ein Gang in reichlichem Maße.

Dieser Blick auf das hohe zackige Gebirg und seinen Vordergrund ist eine prächtige Studie. Da rauscht das klare Wasser über die gelbgrünen Steine, und von allen Krümmungen des Baches her sieht man die weißen Schaumwellen durch die Lücken des Lärchenwaldes blitzen, manch abgeschlagener Stamm bedeckt das Ufer, und über Allem dem erhebt sich der dreizackige Giebel des Riesenberges, dessen Bewältigung bisher erst einem Einzigen*) gelungen ist.

Weiter hineinzu ist das Aussehen des Sextenthales mehr einförmig, zwischen den Wäldern und sanften Almen des Helm und den kahlen Wänden der Dolomite ist eine ziemlich breite Mulde hingedehnt, durch welche die Wege zwischen grauen Holzzäunen führen, an denen die rothen Disteln und Nesselgewächs sich wie eine zweite Wehr der dahinterliegenden Wiesen und Getreidefelder erheben.

Das Pragser Thal zeigt eben so den geschilderten wie den allgemeinen Charakter der Dolomit-Thäler, namentlich

*) Paul Grohmann aus Wien, am 18. Juli 1869. Im Sommer 1874 sollen jedoch, gewißen Mittheilungen nach, mehrere Personen an die Spitze gelangt sein.

in seinen hintersten Ausläufen beim Seekofel und südlich vom Bade, zwischen den Lärchenwäldern, durch welche der Blick zur blutrothen „Hohen Geißel“ empordringt.

Dennoch aber fehlt ihm jene Wildheit, welche den Abschluß des Fischlein-Thales und anderer Mulden in jenen Zacken-Gebirgen kennzeichnet. Prags ist anmuthiger, und der reichliche Schmuck der saftgrünen Wiesen und Wälder rundet die Eckigkeiten der Hänge ab. Dem entspricht auch das Wesen seiner Bewohner — man zählt die Pragser unter die muntersten Leute in Tirol. Tanz, Musik, Lustbarkeiten jeder Art würden das Thal beleben, wenn nicht dem Frohsinn der Menschen jener bekannte asketische Gegendruck Abbruch thäte, welcher dem Volke so viel eigenartiges Leben und so manche Freude verkümmert.

In einem solchen Thale muß man schöne Sommertage verlebt haben, um zu wissen, was es mit der landläufigen Redensart von der „Erhabenheit der Bergwelt“ für eine Bewandtniß hat. Man muß an den Morgen die Feuerlinie der Sonnenstrahlen sehen, welche allmälig von den Giebeln der Dolomite ins grüne Thal langsam hinabgleitet — die Nähe von blühendem Sommerleben und glänzendem Schnee — das Wogen des Getreides im schwülen Mittag und in der Nähe die bleichen Stümpfe abgetriebenen Waldes von gleichfarbigen Zacken überragt — Summen von Wasser und Bienen zusammenklingend — und vielleicht über Allem eine rothe Säule, von welcher das Auge nicht zu unterscheiden wagt, ist es eine durch den dichten Rauch des Hirtenfeuers hindurchschimmernde Wand der blutrothen

„Hohen Geißel“ oder eine Flamme, welche den Nadelwald in gewaltiger Lohe verzehrt. Im glänzenden Rauch erscheinen die Silberstreifen, welche auf den Zacken liegen — wilde Rosen und Orchideen gedeihen auf dem wasserumrauschten Felsblock — es dröhnt, als wankte die Erde in ihren Felsgerüsten: eine mächtige Lawine ist von der „Hohen Geißel“ niedergefallen, und ihr aufsteigender Staub vermengt sich scheinbar mit den Rauchsäulen der Hirtenhütten — ein gelbrother Dolomit wandelt durch seinen Abglanz den tiefgrünen Tümpel an seinem Fuße in ein Becken von flüssiger Bronce um — der Kukuk ruft, und auf den grellen Gipfeln will der Tag nimmer untergehen: Das ist ein Sommertag in Tirol.

In mancher Dolomit-Höhle gedeiht Asplenium Akropteris, ein Farren, welcher sich sonst nirgends sehen läßt, und auf vielen Geröllhalden stehen Blumen, welche jenseits dieser Berge nicht mehr gefunden werden. Es ist eine mit eigenen Lebensformen ausgestattete Welt, dieser südöstliche Winkel des Landes.

Merkwürdig bleibt uns dieses Gebiet zu jeder Jahreszeit, in welcher wir es etwa durchwandern möchten, aber Niemand wird diese nirgends mehr wiederkehrende Mischung von südlichem Glanze und nordischen Lebensformen liebevoller in seiner Erinnerung aufbewahren, als Derjenige, der zur Zeit des Wachtelschlages und der noch grün wallenden Saatfelder seine Thäler durchwandert hat.

Welche Fülle des Lebens in den grünen Mulden, über deren sommerliche Pracht sich die buntfarbigen, abgebröckelten, ausgezackten Ränder erheben! Wenn der

Fremdling so, vom Wege abschweifend, durch die mit gewaltigen Legföhren bedeckten Auen — denn hier steigen die Gewächse des Hochgebirges, das Edelweiß voran, bis zu viertausend Fuß Meereshöhe herab — hinwandert, deren Blüthen ihn mit gelbem Mehl bestreuen, wenn er die Tannen betrachtet, die bis hoch hinab mit den blauen Blüthen der Atragene, der Alpen-Liane, bedeckt sind, welche in den Tagen der Sonnen-Wende, die der Sonnen-Wende des Weihnachtsfestes entgegengesetzt ist, sich nach ihrer Weise einen Jul-Baum schmückt; wenn plötzlich die Stille des Hochthales, in welcher nur das Summen der honigtragenden Hummeln vernehmlich war, durch einen dumpfen Donner in den Sommerwolken unterbrochen wird, die in der Mittagswärme über dem Firn aufsteigen; wenn er unter den wolligen Blüthen der Weiden am Bachrand die zum Aufspringen anschwellenden Knospen der Alpenrosen betrachtet und die lauten Rinder, welche, mühsam sich durch die Legföhren durchkämpfend, den klaren Trank erreichen, und die Rosenhecken, die neben Cerastium und Silene und anderen Kindern der hohen Grate schier freudiger als in Gärten gedeihen; wenn er zwischen dichtem Gestrüpp auf dem weichen Heidelbeer-Boden urplötzlich eine Quelle aus dem Kalkschotter hervorkommen sieht, von Lattich und modernden Baumstämmen umgeben: dann geht ihm allmälig in den bunten Bildern das Wesen dieser Berge auf.

Auch an belebendem Vordergrunde aus der Thierwelt fehlt es nicht.

Plötzlich erhebt sich, sein quiekendes Geschrei ausstoßend, aus den Legföhren, deren Höhe bis zu mehreren

Klaftern ansteigt, ein Raubvogel und saust mächtigen Fittigschlages der Felsschlucht zu, worin er sich seinen wohlgeschützten Horst gebaut hat. Weiter den Berg hinauf trifft der Wanderer wohl auf die Spuren von Spielhähnen und von Zirbenhähern, welche die höchsten Baumregionen bewohnen, jenseits welcher die Zerklüftung des nackten Felses beginnt.

Auch unten, in den Legföhren-Auen, durch welche zwischen weißen Schotterhaufen die Bergwasser rinnen, zeigt schon manche der auf dem Boden liegenden Föhren das graue Leichen-Aussehen, welches hoch oben auf den Jöchern so viele längst abgestorbene Bäume zur Schau tragen. In ihrem Dickicht bemerkt Derjenige, welcher auf's Gerathewohl durch die Wildniß streift, nicht selten neben irgend einem Stumpf oder über das Gras hin verstreut die Knochen eines Hasen oder die Federn von Spielwild, das dort irgend ein Adler erhascht hat. Auch wird er häufig, die vielfach von großen Spinnenweben bedeckten Aeste der Legföhren durchbringend, noch im Hochsommer irgend welches Schneefeld antreffen, das sich im Schutze des Schattens erhalten hat, und neben welchem die Kelche des ersten Frühlings, Daphne und Primeln, über der kaltdurchfeuchteten Erde geöffnet sind.

Hie und da begegnet uns hier, Axt und eiserne Kochpfanne auf dem Rücken tragend, ein Holzhauer, der seinen Genossen zueilt, die dort irgendwo, wo der Rauch über die Lärchenwipfel emporsteigt, ihr Lager aufgeschlagen haben. Oder er trifft an der Bergstraße auf laut betende Wallfahrer, die langsam den Weg hinanziehen,

der dort, wo der Gletscher herabreicht, jäh um die Waldecke umbiegt.

Von dem Leben der Hirten (wie ich es bei Gelegenheit eines Ausfluges in das Val Cengia kennen lernte), findet man im Thale wenig Spuren. Milchkühe weiden allerdings auf den Triften, welche den Häusern nahe liegen, und es mag Einem wohl begegnen, plötzlich im Dickicht die neugierigen Augen eines dieser Hornträger vor sich zu sehen, oder Kälber, die scheu aus dem wirren Gestrüpp der Waldecke aufspringen und unbeholfen stolpernd davon eilen. Bald begegnet uns vielleicht ein Hirt, der mit Steigeisen ausgegangen ist, sie zu suchen, und uns über die Richtung ausfragt, welche die Verirrten eingeschlagen haben.

Mit dem Fernrohre vermöchten wir wohl auch die Sommerschafe zu entdecken, wie sie hoch oben zwischen den kantigen Felsen, den „Knoten", sich ihre Nahrung zusammensuchen.

Nähern wir uns einem Hause, so bemerken wir das sofort an den Bienenschwärmen, die den Blumen der waldigen Matten nachziehen. Manche Leute aus der tieferen Thalsohle tragen die Stände in die höheren Lagen hinauf, deren Blüthen sich erst erschließen, wenn die Sense der Mäher dort drunten bei ihnen den duftigen Schmuck schon von den Auen weggenommen hat. Dann schläft der arme Bauer des Nachts neben dem Stande und läßt ihn am Tage nicht aus dem Auge, aus Furcht, es möchte ihm ein ausziehender Schwarm entwischen. Den nächtlichen Frost fürchten sie nicht, weil sich ihnen, mit dem Rücken dem Bienenhause zugekehrt,

die Wärme desselben mittheilt, wie sie sagen. Auch kleine Fichtenbäumchen setzen sie auf die Wiese, welchen der Weisel des neuen Schwarmes gern zufliegt, und um welchen sich die junge Auswanderer-Colonie ansammelt. Gern schlagen die Leute dabei auf eine blecherne oder eiserne Pfanne, deren Ton nach ihrer Meinung den Schwarm anlockt und ihn abhält, das Weite zu suchen. Das ist ein Brauch, der sich von Wälschland eingebürgert hat. Ihnen selbst ist der Lärm, welchen die Thiere vor dem Schwärmen hervorbringen, die lieblichste Musik, und mit einer gewissen Wehmuth führen sie die Kästen wieder heim, wenn auch im Hochthale der Mäher seine Sensen hervorholt.

Einen Eindruck viel weniger angenehmer Art bringen die Lastwagen hervor, welche auf den verschiedenen Verkehrswegen des Pusterthales, vornehmlich auf der Ampezzaner Straße, mit Baumstämmen beladen gegen Italien ziehen.

Dieses Hesperien mit seiner „uralten Cultur“ verderbt unsere Wälder auf dem Südabhange der Alpen. Jeder Bauer kennt die wälschen Wörter „musseli“, „squadrati“ und dergleichen italienische Kunstausdrücke, und sorglos hackt er seinen Wald ab, um den Speculanten des Nachbarvolkes Waare zu liefern. Denn dort drinnen hat die „Cultur“ gar völlig aufgeräumt mit dem grünen Walde, und nachdem sie ihre eigenen Berge verwüstet haben, gehen sie daran und helfen die unserigen zerstören. Ueberall im Pusterthale und in gar vielen in den Hauptkamm der Alpen hinaufreichenden Seitenthälern schnarchen die Sägmühlen. Auf der Ampezzaner Straße

gar lebt und webt Alles im Holzschacher. Wo einst dunkler Forst war, wie beispielsweise auf der Hochfläche des „Seeland“ zwischen Prags und Schluderbach, ziehen sich jetzt kahle Hänge hin. Wäre der Bannwald nicht am Dürensee, sie hätten auch dort die Stämme niedergeschlagen, und die Straße läge einen Theil des Winters hindurch stets unter haushohen Lawinen begraben.

Die größte Thätigkeit im Holzverschleppen entwickelt sich gegen Ende des Frühjahres. Im Mai-Monat oder Anfangs Juni wird das Holz zu Ampezzo von den wälschen Händlern „gemessen“ und dann theilweise auf dem Wasserwege in die italienischen Niederungen hinab befördert, woselbst es zu Longarone der große Holzrechen auffängt.

Wer, wie der Verfasser, das Pusterthal zu verschiedenen Jahreszeiten und oftmals bereist hat, der kann sich nicht genug wundern über diese endlosen Reihen von „Mussel“-Wagen, denen er begegnet. Und doch ist es, nach den Angaben Sachverständiger, heutzutage gar nichts mehr mit dem Holz nach Italien Hinabschleppen. Vor zwanzig und noch mehr Jahren, sagen sie, hätte man den Verkehr der Mussel-Wagen auf dieser Straße sehen sollen. Woher in aller Welt kommen diese zahllosen Stämme? Seit Jahrzehnten werden Tausende von Pferden in Bewegung gesetzt, um die „Dächer“ unseres Bergbodens fortzuführen. Da mag man freilich die vielen kahlen Berghalden und die Klagen über Muhrbrüche und verheerende Wasser begreifen. Vom Nachpflanzen ist wenig die Rede, und das Treiben der Schacherer nimmt seinen Fortgang, als ob nirgendwo ein

Forst-Gesetz geschrieben stünde. Ueberal sägen und hauen die Knechte und Handlanger des vielberufenen „Hauses Lazzaris“ zu Perarollo in unseren Wäldern, und wären jene bosnische Agas statt fremde Kaufleute, sie könnten nicht ungehinderter auf diesen Gründen schalten.

Die Schlitten und Karren, sowie die durch Ketten auf einem Wagen zusammengebundenen Stämme sind Schaustücke, welche, je nach Winters- oder Sommerszeit, der Reisende das ganze Jahr über im Pusterthale findet. Die Zukunft wird diesen „Verkehr“ verwünschen, und erst, wenn das Land so verheert und herabgekommen sein wird, wie so viele Thäler Italiens, mögen den Leuten die Augen aufgehen über die Vortheile, die mit dem Golde für „musseli“ und squadrati“ dem Lande zu Theil geworden sind.

Von den gequälten Lastthieren der Straße wendet sich der Blick gern zu jenen glücklicheren Pferden, welche den Sommer im frischen Gras der Almenweiden zubringen dürfen. In der That senden viele Bauern die Insassen ihres Pferdestalles während der warmen Monate in's Gebirge hinauf — denn diese Zeit nimmt ihre Arbeit weniger in Anspruch, und es fordert auch die Nothwendigkeit, daß die Thiere sich von den Anstrengungen des winterlichen Schlittweges erholen und für neue kräftigen. Wer auf die Almen steigt, der bemerkt sie oft mit Lust, wie sie fern von Staub, Schweiß und Peitschenhieben im Schatten der Lärchen grasen oder sich auf den bethauten Auen wälzen.

Am lustigsten aber ist es in den Hochthälern zur Zeit der Heu-Ernte. Dieselbe ist den Aelplern wichtiger

als den Bewohnern milderer Himmelsstriche die Getreide-, Wein- oder Oel-Ernte, weil ihr Erträgniß während des langen Hochgebirg-Winters vom October bis zum Mai die Thiere in den Ställen ernähren und damit ihnen die einzigen Einnahmsquellen sichern muß.

Mit dem Dufte, welchen das gemähte Gras von den Angern her weit und breit im Thale ausströmt, läßt sich kein anderer Wohlgeruch vergleichen. Dazu gehören jene prächtigen, farbensatten, kupferdunklen Haufenwolken am lauen Sommerhimmel, der Abend, welcher an Wärme dem Mittag nicht nachsteht, das Plätschern der Bäche durch die Legföhren-Aue, welche den grasigen Anger begrenzt, der Anblick der endlosen Heuhaufen, das freudige Aussehen der Männer und Dirnen, welche dem hoch beladenen Wagen zueilen, die Kinder, welche sich im aufgeschichteten Heu herumtreiben. Wie man bei Anlage von Wegen auf dem Gebirge vorzüglich darauf schaut, daß sie von Rindern und Schafen begangen werden können, so denkt man bei dem, was die Erde hervorbringt, zunächst an die Nahrung der vierbeinigen Hausgenossen. Das bringt die Natur der Dinge mit sich.

Vor Zeiten hatte die Pusterthaler Hauptstraße eine Bedeutung, welche sich gegen die Zeit nach Eröffnung der Brennerbahn so verhält, wie hinwiederum diese gegen die heutige Verödung, wo die Locomotive das Land vom Lienzer Becken bis zu den Schluchten der Franzensfeste durcheilt.

Ein großer Theil des Verkehres zwischen dem Südwesten Deutschlands und dem adriatischen Meere schlug früher die Richtung über den Brenner und das Pusterthal ein.

Bayerische und württembergische Fuhrleute waren in den Herbergen so bekannte Gäste, wie heute die wälschen Holzhändler. Zeugen jener Herrlichkeit sind noch die stattlichen Wirthshäuser an der Heerstraße, deren man im ganzen Thale eine so große Anzahl findet, wie längs der Brennerstraße und anderen großen Straßen des Landes. Zu St. Lorenzen bei Bruneck stehen die Herbergen da wie in Matrei oder Sterzing — allein die Aehnlichkeit wird sich bald auch auf die Oede in ihren Räumen erstrecken. Bis heute indessen wird das Thal mit Recht unter die wirthlichsten Gegenden von Tirol gezählt, und besonders die Etschländer besuchen es nicht nur wegen seiner heilsamen Quellen und frischen Lüfte, sondern auch des gröberen Genusses der Speisen wegen, die ihnen freilich besser munden mögen, als die Fett-Tümpel, aus welchen sie daheim die schwimmenden Fleischstücke und Anderes hervorzuziehen gewohnt sind. Man muß die Bozener beispielsweise zu Maistadt oder Prags beim Essen gesehen haben, um ihre Begeisterung für „Pusterthal“ zu würdigen.

Was das Volk links und rechts von der Straße anbelangt, so verspürt es bis jetzt wenig von den „vergifteten Winden“, welche den geräuschvollen Verkehr der Länder zu begleiten pflegen. Meine freundlichen Leser werden das je nach den Meinungen, die sie sich allmälig über Welt und Menschen gebildet haben, entweder in günstigem oder ungünstigem Sinne deuten. Ich will nur sagen, daß der klerikale Bauernstiefel hier zu Lande noch immer Alles niedertritt, was ihm im Wege liegt.

In dieser Beziehung unterscheidet sich Pusterthal sehr von Unter-Innthal, mit welchem es sonst in mehr als einer Hinsicht Aehnlichkeit aufzuweisen hätte. Zwar erreicht die Correctheit tirolischer Gesinnung noch lange nicht die von Kaltern beispielsweise, wo die Frömmigkeit des Ortsvorstandes selbst zur Faschingszeit jeglichen Tanz verbietet, dagegen wird man an manchem Orte, wie Olang, Toblach u. s. w., nur wenige liberale räudige Schafe ausfindig zu machen im Stande sein.

Das Volk ist gutmüthig, wodurch es vor den tirolischen Brüdern im Nordosten des Landes, in deren Adern bajuwarisches Blut fließt, augenscheinlich eine Eigenschaft voraus hat, die vornehmlich der Fremde zu schätzen weiß. Aber wie die Lärchenmotte an den schönsten Nadelwäldern des Thales zehrt, so das herrschende „System“ der Verdummung am kraftvollen Volke. Der christlichen Civilisation ist es gelungen, ein Lebensbild zu entfalten, in welchem vollständige Unkenntniß von Ackerbau und den damit zusammenhängenden Verbesserungen von Grund und Boden, Schnaps, Wallfahrten und Jesuiten-Missionen die auffallendsten Umrisse bilden.

In dieser Hinsicht erinnert Pusterthal vielfach an das unwirthliche Ober-Innthal und die Thäler in der Nähe des Arlberges. Die „verdammten heidnischen Schulbücher“, die „lutherischen Gesetze“ und dergleichen stimmen gut zu der öffentlichen Meinung jener famosen Gemeinde, welche gegen die beabsichtigte Anschaffung zweier neuen Globen für die Schule in ihrer Herzensangst als gegen den drohenden Gräuel eines „neuen Glaubens“ eiferte.

Diese wenig erfreulichen Erfahrungen hindern uns nicht, auch die Landschaft der breiten Thalsohle, welche im Uebrigen als langweilig mit Unrecht verrufen ist, nach Herzenslust zu genießen.

Dort droben auf dem Toblacher Hange steht ein Haus, welches der Verpflegung armer Menschen gewidmet ist. Die Geschichte dieser menschenfreundlichen Anstalt ist eine seltsame.

Eines Tages fand eine Frau, welche durch das Legföhren-Gestrüpp am Dürensee unter den Abhängen des Monte Pian dahinging, ein wenige Wochen altes Kind, das mitten im Stockholz (so nennt man die verkrüppelten Föhren) lag. Die mitleidige Frau nahm den Findling mit sich nach Höhlenstein, woselbst er erzogen wurde und später in der Taufe den Namen Stockholzer empfing, weil sich niemals Jemand meldete, der nach dem Kinde gefragt hätte.

Aus Stockholzer wurde ein tüchtiger Holzschnitzer und späterhin ein wackerer Bildhauer. Als solcher gelangte er in Wien zu ansehnlicher Wohlhabenheit, die er theilweise auf eine thatkräftige Aeußerung seiner Dankbarkeit gegen die Gemeinde, in welcher er erzogen worden war, verwandte. So entstand dort oben das „Spital“ zu Wahlen, die Stiftung des Findlings im „Stockholz“ des rauhen Hochthales. Auch im Garten des Posthauses zu Höhlenstein steht eine Statue des heiligen Johann von Nepomuk, ein Geschenk des Findlings. —

Bei Niederdorf, einem beliebten Sommerfrischorte der Etschländer, hat der Holzschacher eines seiner Emporien errichtet. Auf der Aue vor dem Dorfe ver-

künden Tafeln die Lagerplätze für „musseli“ und „squadrati“ — jahraus, jahrein liegen da unbehauene und in viereckige Form gebrachte Stämme auf dem kurzgrasigen Boden, bevor sie ihre Wanderung nach den Thälern des Venediger Gebietes antreten.

Und in der Schuttebene, durch welche der Pragser Bach zur Rienz hervortritt, arbeiten die Sägen und so fort und fort den ganzen Lauf des Flusses hinab bis zur Franzensfeste, von wo der Dampfwagen die Bretter in das entwaldete Italien hinabführt.

Auf eben diesen Auen bemerkt man auch sehr häufig Lagerplätze der Italiener, welche, aus ihren venetianischen Bergen kommend, hier Rast halten und dann weiter gehen, um irgendwo auf deutscher Erde Arbeit zu suchen. Wie mager und abgehärmt sehen diese Männer und Weiber aus! Selbst Kinder, Knaben von noch nicht fünfzehn Jahren, die ganz allein in die Welt hinausgingen, um einen spärlichen Unterhalt zu finden, habe ich da nicht selten angetroffen, wie sie sich ihre vom Gehen wunden Füße in den Bach hielten, oder irgendwo im Schatten einer Erle die harte Polenta verzehrten, die sie in der Tasche mit sich trugen.

Die Straße wird zur Rechten vom sonnseitigen, zur Linken von den Auen und Höhen begrenzt, welche sich zum schattseitigen Gebirge erheben. Es fehlt nicht an Erlen längs des Rienz-Flusses, an wallenden Saatfeldern, an Rosenhecken im Buschwerk und auch an anmuthigen Lärchengruppen auf dem Thonschiefer-Gebirge der Schattseite — aber im Allgemeinen vermag die Landschaft, auch wenn man die grauen Zacken um den Pragser

See in das Bild mit hinein zieht, sich in keiner Weise mit der wechselnden Scenerie der Seitenthäler zu messen. Wohl bieten die Hänge und Schluchten, an welchen hin weiter über Welsberg hinaus die Eisenbahn vorüber fährt, bemerkenswerthe Anblicke, vor welchen mancher Maler versucht sein könnte, sich niederzulassen: den grünen Fluß mit seinen Ufern, die gelben Königskerzen und die dunklen Fichten daran, die tiefgrünen, steilen Wiesenhänge und den Lärchenwald oben, von dessen Rand der Schienenweg so viele Stämme weggenommen hat, die in wirren Haufen neben dem noch lockeren Damm liegen.

Nicht minder wird man auch weiter gegen Westen hie und da der Landschaft unleugbare Reize abgewinnen. Die Mündung des Tauferser Thales bei Bruneck z. B. gibt dem weiten Rund der Berge wieder ein völlig anderes Aussehen, als der beschränktere Gesichtskreis des oberen Thales. Prächtig fallen bei Uttenheim zwischen Sand und Bruneck die zackigen Enneberger Kofel in die Augen. Und die Einzelnheiten der menschlichen Wohnungen und ihrer nächsten Umgebung haben mitunter den Anschein, als seien sie geradezu für die Maler gemacht, welche im Gebirge herumwandern und sich Studienblätter zusammensuchen. Ein Standort für solche wäre beispielsweise das „Gasthaus zur Platte", welches hoch über der Niederung am Eingange des Rainthales neben den stäubenden Wassern steht. Von dort könnten sie alle Tage den Riesen-Regenbogen des großen Falles betrachten, durch dessen Wölbung der weiße Schaum sich hindurchwälzt, und der mit seinen

Enden Fichten und Steinblöcke in siebenfarbigem Feuer glühen läßt. Auch die braunen Hütten unter den Ahornen, die Häuser an den steilen Wänden, rings vom Wasser umrieselt, mit den rothen Kreuz-Bildern, den feurigen Bohnenblüthen, den Getreidegarben auf jähem Hang, die Erlenauen auf dem Thongrund der blauen Wasser in der Tiefe, die moosbedeckten Heiligen an den mit Vergißmeinnicht bedeckten Tümpeln, die kleinfruchtigen Kirschbäume, die allgegenwärtigen Bäche, die am Gletscherstrom weidenden Pferde, die Bewegungen der grauen, schlammigen Eiswogen, der magische, feurige Erdrauch ferner Dolomite am brodelnden Sommerabend: das möchte wohl die Maler manchen Tag auf der „Platte“ festhalten, wenn sie nur etwas von dieser merkwürdigen Stelle wüßten, oder ihnen die Reisehandbücher, von deren Verfassern freilich nicht alle in's Rainthal hinaufgestiegen sein werden, etwas davon erzählen möchten.

Noch schöner wäre es allerdings drinnen im erhabenen Rainthal selbst, beim Wirth Georg Auer zum Untersamer. Da entfaltet sich die Pracht der Gletscherwelt, und nirgends am ganzen Südabhang der Tauern — das G'schlöß ausgenommen — möchte sich irgend ein Thalboden mit dem von St. Wolfgang und dem dort einmündenden Bachern-Thal vergleichen können.

Wie der schwarze Paläurus-Strauch mit seinen Dornen überall die Felsen der Ostküste des Adria in Wülsten überwuchert, so erheben sich hier unabsehbar an den Halden Alles zudeckend die roth prunkenden Alpenrosen. Und vom Wildgall und Hochgall und Schnee-

noch ragen sie herab in die grüne Tiefe — nicht nur die blauen Ferner mit ihrem Eis, sondern auch kühn geschwungene Wasserstürze. Sie fließen unter jener Decke hervor und schließen den unteren Gesichtskreis mit ihren Bändern. Ueber ihnen aber glänzt es Morgens und Abends, als ob die Erbärmlichkeit der Erde nur eine Fabel wäre, und als ob nicht die Bauern des Rainthales, sondern Geister in der Nähe wohnten. Niemals wird man den Anblick dieses Thales beim Untergang der Sonne vergessen können. Nicht einmal das Rauschen jener fernen, still unter den Eiswänden hinabhängenden Stürze dringt an unser Ohr, und noch weniger vernehmen wir das Schwirren des Windes, in welchem dort oben die rothen Wolken an den Gipfeln leise vorüber wandeln. —

Im Thale, das gar manchmal, wie die Unglücks-tafeln verkünden, der „Wasserauflauf“ der Gletscher arg verwüstet hat, gedeiht der schwedische Weizen auf einer Höhe von fünftausend Fuß über dem Meere. Mitten in manchem dieser kleinen Felder befindet sich eine Anpflanzung von Mohn, mit dessen Samen sich die armen Aelpler ihre Kuchen und Krapfen würzen. Weiter drunten im Walde, gegen die „Platte“ hin, durch welchen der Eisstrom in ununterbrochenen Schnellen und Fällen, stets in Schaum verwandelt, sich dahin wälzt, sieht man hie und da einen brenzeligen Kohlenmeiler, mit frischen Zweigen zugedeckt. Da möchte man wieder den Pinsel zur Hand nehmen können und den weißgrauen Strom malen, den Schwall unter der Sägemühle, die von einer verlaufenen Hochfluth umgestürzte Unglückstafel, die in

den Farrenkräutern liegt, das Dunkel der engen Schlucht, die Erdbeeren am nassen Felsen, die hochrothen Setum-Blüthen und die Nester der Wald-Wespen auf und unter seinen schützenden Vorsprüngen. Freilich wäre damit noch lange nicht der ganze Eindruck gegeben — denn dazu gehört noch der kühle Hauch aus dem Wasser und sein Donner, der es uns gewiß überhören ließe, wenn die Wände links und rechts zusammenstürzten. In's Rainthal also gehören die Maler. —

Die alte Veste Taufers wird, Dank dem Cultus, den der Durchschnitts-Mensch mit „Ritterburgen" und derartigem Gemäuer zu treiben niemals ermüdet, schon viel häufiger heimgesucht. Bauern hausen in den Trümmern, und aus den Fenstern sieht man über die Baumwipfel auf die Südabdachung der Zillerthaler Gletscher. — —

Auch noch weiter westlich, jenseits der Mühlbacher Klause, dort wo im Thale schon die edle Kastanie und die Rebe auftauchen, wird der Fremdling an mancher Stelle gern verweilen.

Am rechten Ufer der Rienz zieht sich gerade über Mühlbach ein steiniger Weg zu der hochgelegenen Kirche von Meransen, in welcher drei heilige Jungfrauen, Aubet, Kubet und Gure, verehrt werden. Zahlreiche Tafeln auf dem mühseligen Pilgerpfade erzählen von ihrem wunderthätigen Wirken. Mancher Schweißtropfen mag von den Gesichtern der Wallfahrer die Steine netzen, bevor sie die weitschauende Höhe erreichen.

Solche Ansiedelungen wie Meransen gibt es nur in Tirol. Während unten im Thale Staubsäulen in die

schwüle Luft steigen, kühlt dort oben im Dorfe ein erquickender Wind auch die Hitze des Hochsommers. Der Wanderer geht noch zwischen Saatfeldern, aber sein Auge schaut weit wie von einer hohen Kuppe auf die fernen Berge um Bozen und Innichen. Aus der Tiefe summen die Glocken der Dörfer herauf.

Ein anderer Steig, der noch viel steiler ist, führt aus dem Thale Vals zum Heiligthume der drei Jungfrauen. Unten im Valser Thale am Anfange des Steiges steht ein Badgebäude am Bergstrom, der zwischen Granitblöcken rauscht. Dieses Bad wird im heißen Sommer viel besucht, denn es ist ein frisches Wohnen in der waldigen Schlucht, welche von den Winden, die von den Fernern beim Wildsee herkommen, gekühlt wird.

Weiter drinnen im Valser Thale breitet sich das Dorf mit seinem rothen, spitzigen Kirchthurm über die grüne Hochfläche aus. Wenn sich der Fremdling dort im anmuthigen Wirthshause bei „Krapflach“ und Bozener Wein erholt hat, so mag er sich's überlegen, wohin er den Wanderstab weiter tragen will: über das Joch hinüber nach Mauls an der Brennerstraße, oder in den rauhen Hintergrund des Thales, wo ein See am Fuße der Gletscher eingebettet liegt, deren weiße Säume ihm schon bisher auf seinem Gange nicht aus den Augen gekommen sind.

Fünftes Capitel.

Höhlenstein.

Es sind noch nicht vierzig Jahre her, daß man mehr von „Haiden“ als von „Ampezzo“ sprach, und auch bis heute gebrauchen viele alte Pusterthaler das deutsche Wort, welches Jahrhunderte lang galt, bis die aus Venetien vordringende Verwälschung jenes andere Wort nach und nach im Gebrauche fast allgemein machte. Wir bleiben nichtsdestoweniger bei der alten Bezeichnung „Haiden“ stehen — denn die „Ampezzaner“ sind Pusterthaler wie die Anderen, und daß die meisten von ihnen wälsch reden gelernt haben, hat an den Köpfen, den Anlagen, dem inwendigen und äußeren Menschen der Leute „auf der Haid“ wenig verändert.

Versetzen wir uns nunmehr in die Nähe von Höhlenstein, dem einsamen Posthause, welches — etwa in gleicher Höhe wie der Brenner-Uebergang über dem Meere gelegen — die Einsamkeit der Haidener Straße plötzlich unterbricht, wenn sich der Wanderer der erhabenen Wildniß nähert, die sich um die Abstürze des Monte Pian, des Piz Popena und des Cristall-Berges hinzieht.

Vor mehr als sechzig Jahren berührte die Straße hinter Höllenstein, dort, wo sie sich am Dürensee vorbei zu winden hat, das östliche Ufer dieser grasgrünen Wasserfläche, welche die Thalmulde zwischen den steilen Wänden des Dürenstein und des Monte Piano so aus-

füllt, daß zu allen Zeiten nur gar wenig Raum für einen Pfad gegeben war.

Heute geht die Straße am westlichen Gestade des Sees und theilweise sogar auf einem Damm, welchen man durch das seichte Gewässer bauen mußte, weil die Wände dort überhängen. Der Wanderer, der hier geht, hat keine Ahnung davon, wie wunderbar dort drüben, dort, wo die alte Straße das Nordende des Seebeckens erreichte, der Gletscher des Monte Cristallo durch die Wipfel der Lärchen und Fichten schaut und sich im See abspiegelt, dessen Farbe fast die des umgebenden Forstes ist.

Wäre dem anders, so würden die Reisenden sicherlich außerhalb des Posthauses von Höhlenstein die neue Straße verlassen und ihre Schritte dem, nunmehr grasbewachsenen, alten Wege zulenken.

Für letzteren fanden Diejenigen, welche ihn seinerzeit anlegten, knapp noch Raum an den Hängen des Monte Piano. Heute sind die Ränder des verlassenen Weges mit Wald bewachsen, und die Legföhren (das „Sperchenholz") haben sich sogar auf den großen Felsblöcken angesiedelt, welche, vom Berge über den Weg herabgerollt, nunmehr als Inseln aus dem See ragen.

Im Wasser aber erblickt man das flimmernde umgekehrte Bild des „Cristallo"-Gletschers, ein buntes, märchenhaftes Gebirge, welches in unendliche Tiefen reichen will.

An heißen Mittagen hüllt oft ein blau-bräunlicher Duft den hohen Eisberg wie die spiegelnde Fläche ein, so daß Alles ein wunderliches Bild scheint, welches

man durch ein absonderlich gefärbtes Milchglas betrachtet.

Zwischen dem See und der Höhlensteiner Post (zur Zeit des Saumweges einem alten Tauernhause, heute vielleicht dem angenehmsten Wirthshause in ganz Tirol) erstreckt sich ein Wald — Föhren, Lärchen und Legföhren, welch letzteren aber dieser Name mit Unrecht zukommt. Denn, obgleich der unterste Theil ihrer gekrümmten Stämme sich einige Spannen weit hart über den Boden hinlegt, so erheben sie sich dennoch weiterhin so, daß sie mehrere Klafter über die Erde emporragen und einen Menschen, welcher zwischen ihnen dahingeht, so gut verbergen, als ein dichter Urwald. In Wirklichkeit gleichen sie ungeheueren, auf dem Boden aufliegenden Arm- oder Kronleuchtern, insbesondere des Morgens, wenn die Sonne, die aus dem engen Rienz-Thale hervorbricht, die Thautropfen, welche an den mächtigen Candelabern hängen, mit ihrer siebenfarbigen Pracht entzündet.

In diesen Wald hinein hat die „schwarze Rienz", welche aus besagter enger Schlucht vom Fußgestelle der „Drei Zinnen" hervorbricht, ein hoch aufgehäuftes Schotterbett hereingetragen, in dessen Mitte das Flüßlein, zu vielen Wasseradern verästelt, plätschernd sich zum Dürensee hinein windet.

Dieses Schotterbett ist weiß wie der Schnee in den Schluchten des Crystall-Berges oder die kleinen Büschel von eiförmigem Cerastium, die sich zwischen seinen größeren Steinen auf manchem Sandhügel angesiedelt haben.

Das Thal der schwarzen Rienz bis zum hohen Lavaredosattel hinauf gewährt einen merkwürdigen

Einblick in die bedeutendsten Erscheinungen der Dolomit-Welt, die Formen ihres Pflanzenwuchses und ihrer Bodengestaltung.

Die Fichten am Eingang sind zur Zeit des Hochsommers meist absonderlich geziert, in der Weise, wie wir uns manchen Stamm des tropischen Urwaldes mit buntblüthigen Lianen bedeckt denken. Es ist, als wollte die Natur den Brauch unseres Volks, zur Sonnenwende des Winters Bäume zu schmücken, in anmuthigerer Weise zur Zeit der Sommer-Sonnenwende nachahmen.

Ueberall schauen von den Fichtenzweigen die blauen Glocken der alpinen Atragene herab, während um die wasserbespülten Blöcke zu ihren Füßen die orangefarbenen Sterne der goldenen Crepis als ergänzender Schmuck glänzen. Manche Blöcke scheinen wahrhafte Blumenkörbe, wie sie in städtischen Sälen aufgehängt schweben, und von der feurigen Pracht der Alpenrosen bis zum weißen Schimmer mancher hyacinthengleich duftenden Orchis keimt ein Flor, wie ihn die Hand des Gärtners nicht wirksamer zusammen zu stellen vermag.

Freilich ist alle diese Pracht im engen Thale stets von zeitweiliger Vernichtung bedroht, denn wo nicht aufgefurchtes, nacktes Erdreich einen ständigen Lawinengang andeutet, reichen gar häufig jene, dem Dolomit-Gebirge eigenthümlichen Riesen-Geröllströme herab oder liegen oben lose gewaltige Blöcke zur Versendung thalwärts bereit. Noch im August-Monat überwölbt manche Lawine den glasklaren Rienzbach, und ihre Wölbung überlagern Schuttrümmer, welche sie mit sich von den zerrissenen Graten herabgerollt hat. Auf solchen Geröll-

halden, über welche sich Lawinen zur Tiefe gewälzt haben, ist dennoch nicht alles Pflanzenleben erstorben — denn man bemerkt hie und da eine winzige Legföhre ihre balligen Zweige aus dem dürren Gestein, wie in Erstickung nach Hilfe schreiend, gar kläglich hervorstrecken.

Die hocharmigen Legföhren, die draußen in Brillantfunken glänzen, erscheinen im Schatten der Schlucht vom Thau graufarben wie mit Spinnweben überzogen — so ist die magische Isis, mit demselben Stoffe bewirkt sie Phantome und Gestaltungen, die sich unterscheiden wie Leben und Tod, wie Fülle und Oede.

Einen besonderen Zug dieses Gemäldes stellen die Kiefern mit rothgelben Aesten dar, die letzten Bäume, bevor das winterliche Reich der Zirben anhebt.

Von Westen her schimmert in dieses Thal manchmal die „Rothe Wand“ herein, welche ob ihrer blutrothen Abstürze auch von den Wälschen den Namen „La Crepa Rossa“ erhalten hat. An Wirksamkeit gewinnt der Anblick dieses Bergungethümes*) nicht wenig, wenn einer seiner unteren Theile von Nebeln versteckt wird und man plötzlich hoch in den Lüften, scheinbar auf einer Wolke schwebend, eine rothe Felsmasse erblickt. Dabei wird leicht das Auge verwirrt und durch die Bewegung der tragenden Wolken entsteht die absonderliche Täuschung, als wenn sich das Stück selbst, einem Meteore ähnlich, durch den Himmel hin bewegte.

Bald aber lenken die „Drei Zinnen“, der am meisten phantastisch aufgebaute Berg aller südlichen Dolomite, ausschließlich die Aufmerksamkeit auf sich.

*) Zum ersten Male 1870 von Tuckett erstiegen.

Ihre „Kamine“, die Verwitterungsfurchen, sind theilweise mit Schnee verstopft, und zwischen ihren Zähnen und Sägen schleichen die Nebel herum. Es ist dort oben ein grauer Wintertag, während der Wanderer im Rienzboden rings vom bunten, heißen Sommer umgeben wird. Manchmal hüllt sie der Nebel schier völlig ein, und dann gleichen sie, matt durch ihn hindurchscheinend, einem jener rothbraunen Wolkenklumpen, welchen die Tiroler-Bauern die schlimmste „Wetterlichten“ und drohenden Hagel zuschreiben.

Höchst wunderbar aber muß dem Neuling im Hochgebirge jene Region erscheinen, in welcher der Baumwuchs im Kampfe gegen die Stürme und den Winter schon nahezu unterliegt.

Es ist das die Region der äußersten und höchsten Zirben.

Dort oben, wo die Mauern der Thürme, welche man die „Drei Zinnen“ nennt, zu einem stets in kalter Feuchtigkeit triefenden, kurzgrasigen Anger abfallen — etwa fünfzehnhundert oder zweitausend Fuß unter den verschneiten Klüften, zu welchen ihre Spitzen und Plattformen auseinander gespalten sind — bemerkt man die noch aufrechten Leichen solcher Zirben — kahle, todtgraue erbleichte Pfähle, die mit ihren langen Armen wie Unholde im Nebel stehen. Dazwischen liegen hohle Riesenstämme, die vielleicht ein halbes Jahrtausend und noch länger dort oben grünten, nunmehr umgeknickt, und der erste Blick erkennt die Höhlung, welche die langen Kämpfe gegen das Hochwetter in ihr Inneres eingenagt haben. Mancher Stamm liegt auch zerschlitzt über einem tief

eingefurchten Rinnsal und überbrückt es gleichwie die Lawinen über und unter ihm.

Diese stehen gleich Mastbäumen, ohne Zweige, nahe an der schneetriefenden Wand, in jenen der umgestürzten erblickt man die Schwärze, vom Feuer des Blitzes erzeugt, der sie gefällt hat. Der Stumpf, der noch in der Erde steckt, ist ausgebrannt, als wenn in ihm die Hirten einmal Flammen angefacht hätten.

Manche Zirbe lebt noch, aber ihre winzigen Zweige und die schiefe Stellung, in welcher sie sich so weit zur Erde neigt, daß man ihrem völligen Sturze mit der nächsten Windsbraut oder dem nächsten Schneedruck entgegen sieht, beweist den hoffnungslosen Kampf, den sie gegen die Wuth der Lüfte da oben führt.

Von Jahr zu Jahr rückt die „Holzgrenze“ weiter herab — eine Erscheinung, welche die ausrodende Hand des Menschen verschuldet, welcher die Stämme fällt und damit den unteren den Schutz raubt, welchen die oberen geboten haben, welcher mit seiner Verheerung Luft und Lebensbedingungen dieser Einsiedler gewaltsam verändert. So stellen die Arven (Zirben) dieser Höhe ein absonderliches Bild der Verheerung und des Kampfes dar. Von den morschen Bäumen an, deren mulden-förmig ausgehöhlte Stämme Brücken über die Bäche in der Tiefe bilden, über deren Felsufer sie ein Sturm hingeschleudert hat, bis zu denen, welche zerfetzt und verwittert zwischen den weißen Flecken stehen, welche die Nähe der Schneegrenze bezeichnen, ist es eine mannigfach gestaltete Abstufung von Baumgruppen, deren Stämme

in der verschiedensten Weise auf Kampf und Verheerung hinweisen.

Die wilde Thätigkeit der Lawinen machen sich die Holzknechte zu Nutz, welche das graubraune Geäst und das morsche Flechtwerk von Zweigen, das dieselben mit sich von den halb erstorbenen Baumschlägen der Höhe herabgerissen haben, mühelos in der Tiefe sammeln. Die Lawine hat ihnen die Nothwendigkeit abgenommen, selbst mit Beil und Hacke zu ihnen hinaufzusteigen. —

Sechstes Capitel.

Winter und Sommer unter den „Drei Zinnen".

Im hohen Winter sind die Blöcke mit den gelben Moosen wie die niederliegenden Azaleen verschwunden, und wenn der Sommer den vergangenen Winter nur durch manchen schwarzen Lawinenrest verrieth, so hat jener gar kein Denkzeichen an die vergangene lichtvolle Zeit aufzuweisen.

Selbst die Predigt des „wilden Pfarrers", welcher sich drüben an den Wänden der „Hohen Geißel" (Crepa Rossa) vernehmen läßt, ist verstummt. Man vernimmt dort nicht selten das Prasseln der Steine, welche der Wind von den Felshängen loslöst, und das Pfeifen des Sturmes in den verwitterten Klüften, welches dem

schrillen Tone einer hohen Singstimme gleicht. Das Bergvolk ist geneigt, solche Erscheinungen in abergläubischer Weise zu deuten, und schreibt die Töne dem „wilden Pfarrer“ zu, einem gespenstischen Manne, welcher unsichtbar über die Trümmer hinschreitet, seine Geige spielt und die Stimme weithin durch die schauerlichen Schluchten erschallen läßt. Geht dort drüben wirklich ein Pfarrer umher, so sind es seltsame Predigten, welche er hält. Der gellende Ton, in welchem er spricht, und sein Wiederhall an den kahlen Hängen finden keine anderen Hörer als die Steinadler, welche sich über den Dolomit-Spitzen herumtreiben, und die Musik der Geige begleitet das Zerstörungswerk, welches Schnee und Wind seit vielen Jahrtausenden auch am harten Gestein aufführen, mit Accorden, die gut stimmen zu dem Anblick der zersägten Gipfel. Vielleicht predigt dieser Pfarrer nichts Anderes, als die Umwandlung der Dinge und ihre Vergänglichkeit. Im Winter schweigen aber auch die Gespenster gleich der erstarrten körperlichen Natur.

Von solcher Vergleichung, welche uns an den schier endlosen Winter dieser Hochthäler erinnert, wenden wir uns gerne wieder zum bunten Sommer und zu der Pracht, welche vielleicht nirgends in Tirol reicher sich entfaltet, als in den Thälern zwischen Eisak und Piave, jenen Thälern, aus welchen die Dolomite aufragen und das Melaphyr-Gestein seine gezackten Kämme erhebt.

Es sind schon oft die „Drei Zinnen“ geschildert worden, sicherlich die auffallendste aller Bergformen im Alpenlande. Nirgends sieht man dieselben besser, als von

jenem hohen Passe zwischen dem Thal der schwarzen Rienz und dem venetianischen Val Cengia (welch' letzteres den nördlichsten Ausläufer von Val Marson bildet), den die Deutschen Sandtebühel, die Wälschen Passporte nennen.

Ich gestehe meine Vorliebe für die südosttirolischen Gebirge ein und begründe sie durch das Märchenhafte ihrer Formen, durch die Buntheit ihrer Farben, nicht minder aber auch durch die dunkeln, sagenreichen Völker, die in ihnen hausen, die ladinischen Rhätier vor Allen, deren Enneberg und Gröden mit allen umliegenden Gebieten in der Welt der Einbildungskraft sich nicht minder hervorthut, als ihre aschfarbenen oder scharlachrothen, ihre schwarzen oder eisschillernden Mauern und Thürme durch Buntheit der Masse, aus welcher sie aufgebaut sind. Solche Gegensätze zwischen jenem grauenhaften Mosaik, den weißen Schutthalden am Fuße seiner Würfel, den Wasserflächen von der Farbe der Alpenrosenblätter, den Lärchenwäldern und den Geröllwüsten, in welche die Gipfel sich herab zerbröckeln, werden sicherlich nicht wieder gesehen.

Von allen Wundern, welche zerstörende Wasser an der aufgethürmten Erdkruste verrichtet haben, ist der gegenwärtige Anblick der „Drei Zinnen“ eines der am meisten überraschenden. Ich sage absichtlich, der gegenwärtige Anblick, weil eben jene Eigenschaft des Gesteins, der wir die zauberische Form des Berges verdanken, die Leichtigkeit des Zerbröckelns und Verwitterns fort und fort wirkt. Vor vielen Jahrtausenden war der Anblick des Ungethümes ein anderer als heute, und

heute unterscheidet er sich gar von dem, der er in abermals vielen tausend Jahren sein wird. Früher war es offenbar ein zusammenhängender Grat, eine steil emporgerichtete Wand, heute sind es drei theils cylinderförmige, theils spitzbogige Thürme, und in endloser Zukunft mag den Beschauer dort eine Reihe zuckerhutförmiger Nadeln, zusammenhängender Felsnadeln überraschen.

Es geht in Auronzo und Val Buona vielfach die Rede von Abgeschiedenen, deren Geister auf jenes Felseneiland gebannt sind, so daß schon der Aberglaube alltäglicher Menschen an die Absonderlichkeit des Drei-Berges mahnt. Wohl schaut er mit seinem Wolkenkranze auch ins Venediger Land seltsam genug hinab, und wer, von Auronzo nach der Casa San Marco gehend, bei der Oeffnung des Marson-Thales unerwartet und urplötzlich das Gebilde emportauchen gesehen hat, der reibt sich vielleicht die Augen, um den Trug zu verscheuchen, mit dem es ihm vermeintliche rothbraune Wetterwolken, spitzig übereinander gethürmt, angethan gemocht haben.

Von allen Standorten aus aber sind mir die Thürme nirgends ungeheuerlicher erschienen als von der Höhe des Sandtebühels aus, wenngleich dort seine Mauern kaum mehr als tausend Fuß über den Schutthaufen, auf welchem der Wanderer steht, empor ragen. Was dieselben an Höhe durch diesen Beobachtungsort einbüßen, gewinnt der allgemeine Eindruck durch die Schrecknisse der ringsum ausgebreiteten Felswüste überhaupt.

Man sieht dort freilich keine weißen Dome, wie etwa die Sonklar-Spitze im Stubaier Eismeere, nicht

den matten Mondscheinglanz der Ferner oder die weiten, himmelblauen Schlünde, von welchen die Schweifung der Gufferlinien begleitet wird: dort ist Alles nackter, triefender, nebelumwallter Fels.

Wie im Flockensturme der Schnee, hochaufgeweht, sich um den Stamm einer Bergtanne legt, so bedeckt unabsehbares Geröll weit hinauf das Fußgestell der Dolomite.

Aus einiger Entfernung betrachtet scheint der Geröllberg, der sich im Lauf der Jahrtausende um den noch feststehenden Theil der Mauern angelagert hat, aus gleichförmig weißen Trümmern zu bestehen. Schreitet man aber auf der jähen und morschen Halde, deren Oberfläche unter dem Tritte wie Brei nachgibt, selbst dahin, so endeckt man wohl, daß auch in diesen öden Revieren es nur für den oberflächlichen Betrachter ein starres Einerlei gibt.

Es fehlen auf der weißen schiefen Ebene weder Schneeflecke noch dunkel gefärbte Trümmer, weder die bunten Sterne hochgeborener Blüthen, noch kurzhalmiges Gras, neben eisigen Wasseradern angesiedelt, die allgegenwärtig als der angeschlagene Hauch des Nebels im Schutt rieseln. An mancher Stelle findet man selbst jene Galium-Pflanze*), auf deren Blättern ein scharfes Auge winzige Perlen entdeckt.

So ist also die Trümmerhalde keineswegs völlig mit dem wirren Schutt zu vergleichen, welchen die Kanonen von einer zerstörten Festungsmauer hinab in den

---

*) Galium margaritaceum, Kerner.

Graben schmettern, denn die zerstörende Natur hat der Ansiedelung buntfarbigen Lebens nicht gewehrt. Wohl ragen darüber die starren roth- und gelbbraunen Zinnen als scheinbares Sinnbild unbeweglichen Beharrens — aber eben der hohe Schuttberg, dessen zermalmte Trümmer ein neues Keimen nähren, zeigen die Zukunft, der auch jene anheimfallen werden. —

Eigenthümlich ist das Hirtenleben in jenen Thälern. Die wälschen Hüter, deren Heerde zum Theil weit aus dem südlichen Flachlande heraufgestiegen ist, ziehen mit ihr auf weiten Strecken umher, gleich den Nomaden der Wüste. Als Zelt dient ihnen eine der winzigen, aus lose über einander gelegten Steinblöcken aufgebauten Hütten, welche einem Mann, wenn es hoch kommt, zweien, Obdach gegen die nordische Luft dieser Höhen bieten. Und selbst hiezu muß noch die mit Asche bedeckte Feuerstelle mit in Anspruch genommen werden. Solche Hütten stehen gar viele im Gebirge herum. Der Wanderer betrachtet sie mit einer Empfindung, welche sich in mancher Hinsicht sehr von dem Vorgefühle unterscheidet, welches ihn draußen in den Nordalpen beim Anblick einer Sennhüte überkommt. Dort wünscht er sich jedenfalls die Anwesenheit eines Hirten in der Hütte, wenn es sich um die Gewinnung eines Nachtlagers handelt. Hier aber mag er froh sein, Niemanden anzutreffen, denn es ist kein Raum vorhanden für einen müden Ankömmling. Auch sind es selten Milchkühe, welche man da zwischen den Blöcken grasen sieht, sondern fast ausschließlich Ochsen und junge Rinder, so daß sich Niemand den Genuß der Milch erwar-

ten darf. Bei diesen wandernden Hirten findet man nur trockene Polenta. So führen sie ein mageres Leben dort oben, und wenn sie nicht mit ihrer Heerde beschäftigt sind, darf man sicher sein, sie bei dem knisternden Feuer anzutreffen, an welchem sie sich in ihrem Mauerwerk vor der Jochluft verwahren. Und selbst dieses Feuer ist ein Vergnügen, welches sie sich mit mancher Mühsal zu erkaufen haben, denn sie müssen die Zweiglein, von denen die dürftige Wärme ausstrahlt, oft von weit entlegenen Halden und Gründen herbeischleppen. Es sind zumeist die Aeste der Legföhren, entweder noch frisch, mit den harzigen Nadeln, oder dürres und durch den Schneedruck des Winters faul und morsch gewordenes Astholz derselben, welches da die Hütten mit seinem Qualm erfüllt und die Rauchsäule erzeugt, die, durch die „Thüre" aufsteigend, häufig das einzige Wahrzeichen ist, das dem Fremdling die Hütte verräth, die, aus Blöcken aufgebaut, im Gewirr der anderen Blöcke vom Auge nicht leicht unterschieden wird.

So leben jene dort oben trotz ihrer Wanderungen einförmige Tage. Die Stunde zeigt ihnen dieser oder jener Kofel an, über welchem gerade die Sonne steht, wenn es nicht ein messingener, mit einem Stäbchen versehener Ring ist, dessen Schatten als Uhr dient.

Mit Ausnahme der Heerden regt sich nichts in solchen Wildnissen als der Sturm und der „wilde Pfarrer", und es ist da in der That wenig Unterschied gegen den Winter zu sehen, in welchem statt der prasselnden Steine stäubende Schneeballen von den Wänden herabfallen, und es so still und kalt wird in den weißen

Einöden, daß man das Wiedererwachen sommerlichen Sprießens und Keimens sich nur durch die Erinnerung vorzustellen vermag.

Dort drüben in der Tiefe des Val Cengia gleicht die Welt nimmer dem Bilde, das wir im Allgemeinen bei allem unserem täglichen Treiben unbewußt von ihr im Kopfe herumtragen. Es ist, als wären wir in eine Landschaft des Mondes versetzt und befänden uns in der tiefen Mulde eines seiner Ringgebirge, nur daß der Ring hier zerschlitzt ist, und der Blick durch die Lücken zwischen den aufrecht stehenden Pfeilern des einstigen Walles auf die nahen oder fernen Trümmer und Säulen anderer eingestürzten Wände dringt.

Solche Bilder wiederholen sich freilich oft in den Dolomiten, aber mit dem Anblicke der „Drei Zinnen" von Sandtebühel aus vermag nicht einmal der vom Sella-Joch in Gröden gesehene Langkofel zu wetteifern. Unter den vielen Gedanken, welche den Beschauer überkommen, wird sich wohl meist auch die Frage einfinden: Wie hat es ein Mensch vermocht, auf den Gipfel dieser Zacken emporzuklimmen?

Die Antwort auf diese Frage ergibt sich bei genauer Betrachtung des Gesteines selbst. Die drei Zinnen sind auf die nämliche Weise wie andere, seit Jahrhunderten für unersteigbar erachtete Dolomit-Gipfel überwunden worden.

Es ist vor Allem die Zerklüftung der Wände, welche es dem Menschenfuß gestattet hat, sich zu der jähen Höhe emporzuarbeiten. Gewiß war die weite Kluft, welche dermalen eine der Zinnen von der andern trennt,

vor vielen Jahrtausenden auch nichts Anderes als eine der Spalten, die von den Dolomit-Erklimmern Kamine genannt werden und in Wirklichkeit das erste auffallende Zeichen der Zerstörung sind, welche Wärme und Kälte, Wasser und Eis an diesen Mauern vollbringen. Dem verwegenen König der Dolomite, dessen Name schon weiter oben von uns angeführt wurde, waren nun diese Kamine oder trockenen Klammen vorzugsweise die Pfade, auf welchen er empor drang.

Was nun diese Kamine anbelangt, so begreift es sich, daß ihre Entstehung keine plötzliche, sondern eine allmälige ist, daß die Zerklüftung auch nicht stehen bleibt, sondern fortschreitet, und daß in Folge dessen, ihre Seitenwände aus brüchigem Gesteine bestehen, welches gelockert herabstürzt, so oft irgend eine Gewalt an ihm rüttelt. Diese Gewalt braucht nicht eben der Tritt des Menschen zu sein, der sich in die eisige Röhre hineinwagt. Es genügt, wie man aus Grohmann's Berichten vielfältig entnimmt, die Wärme, welche die Eistheilchen um die gelockerten Steine herum aufthaut, ja selbst der Wind, der durch die Zacken hinfegt, um das Geröll durch den Kamin hageln zu lassen. So werden uns die Mittheilungen jenes Mannes, wie in so manch anderer auch in dieser Beziehung werthvoll, indem sie uns einen klaren Blick in den Vorgang gewähren, welcher die Berge zerstört. Die Unternehmungen jener Männer gehen also weit über die einfache Bedeutung von Berichten über waghalsige Abenteuer hinaus, welche ihnen oberflächliche Betrachtung beilegen möchte.

Die Kamine mit ihren herabjagenden Steinen,

ihrer eisigen Luft und ihrem gefrorenen Boden reichen indessen nicht aus, um die Hochgipfel der Dolomite zu erreichen. Wohl ziehen sie sich mitunter geraume Strecken, die Wand durchklüftend, hinauf, aber irgendwo nehmen sie doch ein Ende.

Hat sich nun der Erklimmer häufig nach Art eines Schornsteinfegers, mit Zuhilfenahme der Kniee und Ellenbogen, zum Ende der Klamm hinauf gearbeitet, so muß er es, bis sich wieder irgend wo im Gewänd die Gnadenpforte einer solchen Kluft öffnet, mit sogenannten Felsbändern versuchen. Dieses sind mehr oder weniger schmale Absätze, welche sehr häufig den geradlinigen Absturz der Wand unterbrechen und dem Fuße Desjenigen, welcher vor Schwindel-Anwandlungen vollkommen sicher ist, mitunter das Fortkommen auf langen Strecken hin ermöglichen.

So gelangte beispielsweise Grohmann auf einem breiten, mit Schutt belegten Streifen an den Wänden der Dreischusterspitze vorbei und fand auf ihm den Zugang zu einer Klamme, die mitten „in das felsige Herz des Schusters hinein führte“.

Ebenso ging es ihm bei Besteigung des Langkofel, bei welcher er zwischen zwei Rauchfängen eine lange Strecke gefahrlos an Wänden hinzugehen vermochte, welche, von den gegenüber liegenden Bergen aus gesehen, als vollständig unnahbar galten.

Auch über die Ersteigung der „Drei Zinnen“ spricht sich der Alpenkönig in seiner bescheidenen Weise ähnlich aus: „Bald geht es über steile Wandeln, dann wieder durch rauchfangartige Spalten in dem wilden Gemäuer, bald rechts, bald links aufwärts.“

Indessen, wie gesagt, schon eine aufmerksame Beobachtung solches Mauergebirges lehrt, daß es in der That kein anderes Mittel gibt, solche Gipfel zu besiegen, als die vorzugsweise Benützung der Kamine. Die Dolomite können nicht wie andere Berge von Menschen bestiegen werden, die sich fortwährend auf der Oberfläche ihres Absturzes halten, so lange diesen selbst die Flugkraft fehlt. Und in dieser Hinsicht wenigstens können die Mittheilungen des Bergsteigers dem Beobachter nichts Neues sagen. —

In der That überraschend sind die Gruppen abgestorbener Zirben, welche auf dem Geröll in den verwunderlichsten Stellungen ihre grauen Aeste zum Himmel strecken. Professor Simony hat uns im Jahrbuch des österreichischen Alpenvereines ein sehr bezeichnendes Bild von einer Gruppe todter Zirben auf dem Dachstein-Plateau gemalt — eine ungleich wirkungsvollere Darstellung böten die Zirben auf dem Geröll der „Drei Zinnen“, in der Nähe der „Langen Alpe“.

Es ist bekannt, daß dieser Baum eine Zähigkeit der Faser besitzt, welche ihn befähigt, viele Jahrhunderte zu überdauern. Diese Dauerhaftigkeit erstreckt sich nicht nur auf den lebenden, sondern auch auf den todten Baum, und viele von den grauen Gespenstern dort oben mögen schon Baumleichen zu der Zeit gewesen sein, als die Thorheit der Menschen die Thäler noch nicht verwüstet, den Bergen noch nicht ihre pflanzennährende Decke und den Quellen ihre Adern verkümmert hatte. Die Zirbe war früher ein echter Insasse der Dolomite — Zeugniß dafür das Getäfel, welches, aus ihrem edeln Holze ge-

zimmert, die Wohnstuben so vieler Einwohner dieser Thäler schmückt. Die grünen, hoch aufstrebenden Kronleuchter passen in der That zu den zackigen Thürmen, auf deren Schutt sie gedeihen. Und die Verwitterung, welche, von den Kräften der Luft ausgehend, diese allmälig in Trümmer legt, zerstört, meist von Menschenhand bewirkt, den Wasserreichthum, dem die früheren Geschlechter der edlen Alpen-Ceder ihre Lebens-Jahrhunderte verdankten. Die Zirben fallen der nämlichen Entweihung der Natur als Opfer, mit welcher der Mensch für seinen Magen und sein Vieh die Fichten verstümmelt, die Eichen und Buchen niederschlägt, den Eschen ihr Laub nimmt, den Blumen der Berghalden ihren Schutz und feuchtenden Schirm, und sich selbst noch eine Oede schafft, in welcher die Wasser versiegen und absterben, der Berg aber und sein Schuttgeröll lebendig wird und an seinem Felde, an seiner Weide und endlich an seinem Wohnsitz die Rache nimmt für die Vernichtung seiner immergrünen Zier.

Entsetzlicher noch ist das Bild der Verheerung, wenn man die Schutthalden betrachtet, welche, vom Paternkogel gegen Norden zu den zwei Seen des Alteher Bergs im Fischleinthal, Angesichts der „Drei Schuster" herabreichend, sich vom Jochsatze der Forcella della Val Cengia bis zum Toblinger Riedel hinüberziehen. Diese Schutttrümmer, von deren Ausdehnung und Mächtigkeit sich die bloße Einbildungskraft schwerlich einen annähernden Begriff bilden kann, sind durch den ungeheueren Druck, den die oberen Lagen auf die unteren ausüben, so wie auch durch Wasser, die zeitweilig in ihnen den Weg

thalwärts suchen, so zerklüftet wie Gletscher, sehr zum Unterschiede von anderen Geröllhalden, welche „süß“ (dolci) sind, wie die Italiener sagen, und gleich zähem Schlamme den Eindruck der Ferse aufbewahren.

In den Fuß dieses Gerölls liegen einige Seen eingebettet, deren Umgebung in der That bezeichnend für das Aussehen der Landschaft in den höher gelegenen Thalstufen des Dolomit-Gebirges genannt werden kann. Ihre Oberfläche ist grün, dort aber, wo sie den Schnee der über das Geröll herabgewälzten Lawinen-Ueberreste erreicht, türkisblau. Auch diese Ueberreste verdanken der Einwirkung des Wassers ihre blendend weiße Farbe, während sie überall, wohin die Wellen des Sees nicht mehr zu dringen vermochten, mit dem kothigen, durch das Abstürzen tief in ihre Oberfläche hinein gekneteten Geröll als schmutzige Wülste daliegen.

Wie seltsam berührte es mich, als ich an einem Juni-Morgen hier den Schnee und die tausendjährige Verheerung betrachtend, im tieferen Thale ein schwarzes Gespenst sah, welches mit ausgebreiteten Armen herauf schaute — es war ein vom Blitzstrahl verkohlter Zirbenstamm — und urplötzlich den Ruf des Kukuks vernahm, welcher das Rauschen des glänzenden, seidenweich und durchsichtig wallenden Wasserfalles übertönte.

Erinnerte er nicht an jene zwei von einander so weit abliegende Zeitläufte, in welchen das Renthier dort unten im Thale die Pflanzen des Nordpoles verzehrte und dann wieder Proteaceen und langfächerige Palmen die sonnigen Gestade bedeckten? Mir bedeutet der Ruf des Vogels, der jetzt vernommen und nach

wenigen Wochen nicht mehr gehört wird, eine Mahnung an die Flüchtigkeit des Frühlings nicht minder als an die aller Dinge überhaupt. Einem Städter, welcher, bis zur Mittsommerzeit in Stuben gefangen, mit einem Mal in den Wald versetzt wird, kann es nicht seltsamer zu Muthe werden, als dem einsamen Wanderer in der Zirbenregion am Rande einer namenlosen Zerstörung, als er den zweisilbigen Ruf des unsichtbaren Vogels vernahm.

Man konnte an Asgard und Glads'heim mit ihren goldenen Aepfeln, man konnte an den „Wolfswinter" denken, der nie vergeht — denn beide lagen einst über diesen Schluchten, deren Gipfel nunmehr langsam von den Wettern gleichförmigerer Jahrtausende zerstört werden. Die Krone der Nordlichter wie die scheitelrechte Sonne des Aequators hat ihnen geleuchtet.

Auch der ewige Frühling, der dem Berglande zu einer Zeit leuchtete, von welcher zahlreiche Zeugen noch in der Nacht seiner Wälle ihren steinernen Schlaf halten, ist keine Fabel. Noch heute wäre derselbe wieder herzustellen. Es bedürfte nur des Druckes der Faust eines jener Riesen, von welchen unsere Germanen zu erzählen wissen, um unserer Erdkugel wieder eine kleine Wendung zu geben.

Ein Gelehrter würde sagen: Stünde die Erdachse senkrecht auf der Ebene der Erdbahn, so wüßten wir nichts von Jahreszeiten, sondern genössen eines unabänderlichen Frühlings.

Die paar Grade aber, um welche sie gegen jene geneigt ist, verschulden die Verheerung, welche da um uns ausgebreitet liegt, und die schmutzigen Lawinenreste

und die Schneebrücken über die eisigen Bächlein, in welche kaum die Sonne hie und da eine schwarze Oeffnung einzubrechen vermocht hat.

Es fragt sich indessen, ob wir an Genußfähigkeit durch jenen Ruck einer Riesenfaust gewinnen würden. Vielleicht ist es ein unabwendbares Gesetz, daß wir die Wirkung nur aus der Gegenwirkung erkennen, und daß es ohne Finsterniß kein Licht gibt. Wer weiß, ob wir schließlich einen glücklichen Tausch gemacht hätten. Vielleicht ginge uns unter dem wandellosen Himmel jener Reiz verloren, der uns im sommerlichen Wasserrauschen der Dolomit-Thäler mächtig erfüllt.

So wenig es Dichter gibt in den Ländern eintöniger Wärme, so wenig die Schwüle des mit Riesenblumen erfüllten Moder-Waldes den Neger zur Freude lockt — so sicher hier ein Schafhirt am kleinen Maiglöckchen mehr Vergnügen empfindet, als der Tupi-Indianer an der mühlsteingroßen Blüthe der Rafflesia, so gewiß ist es, daß unser stilles Fischleinthal im Brachmonat anmuthigerer Vogelsang durchtönt, als irgend einen brütenden Palmenwald, wie er vor Zeiten hier den Boden beschattet haben mag. Vogelsang, welcher die Menschen erfreut, und Dichtung, welche ihr innerstes Wesen ergreift — die verwandten Klänge, welche manches Geheimniß offenbaren, gedeihen am liebsten unter wechselreichem Himmel. Dichtung ist es, welche der Vogel im verborgenen Alpenthal aus den grünen Aesten schallen läßt.

Einige Wochen später war seine Stimme verstummt. Früher als andere Wandergenossen zieht er in

die Feuerländer des Südens, gegen jenes „Muspilheim", von welchem nordische Lieder erzählen. Unserem, vom Bücherlesen umflorten Auge wird das Rückweichen der Sonne dorthin ohne Werkzeuge nicht so rasch wahrnehmbar, wie es unseren Ahnen in diesen Thälern, wie es den Vögeln des Waldes empfindlich wird. Jene grüßten den fliehenden Gott mit feurigen Scheiben und brennenden Tannen, diese schweigen.

Auch den sich wieder nähernden Ball, wenn er zur Zeit des heiligen Jul über die Schneefelder heraufsteigt, bewillkommneten Jene mit Lichtern und bewillkommnen heute noch Diese im Käfig der winterlichen Stube mit den ersten, abgerissenen Weisen des Gesanges, von welchem zur Sommerszeit ihren Kehlen eine anmuthige Fluth entquillt.

Fast auf den Tag treffen die Rechnungen unserer heutigen gelehrten Sternkundigen mit den uralten Feuern der Sonnenwende und dem Schweigen so vieler Singvögel zusammen.

Im innersten Kern des Thierlebens und des Menschenfühlens liegt ein Geheimniß, dessen Offenbarung an den „weisen Mimer" Nordlands erinnert; er schaute in einen gewöhnlichen Waldquell und erblickte darin alle Dinge der Erde und des Himmels. — —

Siebentes Capitel.

März auf der Ampezzaner Straße.

Diejenige Jahreszeit im Hochlande, von welcher die Flachländer sich die ungenauesten Vorstellungen bilden, ist das Erwachen des Frühjahres. Wohl schildern uns manche Dichter, welche dergleichen nie gesehen haben, die „Auferstehung“ der Natur aus dem Winterschlafe, das Donnern der Lawinen, das Brausen der Wasser, das sich allmälig regende Thierleben — doch vermißt man in solchen Schildereien die einzelnen Züge, welche bedeutungsvoller sind, als Allgemeinheiten, welche sich ohnehin Jeder leicht selbst vorstellen kann.

Versetzen wir uns einmal in eines jener „tiefen“ Thäler, beispielsweise in das Höhlensteiner Thal.

Zwei Dinge fallen während des Winters in der Nähe der höchsten Ansiedelungen in diesen entlegenen und unwirthlichen Gründen am meisten auf. Erstlich der Schatten, die kurze Anwesenheit der Sonne, welche von dem niedrigen Bogen aus, den sie beschreibt, die meisten Oertlichkeiten der engen Hochschluchten nur auf ein paar Stunden, manche selbst gar nicht bescheint.

Zweitens die unendliche Stille, welche nicht einmal vom Rauschen des Wassers gestört wird. In den obersten Stufen der Thäler liegen die Bäche, schon im Sommer unbedeutend, während des Winters meist unter

Eis und tiefen Schneewehen versteckt. Demjenigen, welcher im Winter über ein Joch geht, klingt, nachdem er Stunden lang durch eine völlig starre und lautlose Oede dahingegangen ist, das erste Rauschen des Wassers wie ein Anzeichen freundlicher Menschen-Nähe.

Das Frühjahr nun wird in seinen allerersten Anfängen den armen Einsiedlern dort oben dadurch offenbar, daß an einem Morgen urplötzlich die Sonne hinter einem Felsgrate schon um acht Uhr hervorbricht, von welchem sie bis dahin einige Stunden länger verdeckt worden war. Ist das gegen Aufgang gelegene Gebirge ein stark gezacktes und zersägtes, so beginnt nunmehr für die Thalbewohner die Zeit der doppelten, ja drei- und vierfachen Sonnen-Aufgänge.

Die Sonne, welche bis jetzt mit ihrer niedrigen Bahn sich hinter dem Hauptstock des Gebirges unterhalb der zersägten Grate hielt, hat nun mit ihren höher geschwungenen Bogen diese erreicht und taucht in einer Lücke derselben bald auf, bald geht sie wieder hinter einem Zacken unter.

Dabei hat sie, namentlich für jene hohen Thalstufen, schon gegen Ende des Februar-Monates eine Kraft erreicht, durch welche sie schon in früher Morgenstunde, wenige Minuten nach ihrem ersten oder mindestens zweiten Aufgang die Frostblumen der Fenster in eine sprühende Traufe auflöst. Das geschieht am hohen Himmel.

Unten aber, auf der Erde, wird der Bewohner des Hochthales eines Tages durch eine Einsenkung in der hochaufgebäumten Schneedecke überrascht, aus welcher es schwärzlich herausschaut. Zugleich vernimmt er, seit

Monaten wieder zum ersten Mal, das lustige Geräusch fließenden Wassers.

Es ist in der That der im Winter von den Gebirgen so kümmerlich genährte Thalbach, welcher nach und nach durch die mittäglichen Traufen so viel Kraft angesammelt hat, daß die von einer, während des Winters abgegangenen Schnee- und Steinlawine gestaute Fluth nach und nach auch das über sie hingebreitete Gewölbe auflösen und durchbrechen konnte.

Ein solcher zeitweilig gebildeter Wassertümpel, aus dessen Grund die Legföhren hervorschauten, ist für einen Menschen, welcher Monate lang außerhalb seines Hauses nur Weiß gesehen hat, von einem solchen Reize, daß in Ermanglung des grünen Rasens, dessen Erscheinen noch gar viele Wochen auf sich warten läßt, er es nicht unterlassen wird, dorthin zu pilgern, um sich an den ersten Anzeichen des erlösten Lebens zu erfreuen.

Auf dem Wege, welchen der Wanderer, etwa mit Schneereifen, nach jener lustigen Stelle in seiner Wüste zurücklegt, sieht er überall weiße Hügel unter den Fichten, welche durch das Herabstürzen der ungeheueren Flockenlast entstanden sind, die Monate lang über den gedrückten Bäumen lagerte.

Vielleicht fällt ihm auch die eigenthümlich kahle und schmutzige Färbung der Fichten selbst auf. Theilweise ist diese nur ein Schein, hervorgerufen durch den Gegensatz des Frühlings-Sonnenlichtes auf der blendenden Schneedecke, theilweise aber auch rührt sie von der nunmehr verschwundenen Belastung her, unter welcher die Nadeln durch Druck verfilzt, in einander geschoben und erstickt sind.

Die obersten Zweige der vom grünen Tümpel überflutheten Legföhren ragen als eine gekrümmte Insel aus dem Wasser hervor und tragen seltsamer Weise noch immer eine Schneelast, welche die Fluth nicht wegzuspülen vermocht hat. Einzelne davon losgerissene Stücke treiben sich als Eisschollen auf dem kleinen See herum und werden von den verzerrten Schatten verfolgt, die sie selbst auf den grünlichen Grund werfen.

Viel besser, als im Sommer, kann man das Entstehen der Quellen an den hohen Felswänden daneben beobachten. Denn während man zu jener Jahreszeit das leichte Hervorsickern der Wasser an der dunkeln Schieferwand nicht bemerkt, geben uns jetzt davon die blaugrünen, vielgestaltigen Eismassen Kunde, welche in vielfach zerschlitzten Vorhängen an der Wand haften. Aber diese sind jetzt nicht mehr kernhaft und glashart, wie sie im strengen Froste heranwuchsen. Ihr morsches und blasiges Aussehen verräth Altersschwäche, und vielleicht gelingt es uns durch die Erschütterung, welche ein einziger Steinwurf in ihnen hervorbringt, eine Last von mehreren Centnern prasselnd herab zu befördern. Das Walten des Frühjahres wird wohl auch an dem Knistern verspürt, welches von den hangenden Eissäulen herabtönt, und nochmehr von dem unablässigen Regen der Steine, welche, der bindenden Frostklammen ledig, von oben her in den Tümpel stürzten.

In diesem aber breiten sich auf dem Grunde von solcher Störung schillernde Kreisel aus, den geflockten Schlangenlinien der langen Wolkenbänke ähnlich, welche der laue Sirocco hoch oben über den Frühlingshimmel herauftreibt.

Die Oberfläche des Schnees nimmt unter der zerstörenden Einwirkung der fast heißen Sonne jene Bildung an, welche ein Gletscher im Großen zeigt. Seine Oberfläche erscheint wellig gehügelt, von Klüften, scharfen Kanten und langen vereisten Zackenlinien durchfressen. Dem Schiefer ähnlich bricht er in langen Platten ab, wenn man ihn zu heben versucht. Es ist ein „kranker" Schnee, wie ihn die Bergbewohner mit feinem Beobachtungssinne nennen.

Rings um den Tümpel herum hat sich der Schnee, aus welchem heimliche Wässerlein hervorquellen, mehrere Fuß breit vom Rande des Wassers zurückgezogen. In diesen Quellen, über welche hie und da noch von oben her die harte Kruste eines Schneedaches hinüber ragt, wogen und wirbeln saftgrüne Pflanzen umher, und gedeiht in der eisigen Fluth die Kresse. Auch Larven von Wasserthieren in ihren cylinderförmigen Kalkhülsen kommen an die Sonne, wenige Tage nachher, nachdem auf die halbjährige Finsterniß, die unter der Schneedecke starrte, das Licht in die befreiten Wasser drang.

Mit welcher Wucht die Schneelast auf den Alpenboden drückt, darüber gibt die untere Seite der Schneeplatten Aufschluß, welche wir vom Boden wegnehmen.

Von mancher platt auf den Boden gedrückten jungen Fichte ist die darüber hingewälzte Kruste nicht wegzunehmen, ohne daß man dem Bäumlein selbst einen Zweig abreißt. Farrenkräuter und Alpenrosen-Gestrüpp sind so fest hineingepreßt, daß sie ein Theil der Platte selbst zu sein scheinen und sofort die Vergleichung wach-

rufen mit den Pflanzen, welche im Kalk oder Schiefer seit uralter Zeit versteinert sind.

Auf den Weiden kommt hie und da eine jener Zaunspitzen zum Vorschein, welche die Gründe von einander scheiden. Wenn man in der Morgenkühle über den gefrornen, die Last eines Menschen leicht tragenden Harst der Schneedecke hinschreitet, hat man Gelegenheit, manchmal in ein rundliches Loch hinabschauen zu können. Es gleicht jenen rundlichen Höhlungen in den Eisbergen, welche man Gletschermühlen nennt. Aber es ist keineswegs, wie jene wunderlichen Bildungen, vom Wasser ausgewaschen worden, sondern die Sonne hat es gebildet, und man erblickt, wenn man in sein Dunkel hinabschaut, auch nicht blau schillerndes Eis, sondern lustige Nadelzweige. Diese Löcher sind dort entstanden, wo sich der Schnee über ein mächtiges Gestrüpp von Krummholz hingelegt und darüber ein Gewölbe gebildet hat. Da die bogenförmig zusammenstrebenden Zweige des Nadelholzes dem Schnee einen wärmeren Boden abgeben als der hartgefrorene Erdgrund, so ist auch an solcher Stelle die Durchbohrung der weißen Schicht den feindlichen Strahlen rascher gelungen. Mir ist der Einblick in ein solches Gewölbe, aus welchem das grüne Leben heraufschaut, stets wie ein Sinnbild erschienen, welches die Eröffnung des Wintergrabes und die Auffstehung duftigen Waldlebens im Allgemeinen vorbedeuten mag.

Da mag sich die Einbildungskraft beschwingen und dich aus der Schneewüste in jene Zeit des allgemeinen Sprossens und Gedeihens hintragen, in welcher zwar noch kein menschlicher Fuß den Schiefer dieser Berge

betrat, diese dagegen als eine endlose Inselwelt aus dem lauen Meere hervorragten. Damals rauschte es hier nicht vom knisternden Eise herab, sondern aus den weiten Gewölben der Farrenbäume und Araucarien, welche den Boden der Insel beschatteten. Kein anderer Laut war da zu vernehmen als die Bewegung der Wipfel und der Tactschlag der Wellen des Weltmeeres — kein thierisches Bedürfniß, kein Verlangen oder Wollen gab sich in jenen schrillen Mißlauten kund, welche heute überall die beschauliche Ruhe der Tropenwälder unterbrechen.

Uns aber, die wir so viele Monate in der winterlichen Erstarrung dieser Höhe gefangen gehalten wurden, bereitet wohl jedes Anzeichen auch des thierischen Lebens Vergnügen, weil es uns die Erlösung verheißt. Nichts gleicht in der That dem Reize, welchen die Vorahnung des Frühlings einem Menschen bietet, der so lange von einem furchtbaren Winter bedrückt war.

Eines Tages kehrt ein Knecht aus dem Walde zurück und erzählt, daß er im sonnigen Frühduft eine Drossel habe singen hören. Die Magd hat im Stall die ersten Eier gefunden, welche die Hühner seit dem Spätherbst gelegt haben, und die Sonne leckt in den Mittagsstunden so viel Schnee weg und schmilzt ihn zu Wasser, daß die Enten lustig in den Tümpeln sich herumtreiben, welche noch vor Sonnenuntergang schon wieder zu festem Eis geworden sind.

Eines Tages überrascht uns gar ein aus dem tiefen Thale Heraufgestiegener, daß man dort unten den Durchzug der Schwalben wahrgenommen hat, die nach dem wärmeren Flachlande hinaustrachten, und daß auf der

Thalstraße schon „das Schwarze“ kommt. Da gesteht denn vielleicht irgend einer der furchtsameren Hausgenossen, daß er in der klaren Mondnacht ganz deutlich den „Buhi“ hat schreien hören, und daß er etwas darum gäbe, wenn Jemand das Nest des grauslichen Viehs dort drüben zwischen den Fichten zerstören wollte.

Eines Tages nun harrt unser auf dem Mittagswege zum Tümpel, bisher dem einzigen grünen Fleck in der weißen Oede, ein Schauspiel, welches uns mit einer Freude erfüllt, die nur Derjenige begreift, der sich am unbeweglichen Weiß einmal seit vielen Monaten müde und satt gesehen hat.

Rings um die Fichten herum liegen dunkle Kreise. Aber es sind nicht die Schatten, die der Stamm um Mittag wirft, sondern nackte, von der Sonne bloßgelegte Flächen. Freilich ist es nur dürres Gras, was sie bedeckt, dennoch aber lassen wir uns darauf mit größerem Vergnügen nieder als auf einen sammtenen Prunksessel.

Der schneefreie Raum und das Quellwasser hat sich um eine Klafter weiter ausgebreitet, und mitten darauf erschloß sich eine Blüthe. Es ist zwar nur die gelbe Blume des Lattichs, der erste Bote, welcher das Wiederaufleben des stillen Reiches ankündigt, uns dünkt er aber so erfreulich, wie ein fruchtbeladener Zweig, der auf dem Ocean schwimmt und den Wanderern des Weltmeeres die Nähe des Gestades verheißt.

Wir streifen an einen Hügel mürben Schnees. Urplötzlich fällt dieser mit eigenthümlichem Geräusche zusammen, und es schnellen darunter die Aeste einer Leg-

föhre hervor, auf deren nasse Nadeln nunmehr seit einem halben Jahre das erste Sonnenlicht fällt.

Und von der Mittagseite des Felsblockes, welcher noch vor wenigen Tagen ein unförmlicher weißer Wulst war, ist nun gar der Schnee völlig verschwunden, und unter dem Krummholze schaut überall die veilchenrothe Blüthe des Haidekrautes hervor. Mit welcher Hast wir uns da in dem weichen Teppich einen sonnigen Sitz bereiten!

Es ist eine bekannte Ueberlieferung, daß die Märzsonne die Haut schwärzt. Wenn das schon für die trübere Luft des Flachlandes gilt, um wie viel mehr für die Wirkung des vollen reichlichen Lichtes, welches durch die dünne Luft jener Höhen vom blendenden Schnee zurückgeworfen wird. Sicherlich bräunt ein südlicher Sommer nicht mehr als einige glanzvolle Wochen des Winters oder Vorfrühlings dort oben. Während rings herum Alles in Schnee starrt, wird es dem Ruhenden auf irgend einem sonnigen Plätzchen ganz wunderlich wohl, und er genießt alle Seligkeit einer Eintauchung in ein wirkliches Meer von Licht und Wärme ohne irgend eine der lästigen hochsommerlichen Zugaben.

Dem mehrfachen Aufgang der Sonne entspricht, je nach der Bildung des Gebirges, auch ein mehrfacher Untergang.

Bald macht sich die fortschreitende Jahreszeit auch im Schimmer der Abendröthe bemerkbar. Während des hohen Winters ist uns die Sonne stets schon mehrere Stunden vor ihrem wirklichen Untergang hinter irgend einem der Grate hinabgesunken. Die Abendröthe —

freilich aber in einer Herrlichkeit, wie sie keine Phantasie sich vergegenwärtigt — war nur an den höchsten Zacken sichtbar, welche von ihr in rothflüssige, durchschimmernde Krystallkegel verwandelt wurden. Nunmehr aber langt ihr Schimmer schon immer weiter und weiter herab, und bald wird er auch die Einsenkung des Joches erreicht haben, unter welcher unsere Hütte steht.

In der Tiefe gehört bekanntlich ein ziemlich gutes Auge dazu, um den Mond nicht als eine Scheibe, sondern als eine Kugel zu erkennen. Auf unserer klaren Höhe aber enthüllt sich wohl dem blödesten Auge der strahlende Ball in seiner Rundung, und die Sterne glänzen ruhig, steten Leuchten gleich, als ob wir ihnen um viele Sonnenweiten näher wären.

Oft habe ich auf der winterlichen Höhe den Kampf der Morgennebel mit der Sonne betrachtet, das glitzernde Ringen, in welchem Millionen von gebrochenen, abspringenden, geknickten Strahlenpfeilen hin- und herschießen, und die höchsten Giebel bald geisterbleich über den wogenden Kampf emporschauen, bald in ihm verschwinden, bald abermals, sonngoldig, sich aus ihm hervorthun, bis endlich der Sieg gewonnen und nur mehr zerschlitzte Fetzen des überwundenen Nebelheeres hier und dort auf dem weißen Boden herumlagern. Aber dieses Schauspiel, so sehr es durch seine wunderbare Symbolik das Gemüth erhebt, kann sich doch nicht mit dem Eindrucke der Mond- oder Sternennacht auf dem Hochgebirge in der ersten aufdämmernden Frühlingszeit messen.

Wie da einer der fernen Berge mehr silberblaß als der andere durch die Nacht schaut, und

der fernste so nahe vor dir steht, daß du ihn mit den Händen greifen willst! Goldgrüner Glanz liegt rings um dich auf dem blühweißen Gefilde, ohne Flackern scheinen die hohen Lampen, am hellsten Mars, von einem rothen Bergfeuer nicht zu unterscheiden, da mag ich wohl, ehe ich aus der Winternacht des Berges zur geistigen Starrheit der Menschen übergehe, den Leser noch mit einer Strophe unseres Balde*) erfreuen, der nach der Besteigung eines Berges bei Hall gar schön sein Gefühl in folgenden Worten ausdrückte:

Bis hieher Fuscus! Weiter erschwingt sich nicht
Die kühnste Dichtkunst. Höher hinauf nur trägt
Der Tugend Fittig. O ihr holden
Kreisenden Lichter, mein stetig Sehnen!

Ihr Wunderscenen dort auf des Himmels Plan,
Dem goldumfloßnen! Seliges Vaterland,
Wenn also deine Schwelle funkelt,
Welche Verklärung verheißt dein Inn'res!

Achtes Capitel.

Ein Blick in's Fischlein.

Wer nicht die Absicht hat, bis in die südwestliche Verästelung des Sexten-Thales, das sogenannte Fischleinthal, vorzudringen, mag sich deshalb immerhin am Besuche des „Bades" genügen lassen. Das Dorf Sexten und

*) Balde ist jener bekannte 1603 zu Ensisheim in Elsaß geborene Dichter, der eine große Anzahl lateinischer Poesien hinterließ. Er besuchte mehrmals Tirol. Die beste Uebersetzung eines Theiles seiner Oden ist von Schrott und Schleich.

dessen nächste Umgebung bieten einen Anblick wie Hunderte von Dörfern im grünen Mittelgebirge. Getreidefelder wechseln mit umzäunten Wiesen, neben dem Wege plätschert mancher Brunnen, und durch die Thalsohle rennen allgegenwärtig die kleinen Bächlein des Kalkgebirges.

Im Fischlein-Thal freilich öffnet sich eine andere Welt. Durch die herrlichen Lärchengruppen, welche auf dem Wiesenplane hinter dem kleinen Bade Moos stehen, schauen Zacken herab, die selbst wieder nichts Anderes zu sein scheinen, als Riesenstämme, in Stein verwandelt. Es sind die Pfeiler, die von Mauern übrig geblieben sind, welche in einer unbekannten Anzahl von Jahrtausenden verwitterten. Wenn man solche Schöpfungen mit dem Erzeugniß der Menschenhand vergleichen will, so mag man sie neben die Säulen stellen, welche sich noch über den Schutt des verwüsteten Palmyra erheben. Aber ihre Masse ist um ebenso viel gewaltiger, denn jenes Trümmerwerk, als die endlose Reihe der Aeonen verglichen mit der geringen Zeitspanne, welche unsere Tage vom Untergange der Stadt Zenobia's trennt.

Noch viel verwunderlicher sieht es im obersten Theile des Fischlein-Thales im Altsteiner-Thale aus, dort, wo ein vielbegangener Jochsteig auf die Haidner (Ampezzaner) Straße hinüberführt. Da hängt ein dreifacher Wasserfall von schillerndem Seidenglanz am schwarzen Felsen. Geröllströme, mit deren Wucht sich keine Lawine, die jemals auf Erden niedergegangen ist, vergleichen kann, lagern aus mancher Lücke zwischen den Zacken herab, bis in den grünen Lärchengrund, stets durch neue Trümmer

verstärkt, welche die Wetter an den Zähnen des Grates losbrechen.

Noch weiter oben aber, dort, wo schon der Schnee nicht mehr weicht, liegen zwei Seen am Rande der unermeßlichen, jäh von den bröckeligen Kämmen herabgeneigten Schuttflächen versteckt. Es ist schade, daß sich die Maler nicht dort hinaufversteigen, um uns ein Bild der farbenprächtigen Oede herabzubringen.

Auf diesem würden wir das grüne Wasser dort blau gefärbt sehen, wo sich die starre Schneewand über es hinbeugt, — die Schneewand selbst blendend weiß, so weit sie vom See erreicht wird, wenn ihn die Stürme des ewigen Winters aufjagen, überall aber sonst grau und schmutzig, weil sie mit dem nämlichen Geröll überstreut ist, dessen unübersehbare Wüste die einzige Bahn zu bieten scheint, auf welcher man zu den wetterzernagten, eistriefenden Zinken emporzuklimmen vermag.

Diese tiefgrünen, von blauem Rande an ihrem Schneeufer eingesäumten Seeen liegen schon jenseits der Grenze des Pflanzenwuchses.

Man erkennt die Wirkung des Tagesgestirnes nur an mancher rundlichen, schwarzen Oeffnung, welche von seinen Wärmestrahlen in die harten Schneewölbungen gebrochen worden ist. Sonst verändert sich nichts am Saume dieser Gewässer. Der Wechsel der Jahreszeiten läßt ihre Oberfläche erstarren und wieder flüssig werden. — Die Wolken ziehen langsam als eisige Nebel darüber hin, und selbst die Klarheit des kurzen Sommers wird an manchem Tage durch Gestöber verdüstert.

Ein ähnliches Gewässer hat sich jenseits des Joches hart am Fuße der berühmten „Drei Zinnen“ angesammelt, von welchem wunderbarsten aller Dolomit-Berge schon des Oefteren die Rede war.

Jener kleine See ist zwar nicht von Schneewänden umgeben, doch will der Winter auch dort nur auf wenige Wochen einem feuchten März- oder Novemberhimmel weichen.

Eisig ist das Wasser anzufühlen, welches dort das weiße und das schwarze haarscharf zugeschnittene Geröll der Mulde bedeckt. Alles ringsumher trieft im rieselnden Nebel, und vom Steinboden haucht uns die nämliche Kälte an, wie von den zwischen größeren Blöcken verstreuten Schneefeldern. Es ist wohl ein seltsamer Gegensatz zwischen der warmen Sonne des Thales, aus dem man heraufgestiegen ist, den blühenden Linden, den rosigen Althäen der Gärten, den großen Glocken der gelben Kürbisblüthen am bunten Zaune und dem winzigen versumpften Grase, welches da manchmal zwischen durchfeuchtetem Geröll sproßt, und dem mattgrauen Dunst, in welchem die nächste Felswand das Ende der sichtbaren Welt darstellt. Vor Allem aber ist es die namenlose Ruhe, das unbeschreibliche Schweigen, welches in solcher Höhe über der belebten Welt unsere Gedanken auf eine Bahn leitet, die von unseren gewohnten Vorstellungen nicht minder weit abliegt, als die staubige Landstraße von der Eisbahn, welche dort mitten durch die höchsten Dünste hindurch zu uns herüberglänzt.

Verlassen wir nunmehr jene Höhen und begeben uns in's Thal zurück, um uns allerlei Hantirung der

Menschen zu betrachten. Es kann nicht unsere Absicht sein, nach Art mancher gründlichen und gelehrten Bücher Sitten und Gebräuche in belehrendem Ton aufzuzählen, gleich wie man Naturgeschichte oder Historie vorträgt.

Wir gedenken in dieser Hinsicht in der Weise eines Malers vorzugehen und unsere Leser durch Bilder und Gruppen mit dem bekannt zu machen, was uns im Thun und Treiben der Menschen auffällt.

Das Sommerleben wird in mancher Gestalt sichtbar, welche dem Wanderer durch solch einsame Gegenden in den Weg kommt.

Hier ist es ein Hirt, welcher zu einem der höheren Gründe emporsteigen muß, um nach den Kälbern oder Schafen zu sehen, von welchen sich einige auf den Geröllhalden verlaufen haben mögen. Ihm klirren wuchtige gegliederte Steigeisen auf dem Rücken, wie sie, besser als irgendwo sonst im Lande, von den Schmieden zu Fulpmes im Stubaithale verfertigt werden.

An mancher Stelle bemerken wir auch eine Unterstandshütte für die Holzknechte oder Hirten des Thales. Bei einer derselben ist ein Senne, welcher in einem schwarzen Schaffell, das man zu einem Sack verarbeitet hat, Mehl zu seiner Alpe hinaufträgt, im Gespräch mit einem Greis begriffen, der ebenfalls einen Tragkorb auf dem Rücken mit sich herumschleppt. Beide sind so verschiedene Gestalten wie Jugend und Alter überhaupt. Dem rothbackigen Sennen reichen lange lichtblonde Haare, welche ein breitkrämpiger Strohhut bedeckt, bis auf die Schultern, dem alten Mann aber ist der Scheitel grau geworden. Dieser trägt in seinem Korbe den „Bettel-

sack“, in welchem er die Kässtücke und Brodscheiben sammelt, welche man ihm auf den Alpenhütten schenkt.—

Nicht wenige Fichtenbäume zeugen von dem verdächtigen Gewerbe der „Pechler“. Die Löcher, welche seiner Zeit ein solcher Waldräuber in sie hineingehauen hat, haben sich durch die mittler Weile vorgeschobenen Jahresringe zu ansehnlichen Höhlungen erweitert, welche von stalactitenähnlichen Harzbildungen angefüllt sind. Wer solche Zerstörung betrachtet, wird sich deshalb sicherlich kaum verwundern, daß die Hantirung der „Pechler“ mit scheelen Augen angesehen wird von den Bewohnern der Berge.

Nicht selten begegnet man auch in solchen Thälern Holzfällern, welche große Stämme zum Fortschleppen zurichten oder Brennholz aufstapeln, welches im Laufe des Winters auf Schlitten nach den Dörfern hinausgezogen wird. Manchmal bemerkt man sie an einem Feuer, über welchem sie sich in großen eisernen Pfannen ihre Mahlzeit zubereiten. Da erheben sich dichte Rauchwolken aus den verkohlten Zweigen des feuchten Krummholzes und des Wachholder-Gestrüppes. Die Beeren des letzteren duften stark durch den Qualm hindurch, und die blaue Säule windet sich um die unbeweglichen Wipfel herum.

Solchergestalt ist die Scenerie im Fischlein-Thale, welches die südwestliche Auszweigung des Sexten-Thales bildet. Wir werden noch manchmal durch solche Gründe wandern, welche uns einen Einblick in das Wesen des Hochgebirges gewähren, und dabei Vielerlei über die Menschen erfahren, welche ihr Loos in diese Einöden bannt.

Versetzen wir uns nunmehr wieder auf die Pusterthaler Hauptstraße, und betrachten wir von ihr aus die beiderseitigen Hänge dieses großen Tiroler Thales.

Ueber die Strecke zwischen Innichen und Sillian ist ihrer Einförmigkeit wegen nicht viel zu berichten.

Es wiederholt sich der Charakter des Pusterthales, wie er von Brunecken an bis Lienz fast ununterbrochen sich darstellt — Wiesen und Getreidefelder auf der Sonn-, dunkle Wälder auf der Schatt-Seite.

Erst von Sillian ab (wo im Rainer'schen Hause die beste Rast gehalten wird) gestaltet sich der Anblick auf der Haupt-Thalsohle wieder etwas mannigfaltiger.

Neuntes Capitel.

An der Drau.

Wie mehrfach im Pusterthale, beispielsweise bei Welsberg, so kündigt auch vor Sillian ein Gang von hohen Pappeln die Nähe einer hervorragenden Ansiedelung an.

Die Mündung des Vilgraten-Thales wird nicht nur durch den rauschenden Bach, welcher aus ihm gegen die Drau hervorbricht, sondern auch durch die Zwingburg Heimfels gekennzeichnet, die durch lichtes Lärchen-Gehölz mehr drohend als anmuthig in das breite Hauptthal hinabschaut.

Am Fuße dieses Burghügels, dort, wo der Bach sich aus der engen Schlucht herauswindet, ist durch menschliche Arbeit eine Anhäufung von Gegensätzen zu dem wilden Ungestüm des Bergbaches und den trotzigen Befestigungen geschaffen worden, die von der Halde herabschauen. Ich weiß wohl, daß man den sogenannten romantischen oder auch nur historischen Sinn beleidigt, wenn man Ritterburgen mit den unzugänglichen Zufluchtsstätten raubsüchtiger Thiere vergleicht. Die Einbildungskraft zahlloser Jünglinge und Jungfrauen erquickt sich nicht leicht an irgend einer menschlichen Schöpfung mehr, als an einer sogenannten „Ritterburg", und dennoch ist es unzweifelhaft, daß in solchem Gemäuer mehr die gewaltthätige Rohheit, als harfenschlagende Poesie sich ihren Sitz erkoren hat.

Sowohl die Vergleichung mit anderen belebten Wesen, als die Geschichte des Menschengeschlechtes erläutern diese Behauptung.

Je beutegieriger, je mehr mit Kraft und Blutdurst ausgerüstet ein lebendes Wesen erscheint, desto unzugänglicher oder desto mehr gesichert ist die Behausung, in welche hinein es seiner Brut die Beute zuschleppt. Nicht minder werden, je weiter wir in der Geschichte hinaufsteigen und uns den Uranfängen menschlichen Daseins nähern, die Behausungen immer mehr gegen einander verwahrt; — desto mehr schwindet der Unterschied zwischen der Stadt, in welcher ein freundlicher Herd neben dem andern aufgebaut ist, und der entlegenen Höhle des Bären oder dem stacheligen Neste des Raubvogels. Die ältesten Wohnungen, welche wir kennen,

die der Pfahlbau-Menschen, ließen zwischen sich und der nächsten Ansiedelung die Wellen eines Gewässers fließen, und von ihnen an bis zu unseren Club-Häusern herab, bezeichnet eine fortwährende Verminderung der Schranken, Wehren und Pfähle die Herabminderung des thierischen Wesens und die Steigerung menschenwürdiger Sitte.

Die Ritterburgen, die Brennpunkte der Schwärmerei eines Zeitalters, welches nunmehr glücklich verschollen ist, stehen den Pfahlbauten weit näher, als unseren Tagen des bürgerlichen Gemeinwesens. In bildlichem Sinne gesprochen, kann man auch sie noch als der Eisenzeit verfallen erklären, und wenn wir in unserem Buche vor Allem Gewicht legen auf die Darstellung der lebendigen wirklichen Welt, so wird man es um so leichter begreifen, warum wir uns um die sogenannte Geschichte solcher Horste wenig kümmern, welche ohnehin zum größten Theile durch segensreiche Umwälzungen in unschädliche Trümmer verwandelt worden sind. Darum nimmt auch beispielsweise die bedeckte Brücke, welche hier unter der alten Burg die große Länderstraße über den Vilgraten-Bach hinüber geleitet, unsere Theilnahme mehr in Anspruch, als das alte Heimfels oben, welches einst die schluchtartige Mündung des Vilgraten-Thales sperrte. Friedlich liegen die Garben des Kornes dort um die alten Wälle herum, und der Pflug, von keinem Leibeigenen mehr geleitet, lockert den Boden der sonnigen Hänge. Schon viel eher lassen wir uns eine andere Behausung gefallen, an welcher die „Romantik“ zu allen Zeiten nicht minder Behagen fand, als an verlassenen Schlössern. Eine Mühle lärmt mitten im Lärchenwalde,

und von ihr blitzt der Schaum durch den Schatten, weiß wie die Kirchthürme, die allenthalben von den üppigen Bergmatten aufragen.

Am anmuthigsten fallen diese Matten etwa um die Mitte des Juli-Monates herum in die Augen, wenn ihr buntfarbiger Blumenflor schon von der Sichel der ersten Heumahd dahingerafft ist, und die kurzgrasige Decke den Faltenwurf der Hügelbildungen deutlicher hervortreten läßt. Da erscheinen die lichten Wellenlinien zum Unterschiede von den dunkeln Nadelholzgruppen wie eine Decke von immergrünem Sammt, welche über die Berge hin ausgebreitet liegt.

Freilich wird diese an gar vielen Stellen nicht nur vom Walde, sondern auch von den gelben Streifen der Saatfelder unterbrochen. In diesen stehen jene Gerüste, welche das Pusterthaler Volk „Harfen“ nennt, die dazu dienen, daß feuchte Garben, auf ihnen aufgehängt, in der Sonne des Aernte-Monates trocknen.

So ist es eine eigenthümliche Landschaft, welche hier den Wanderer umgibt.

Der Nadelwald bezeichnet da keineswegs die Grenze der Ackerscholle — denn noch hoch jenseits desselben und über ihn schauen die goldigen Vierecke herab. Unten fließt das graue Wasser der Gletscher in dichten Erlen-Auen, und während der nördliche Eiswall der Tauern, welcher das Pusterthal begleitet, gänzlich hinter dem fruchttragenden Mittelgebirge versteckt liegt, erheben sich im Süden als Säulen der Dolomit-Welt die Wände des Spitzkofel und die aschfarbenen Abstürze der „Un-

holde", wasserarme Felswüsten, nicht minder todt, als die im Norden versteckten Eisgiebel.

Das vielfach genannte Dorf Mittewald wird den Erklärern von Ortsnamen niemals eine Schwierigkeit bereitet haben. Denn es liegt in der Mitte von großen Fichtenwäldern, in einer grünen Schlucht, zu welcher sich hier das vorhin so breite Thal verengt.

Wohl haucht würziger Duft, gleich den Ausdünstungen eines Gewächshauses, aus dem feuchten Unterholz dieser unabsehbaren Wälder, aus ihren Moosen, Sträuchern und Farrenkräutern, aber die Fichten selbst sind, wie so oft im südlichen Tirol, auf eine absonderliche Weise verstümmelt. Man hat die unteren Aeste zu allerlei Bedarf bis nahe an den Wipfel hinauf abgeschlagen, so daß dieser manchmal fast kronenförmig erscheint, dem Schirmdach einer kleinen Pinie vergleichbar. Noch viel häufiger aber hat die Verstümmlung auch den Wipfel selbst nicht verschont, und dann steht der Baum da mit seinen kurzen, hart an den Stamm gedrückten Zweiglein wie eine Cypresse und wirft lange Schatten über die tiefgrünen Auen und den Fluß.

In solchem Gebirgswalde versteckt ist mehr als ein Dorf längs des Drauthales um Mittewald. Anras mag die bedeutendste sein unter jenen Ansiedelungen. Sehr anmuthig erscheinen diese grünen Kreise in Mitten der abgehackten dunkeln Fichten: die Wiesen sind mit weißen Dolden bedeckt, über welche die Bienen sich tummeln, über den grauen Zäunen bräunen sich die Beeren des Hollunderbaumes, und die vielen am Rande der Erlen-

auen hin zerstreuten Heuhütten erinnern an die sumpfigen Flächen des Pinzgaues.

Die große Eisenbahn, welche Villach mit dem Schienenwege des Brenner verbindet, mag sich fast überall frei in der breiten Thalsohle ihre Richtung suchen, in jener Klamm aber, welche die Lienzer Klause genannt wird, muß durch Dämme und anderes Bauwerk für sie neben dem Flusse und der Straße Raum geschaffen werden.

Bis die Locomotive durch den wasserdurchrauschten Engpaß dringt, wird man einen Theil der „Klause“ behaglicher durchwandern, wenn man einen kleinen Umweg auf das südliche Mittelgebirge hinaufmacht und den staubigen Weg in der Tiefe läßt.

Dort oben steht eine zum Theil zerfallene Burg im Fichtenwald, in der sich jetzt Bauern angesiedelt haben — ein Theil des Hofes ist in eine Kegelbahn verwandelt, und über manchen herabgestürzten Block erhebt sich eine Fichte. Der alte, gepflasterte Weg, welcher zur Ritterburg hin führt, ist vollständig mit Gras bedeckt, und aus der Tiefe wird die schrille Dampfpfeife bald zu den mürben Trümmern hinauf gellen.

Die Stadt Lienz liegt in freier, großer, runder Mulde. Die Drau ist ein kärgliches Wasser gegen das Strombett der Isel, die sich da mit ihr vereinigt und welche von endlosen Eisfeldern, vom Glockner wie vom Venediger, ihre grauen Wellen einherwälzt. Die beiden Flüsse, von welchen nunmehr der große den Namen des kleinen annimmt, der in seinen hohen Wogen verschwindet, berühren sich in einer Aue, welche die schmutziggrauen Hippophaë-Sträucher mit ihren gelben Beeren überziehen.

Im Süden glänzen vom Mittelgebirg zahllose weiße Ansiedelungen — um keine einzige Stadt von Tirol herum sind die Berghalden von einer solchen Menge Häuser bedeckt. Bis hoch zu den Weiden hinauf ziehen sich die Felder und die Wohnungen — ein Anblick, welcher die Umgebung von Lienz zu einer in dieser Hinsicht einzigen im Berglande gestaltet.

An den Gebäuden des Städtchens ist wenig Bemerkenswerthes zu sehen. Das Schloß auf dem Platze bei der Post, die eine und andere Kirche, mancher Thurm fallen nicht mehr in die Augen, als die lustigen Gärten, in deren Mitte das geräumige Städtchen sich ausbreitet.

Wichtiger, als die architektonischen Reize des Ortes, sind die Kanäle, in welchen man das erfrischende und und befruchtende Wasser des Gletscherstromes über die weiten Gefilde des Lienzer Thalbodens hinleitet. Nirgends, auch im Etschlande nicht, hat man es verstanden, das lebendige Wasser in solchem Umfang der bestellenden Hand des Menschen dienstbar zu machen. Daher stehen die Wiesen dieses Thales in hellem Saftgrün, wenn im Innthale die Halme verdorren und Staub aus dem vor Trockenheit zerklüfteten Boden aufsteigt. Die Bewässerung ihrer Gründe ist der Stolz der Lienzer. Freilich begünstigt sie nicht wenig die Herkunft der Isel aus eisüberlagerten Höhen, von welchen sie, wie alle Gletscherbäche, zerschlämmten, von den Eismassen zermalmten Grund mit sich herabführt. Dieser Schieferschlamm gibt den Gefilden zugleich neues und wegen seiner Fruchtbarkeit hoch geschätztes Erdreich.

Fragt man einen Lienzer Bürger um die hervor-

ragendsten Oertlichkeiten seines Thales, um diejenigen zu welchen die Wanderung den Lohn einer angenehmen Rundschau bietet, so nennt er stets das „Schloß Bruck", und in nicht wenigen Reisebeschreibungen wird nicht minder diese Oertlichkeit als ein hervorragender Punkt im Lande Tirol gerühmt.

Dorthin sollte man im Hochsommer pilgern, wenn die große Linde am Schloßteich in voller Blüthe steht und der Hof dem vom Anstiege Erhitzten wohlthuende Kühlung spendet. Da glänzen die breiten Nußbäume, und der Iselstrom haucht kalt herauf wie die geöffnete Pforte eines Eiskellers — denn je klarer die Tage und je heißer die Sonne, desto mächtiger löst sich die Fluth von den Gletschern los — die orangefarbenen Kürbisblüthen schauen aus dem mannshohen Mais, und die schwer beladenen Obstbäume beschatten hie und da den Weg wie eine der gemauerten Wölbungen der Burg.

Niemandem ist aber ein Gang zu der Burg, vor welcher sich dem Blicke die Häuser von Lienz und das rings um sie ausgebreitete Thal, im Süden von hohen Dolomit-Gipfeln überragt, zeigen, willkommener, als Denjenigen, welche zugleich am kalten Gerstensaft ihrer tiefen Keller Behagen finden. Es ist wohl ein behaglicher und beschaulicher Ort — der kühle Burghof, in welchem der Brunnen so einschläfernd rauscht, und über welchen, durch den Gegensatz glänzender scheinend, so selig die Sommerwolken durch den heißen Himmel ziehen.

Dritte Abtheilung.

In Nord und Süd des Landes.

Erstes Capitel.

Ein Blick in die alte Geschichte Tirols.

Die älteste Geschichte des Berglandes kommt in Mitten der gelehrten Nebel, von denen sie allenthalben umhüllt ist, nicht über den handgreiflichen Schutt hinaus, in welchem ihre wenigen Denkmäler begraben liegen. Wenn Brustspangen und Aschenurnen, Statuen und selbst Schriftzüge die Frage nicht entscheiden können, ob Kelten oder die vielberufenen „Rasener“ den Stock der Ureinwohnerschaft in Tirol bildeten, so vermag es noch weniger die Sprachforschung mit ihrem überaus kümmerlichen und dehnbaren linguistischen Stoff. Doch läugne ich nicht, daß gar manche der Fluß- und Ortsnamen, sowie damit zusammenhängender Bezeichnungen augenscheinlich keltisch sind, wie beispielsweise der See Benacus (Gardasee) und die einst an seinen Gestaden hausenden Kenomanen, sodann die Ambidravi im Drau- und Ambilici im Gailthal, der Isarcus (Eisak), was augenscheinlich lauter echt keltische Wortbildungen sind, die sich jede anderweitige Deutelei verbitten. Im Uebrigen scheint mir selbst die Lösung der Frage wieder nur die Schwelle zu einem andern, noch sicherer verwahrten Geheimniß, zu dem der wahren „Autochthonen“. So lange wir über Steinzeit- und Broncezeit-Männer in Europa überhaupt so auffallend wenig wissen, mag sich die geschichtliche Neugierde auch hinsichtlich Tirols gedulden.

Die ersten einigermaßen haltbaren Nachrichten aus dem Bergland finden sich in den römischen Schriftstellern der Kaiserzeit. Man erfährt, daß Munetius Plamus 36 Jahre vor Christus über die Rhätier triumphirte und zu Trient dem Saturnus einen Tempel errichtete, sowie daß vierzehn Jahre später durch den Legaten Apulejus auf dem Dos di Trento, damals Verruca genannt, eine Schanze erbaut wurde. Abermals sieben Jahre später schlugen sich Tiberius und Drusus gegen die verschiedenartigen Stämme der Rhätier bei Bozen, am Tonal und in der oberen Val Camonica, wo die „Camuni" hausten.

So knüpfen sich also die ältesten und geschriebenen Erinnerungen an eben jenen südlichen Theil des Landes Tirol, dessen Wortführer heute einstimmig die Lostrennung von demselben verlangen.

Der südliche Theil, mögen nun die ursprünglichen Insassen gewesen sein welche immer, war bald völlig romanisirt. Im Nonsberg namentlich entwickelte sich der Cultus der latinischen Götter. Es bleibt freilich dabei die Frage übrig, ob es mit diesen Göttern nicht die nämliche Bewandtniß habe, wie beispielsweise mit den Kelten, die romanisirt den eigenen Gottheiten römische Namen beilegten, oder wie mit den lateinischen Namen der deutschen Götter bei Tacitus. Waren die Rhätier gleich den Kelten und Germanen arischen Stammes, so konnte nichts leichter sein als eine solche Maskerade, denn es hält nicht schwer, für den einzelnen Gott oder die Göttin im Mythus irgend eines arischen Stammes den entsprechenden Vertreter bei den Römern,

Griechen, Slaven oder irgend einem anderen arischen Volke zu entdecken. So ist Freia die nordische Venus und Bredal der Apoll — und so mochten auch unter der Juno, dem Mars, dem Mercur u. s. w., die man in Nonsberg verehrte, ursprünglich die eigenartigen Götzen stecken. Dann muß eine Gestalt, welche dem Saturnus entspricht, unter den Insassen der Anaunia in besonderem Ansehen gestanden haben, denn von diesem wird die größte Anzahl von Tempeln und Statuen erwähnt.

Andere Spuren der Romanisirung des Etschlandes wollen die Gelehrten in den Namen mancher Ansiedelungen, meist nahe am Zusammenfluß der Etsch und des Eisak gelegen, gefunden haben. So soll das heutige Girlan, Sirmian, Prissian, Eppan einem alten Cornelianum, Sirmianum, Priscianum entsprechen und sollen von wohlhabenden Römern gegründet worden sein, welche aus den Wirren Italiens nach weniger bevölkerten und ruhigeren Provinzen auswanderten. Lana soll Leonianum geheißen haben, ich meine aber, es habe seinen ehrlichen Namen von „Lahn“, welches in Etschland einen Muhr- oder Bergbruch bedeutet, und wünsche den erwähnten „römischen Prädien“, daß ihre classische Herkunft auf sichereren Füßen stehen möge, als die der Ansiedelung am Falschauer Bach.

Ein unverkennbares Anzeichen der römischen Bekanntschaft mit den Geländen an der Etsch ist die Erwähnung rhätischen Weines, die mehrmals vorkommt. Dieser mag damals wohl feuriger und würziger gewesen sein, als heutzutage.

Denn mancherlei Spuren deuten auf ein wärmeres Klima vergangener Jahrhunderte hin, unter Anderem die

verbürgte Thatsache, daß einst in den Etschsümpfen zwischen Bozen und Meran Reis gedieh, an dessen Anbau heute nicht mehr gedacht werden kann.

Man kann die ersten sieben Jahrhunderte christlicher Zeitrechnung in Tirol nicht minder die Zeit der Einwanderungen nennen, wie im gesammten übrigen Europa. Vielleicht wurde das Bergland ebenso stark von Eindringlingen heimgesucht, als irgend eines der am meisten durchstürmten Länder des Erdtheiles. War es doch, selbst nach Theodorich's, Königs der Ostgothen, Ausspruch, ein Bollwerk Italiens und ein Thor des Reiches.

Aus dem zweiten Jahrhundert ist ein allgemeines Vordringen der Germanen nach Rhätien bekannt, und zwar waren es die Markomannen und die Quaden, welche den römischen Heerführern zu schaffen machten. Diesmal kam die lateinische Herrschaft noch knapp davon, ein dreizehnjähriger Krieg verscheuchte die „Barbaren" wieder von den Schutzwällen der Civilisation. Indessen diese Siege verschafften der Römerherrschaft nur jeweilige Galgenfristen. Wie eine Fluth gegen halb geborstene und von Ritzen durchzogene Mauern drängten die Germanen unablässig gegen die Grenzen. Bald waren es statt der Markomannen und Quaden die stammverwandten Gothen, Alemannen und Franken, die hier und dort durch die Pässe einbrachen. Gegen dieses Gewoge halfen vereinzelte Triumphe nichts mehr. Schon geraume Zeit vor dem Untergange des römischen Reiches sehen wir fortwährend Germanen in Tirol, und mit seinem Sturze sind sie im Etschland, Vinstgau und Oberinnthal seßhaft.

Hier ist es selbstverständlich auch nothwendig, der

Einführung des Christenthums Erwähnung zu thun, welches gleich so vielen anderen Culten durch die Römer in diese Berge verschleppt wurde. Um die Verbreitung dieser neuen Lehre machten sich die Bisthümer Chur und Aquileja verdient, denn sie waren es, von denen die Bekehrer ausgingen. Unter diesen nennt man vorzüglich den heiligen Lucius, einen fabelhaften „König von Britannien“, und den heiligen Cassian, der sich durch Gründung der Kirche Seben Verdienste erwarb. Sodann müssen erwähnt werden der heilige Valentin zu Mais, an welchen noch ein Kirchlein nahe dem Gestade der Naif erinnert, der heilige Romedius in der wilden Schlucht des Nonsberges, der heilige Vigilius und andere ehrwürdige Martyrer, über deren Thaten man sich in vielen Büchern erbauliche Kunde holen kann. Es ist schier die nämliche Geschichte wie überall und bedarf keiner eingehenden Behandlung. Nur das mag als Besonderheit angeführt werden, daß im südlichen Theile des Landes es die Bewohner des Rendena-Thales waren, die am längsten in ihrer heidnischen Verblendung blieben.

Zur Zeit des erwähnten Theodorich, gegen das Ende des fünften Jahrhunderts, wurden flüchtige Alemannen, die dem Sieger von Zülpich entrannen, in Vorarlberg, Vinstgau und Oberinnthal aufgenommen. Ihre Heimat im damaligen Württemberg wurde von den siegreichen Franken besetzt — sie aber sind zweifellos der Stammstock der alemannischen Bevölkerung geworden, welche sich noch heutzutage so sehr von den benachbarten Gothen und Bajuwaren unterscheidet.

Denn die Gothen sitzen heute östlich von den

erwähnten Alemannen in Passeier, Ulten, Sarnthal und Schnals, sowie im Burggrafenamt hinab — und sind wohl theilweise Nachkommen der gothischen Grenzwachen, die das Reich des Theodorich hüteten, theilweise, und noch mehr, aber Nachkommen jener Gothen, die dem zwanzigjährigen Krieg entkommen waren, welcher ihr Reich und die alte Cultur unter einem Schutthaufen begraben hatte. Sie, die das Schwert des Narses verschont hatte, suchten in den Gebirgen Rhätiens eine neue Heimat. Durch sie wurde Tirol in den gothischen Sagenkreis hineingezogen. An dem uralten Bergwerke zu Gossensaß, sagt der Geschichtschreiber Tirols, Josef Egger, hatte Wieland der Schmied seine Werkstätte; an den Ufern der Etsch besiegte der ruhmumstrahlte Dietrich von Bern den Riesen Witich; auf dem Schlosse Garda am Gardasee saß Ortnit, der König der Lamparten; auf dem Ifinger oder dem Schlern hatte der Zwerg Laurin seinen zauberhaften Rosengarten und in dem Innern des Gebirges seinen prächtigen Palast, den er gemeinsam mit der schönen Gemahlin Similde bewohnte.

So waren es also um die Mitte des sechsten Jahrhunderts vorzugsweise germanische Stämme, welche sich in Tirol getheilt hatten und die dort sitzenden Romanen unterjocht hielten. Den erwähnten Stämmen hatten sich auch noch die Bajuwaren beigesellt, welche von Norden her den Gothen und Alemannen an der Etsch die Hand reichten. Das Herzogthum Trient gehörte zum Longobardenreich, dessen Hauptstadt Pavia war, und wurde zuerst von Herzogen, später von sogenannten Gastaldionen, deren Würde etwa die Stellung unserer

Pfalzgrafen im zwölften Jahrhundert entspricht, verwaltet. Die eindringenden Germanen waren zum größten Theile noch Heiden, insbesondere die Bajuwaren, und so kam es, daß der tiefsinnige Cultus der deutschen Götter noch einmal mitten unter dem Romanenvolke auflebte. Es mag ein wunderliches Schauspiel gewesen sein, in der Nähe des Mauerwerkes der Capellen, auf welchem steife Fresken die Ueberlieferungen des Christenthumes verkündeten, auf waldigen Kuppen die heiligen Feuer der Germanen zu erblicken.

Alle Nachrichten stimmen dahin überein, daß die Bajuwaren sich gegen die im Lande ansässigen Romanen viel schroffer verhielten als die Longobarden, vornehmlich aber als die Gothen. Bei letzteren namentlich trug schon die gemeinsame christliche Religion viel zur Verschmelzung mit dem anderen Stamme bei. Auch die Longobarden übten strenge Herrschaft über das romanische Volk, dennoch aber ging die Vermischung mit ihm verhältnißmäßig rasch von Statten, und zwar so, daß sie, wie einst die Römer vielfach den Griechen gegenüber, Sitte und Sprache der Unterworfenen annahmen. Viel schwieriger vereinigten sich Bajuwaren und Romanen, umso mehr, als wenigstens nördlich des Brenners sich die letzteren in unverhältnißmäßiger Minderzahl befanden. So kommt es, daß dort nur vereinzelte Ortsnamen als Spuren des in der Mehrzahl aufgegangenen Volkes noch vorhanden sind — Ortsnamen, theils von romanischem Klang, theils durch das deutsche Wort „Walch“ (wälsch) als solche gekennzeichnet, wie Walchsee, Walchen, Walcherbach, Walchensee u. s. w.

Wir können in dieser kleinen Skizze der Landesgeschichte nicht fortfahren, ohne neuer Eindringlinge zu erwähnen, die sich gegen Ende des sechsten Jahrhunderts der östlichen Gegenden des Landes bemächtigten. Es sind dies die Slaven, deren Ueberreste noch heute Krain, sowie Theile von Steiermark und Kärnten bewohnen, welche aber damals die Gegenden nördlich und südlich vom Pusterthal bis Primör hinab an sich gerissen hatten. Aguntum (Innichen), damals eine der bedeutendsten Ansiedelungen des Berglandes, wurde von ihnen zerstört. Und noch heute sind ihre Spuren bis tief in die Tauern hinein, ja sogar bis über deren Hauptkamm hinüber, nicht zu verkennen.

Freilich machten die Baiern der Slavenherrschaft im Pusterthal bald ein Ende. Noch heute knüpft sich an einen Hügel und eine Capelle auf dem Toblacher Feld die Erinnerung an die Vernichtungsschlacht, welche Herzog Garibald im Jahre 612 gegen dieselben schlug. Doch war damit nur die Rienz-Gegend vorläufig für das Deutschthum gewonnen. An der Drau hielten sich die Slaven noch Jahrhunderte lang.

Das Longobardenreich ging gegen Ende des achten Jahrhunderts zu Grunde, und die Wirren, welche seinem Ende vorhergingen, berührten selbstverständlich Tirol, insbesondere seinen longobardischen Theil, empfindlich. Insbesondere Herzog Alachis, der unter dem Longobardenkönig Bertharis das Herzogthum Trient verwaltete, brachte durch Empörung gegen seinen Herrn mancherlei Unheil über das Land. Aber es ging zu Ende mit den Longobarden. Achtzig Jahre später kamen die Franken

Karl's des Großen, und Trient wurde ein fränkisches Gebiet gleich der Ebene im Süden.

Man kann wohl sagen, daß wenige Ereignisse für Tirol bedeutungsvoller geworden sind, als die Kaiserkrönung Karl's des Großen. Denn diese Wiederherstellung des römischen Weltreiches hatte zur Folge, daß ein König der Germanen nach dem anderen über die Alpen zog, um sich die Weihe des Imperiums zu holen. Die Römerfahrten gingen meist über Tirol, und nicht wenige der merkwürdigsten Erinnerungen deutscher Kaisergeschichte knüpfen sich an das Alpenland und seine Pässe.

Der fränkischen Herrschaft hatte es zunächst eine wirksame Vertheidigung gegen die Awaren, sowie die Gründung der Stadt Brixen zu verdanken.

Ich muthe meinen Lesern nicht zu, das Wirrsal der Kaisergeschichte oder vielmehr deren kleine Nebenvorgänge in den Tiroler Bergen zu verfolgen. Deutschtirol als der südlichste Theil Baierns hing ganz und gar mit den Schicksalen dieses Landes zusammen, während Wälschtirol als ein Theil Italiens an den endlosen Kämpfen theilzunehmen gezwungen war, welche dieses Land unabläßig nach allen Richtungen durchtobten. Nähere Nachrichten über dieses unerfreuliche Chaos findet man in allen größeren Geschichtsbüchern. Ich lasse deshalb die Geschichte des Kampfes zwischen den abermals erstarkenden Vasallen der kaiserlichen Macht bei Seite und verweile auch, weil von derlei Geschichten die eine fast immer klingt wie die andere, nicht weiter bei dem Zuge des Baiernherzogs nach Verona oder der Fahrt des Königs Otto I. über den Brenner.

Hingegen mag es die Theilnahme manches Lesers befriedigen, wenn er von den Gauen, Grafschaften, hört, in welche unter den Karolingern das Land zerfiel.

„Nach den Resultaten der baierischen Territorialgeschichte finden wir den Anbau der ersten Niederlassungen, so wie ihn Tacitus den Germanen überhaupt zuschreibt, auch in Baiwarien sowohl durch Einödhöfe, als durch Dorfschaften bestätigt. Diese Uransiedelungen waren von einem verhältnißmäßigen Gebiete, einer größeren oder kleineren Mark, umgeben, welche anfänglich durch natürliche Grenzen, Thäler, Stromseiten, Flußgebiete, Wälder und dergleichen bestimmt war, später aber durch Niederlassungen, sei es durch fremde Einwanderer in die Mark, sei es durch weiteren Anbau von innen heraus, sich immer mehr verkleinerte und eine politische Abgrenzung nothwendig machte so daß das Urdorf, von welchem die Cultivirung des Landstriches ausgegangen, in den folgenden Zeiten auf der ihm ursprünglich zustehenden Mark von einem Kreis von Filialdörfern und Weilern umgeben erscheint, welche wieder ihre aus der Gesammtmark ausgeschiedene Gemarkung haben.“

Vorausgeschickt mag werden, daß es im wälschen Theile des Landes zahlreichere und bedeutendere Ortschaften gab, als im deutschen. Nur das neugegründete Brixen und das alte Trient verdienten den Namen von Städten. In der ersteren sorgte eine Domschule für die Entwicklung der spärlichen Keime von Kunst und Wissenschaft, welche in diesen jugendlichen Völkern Wurzel gefaßt hatten. Weit besser war es in dieser Beziehung

im Trientiner Gebiet bestellt, wo die Verschmelzung der Longobarden mit dem römischen Wesen bald ihre Früchte trieb.

„Ansehnliche Bauten wurden nicht aufgeführt; die Wohnhäuser der Freien und Edlen unterschieden sich wenig von unsern heutigen Bauernhäusern, wenn sie nicht alte römische Gebäude bewohnten, und waren ganz aus Holz, sogar die Kirchen und Capellen wurden anfangs aus diesem Materiale erbaut, und nur ausnahmsweise benützte man Steine. In der Ausschmückung derselben hatte man es auch noch nicht weit gebracht. Wohl ist bei den Baiwaren manchmal von Gold- und Silbergeräthen, von gezierten Altären die Rede, diese machen aber eine Ausnahme und sind sicherlich nicht inländisches Fabricat. Die Longobarden waren allerdings in der Kunst den nördlichen Nachbarn schon frühe weit voran, denn sie hatten an den unterworfenen Romanen gute Lehrer und konnten an den vielen italienischen Kunstschätzen, die sie täglich sahen, ihren Geschmack bilden. Auch mit der Wissenschaft war es bei ihnen ohne Zweifel viel besser bestellt, als bei den Baiwaren; denn in dem Lande der letzteren kann von einer eigentlichen Wissenschaft kaum gesprochen werden. Man kam meist nicht über deren elementarste Grundlagen hinaus, und Schulen gab es bis zum Beginn des achten Jahrhunderts gar keine; erst um die Mitte desselben entstanden solche an den wenigen Kathedralen. Diese hatten aber nur den Zweck, die Edlen und Freien, welche sich dem geistlichen Stande widmen wollten, auf denselben vorzubereiten; die Schüler lernten darin höchstens lesen

und schreiben und so viel Latein, um die gewöhnlichen Kirchengebete und das Evangelium zu verstehen. Der übrige Theil der Bevölkerung genoß keinen Unterricht, von den untersten Schichten bis zum Fürsten. Thassilo II., der größere Kenntnisse besaß als seine Vorgänger, rühmt sich, daß er die Anfangsbuchstaben seines Namens schreiben könne. In Bezug auf Rohheit unterschied sich das gemeine Volk wenig von der Geistlichkeit und vom Adel."

Dem Klerus mag es wohl von allen Ständen am besten ergangen sein. Wenn man liest, welche Mengen an Getreide, Wein und Schlachtvieh alljährlich den Klöstern zugeführt wurden, so geräth man vielleicht in Erstaunen über deren Verzehrungsfähigkeit.

Verheiratete Priester gab es eine Menge. Wenn sie nur Jungfrauen zu Gemahlinnen nahmen und mit einer sich begnügten, so verstießen sie nicht gegen die bestehenden Gesetze. Männer- und Frauenklöster waren hier und dort nur durch eine Wand getrennt.

Auch bei Kämpfen und Metzeleien betheiligte sich der Klerus. Wie muß es erst in den unteren Schichten der Gesellschaft ausgesehen haben, klagt Egger, wenn die Diener der Kirche so wenig vom Sauerteig sich durchdrungen zeigten und solcher Verirrungen sich schuldig machten, trotzdem daß die schwersten Strafen darauf gesetzt waren, daß fromme Männer mit flammenden Worten sie verdammten und den Zorn des Himmels auf ihre Häupter herabriefen. Wir kennen das Leben der Baiwaren und Longobarden im Einzelnen zu wenig, aber so viel ist gewiß, daß Gewaltthaten und Schlägereien zu den gewöhnlichen Lastern zählten. Nicht selten wurden

Einem Füße und Arme entzweigeschlagen, oder tödtliche Streiche auf's Haupt versetzt, die Augen ausgestochen, Hände, Finger, Nasen, Ohren und andere Gliedmaßen abgehauen, Zähne eingestoßen u. s. w. Noch weniger schonte man natürlich Gut und Eigenthum des Nächsten. Man brach gewaltsam in des Nachbarn Haus und Hof, zerstörte seine Obst- und Gemüsegärten, Bäume und Hecken, verbrannte seine Gebäude und verwundete oder tödtete sein Vieh. Nicht einmal die Frauen waren vor der Rohheit der Männer sicher, so sehr ihrer Kirche wie Staat sich annahmen und so hoch sonst die Germanen sie schätzten. Man mißhandelte und verstümmelte sie, obwohl alle körperlichen Verletzungen von Frauen durch ein doppeltes Sühngeld zu höheren Verbrechen gestempelt waren, man verging sich gegen ihre Schamhaftigkeit, wenngleich derlei Vergehen mit Strafen belegt waren; man kränkte sie an Ehre, Recht und Eigenthum, ungeachtet das Gesetz sie möglichst zu schirmen suchte. Selbst schwangere Frauen verschonte die Gewaltthat der Männer nicht.

Um nun zu der politischen Eintheilung zu kommen, in welche das Bergland mit seinen so gearteten Bewohnern zerfiel, so ist vorerst das Norithal zu bemerken, welches vom Brenner bis in die Nähe von Gargazon reichte. Pusterthal bestand aus zwei Gauen, welche dem heutigen Ober- und Unterpusterthal entsprechen, der Pustrissa und dem Surngau.

Das Herzogthum Trient war so ziemlich (mit Ausnahme von Riva, das zum Veroneser Gebiete gehörte) von den nämlichen Grenzen umschlossen, welche sich heutzutage die Italianissimi wünschen. Gegen

Norden fielen dieselben so ziemlich mit denen des Königreiches Italien im Anfange unseres 19. Jahrhunderts zusammen.

Der Vintsch- oder Vinstgau, ein Untergau von Churrhätien, reichte von den Quellen der Etsch bis zu dem berühmten Aschler-Bach bei Gargazon, der in so manchem Jahrhundert als eine der merkwürdigsten Grenzmarken vorkommt.

In den Norden theilten sich drei Gauen: der Poapingau, der so ziemlich dem heutigen Oberinnthale entspricht und am Zirles-Bach noch wie heute seine östliche Grenze hatte — der Pagus intervalles, der fast gänzlich mit dem heutigen Unterinnthal zusammenfällt — und der Ammergau, zu welchem die nordwestlichen Höhenzüge und Thäler gehörten.

Die Dauerhaftigkeit dieser Gauverfassung war indessen keine lange. Nach und nach zerfielen sie in immer mehr und mehr Grafschaften, oder aber es wurden nach und nach Grafschaften verschiedener Gaue in einer Hand vereinigt, was der Festigkeit des Gauverbandes den stärksten Abbruch that. Unter den Grafen, welche auf diese Weise zur Auflösung der Gauverfassung beitrugen, müssen vor Allem die von Andechs und Tirol genannt werden.

Im Laufe des elften Jahrhunderts tritt die ungeheuere Vermehrung der Kirchengüter und die Besitzabtretung an die Stifte hinzu, um die Umrisse der Besitzeintheilung in Tirol vollständig zu verändern. Die baierischen Klöster, der Trienter Bischof, der Bischof von Chur und von Feltre, das Kloster Sonnenburg, die Stifte Innichen und Wilten erwarben Grundstücke auf Grundstücke.

Zu gleicher Zeit verspürte man immer mehr und mehr die Wirkungen des Lebens, welches die fortwährenden Wechselbeziehungen zwischen Deutschland und Italien auf die Saumwege und Straßen des Landes brachten. Auch die Kreuzzüge mit ihrem Strom von Menschen, der nach Süden trachtete, blieben auf die Entwicklung des Landes nicht ohne Einfluß. Die gewöhnlichsten Wege waren über den Jaufen, über den Höhlensteiner Paß oder über die Malser Haide. Die Bewohner größerer Orte fingen an, sich steinerne Häuser zu erbauen, Dichtung und Minnesang zogen in die Burgen ein. In der Architektur zeigte sich ein Fortschritt, den wir an den zahlreichen Kirchen des 12. Jahrhunderts überschauen können. Hier ist es abermals Trient, mit dessen Entwicklung sich keine andere Stadt vergleichen kann, während der Grund von Innsbruck noch mit Wiesen bedeckt ist, die dem Kloster Wilten gehören. Nach Trient hatte zur Zeit der Hohenstaufen Riva den bedeutendsten Verkehr.

Zweites Capitel.

Burgen an der Brennerstraße.

Im Mittelalter, während die Hauptsitze des Welthandels sich an den Mittelmeerküsten und in einigen oberitalienischen Städten befanden, war die Brennerstraße, trotz ihres damals noch so kümmerlichen Zustandes,

immerhin die „goldene Ader“ des Verkehres im Süden unseres Vaterlandes.

Eine Wahrnehmung, die man überall an den alten Verkehrsstraßen des Erdtheiles anstellen kann, lehrt uns, daß Ritterburgen, wenn auch von räuberischen Feudalherren erbaut oder bewohnt, keineswegs dort angesiedelt sind, wo man Adlernester und Bärenhöhlen findet — wenngleich die Einbildungskraft unserer Romanschreiber des vorigen Jahrhunderts dieselben mit Vorliebe in derartige Gegenden versetzt hat. Im Gegentheile liebte es der Kraftadel jener Zeit, sich in der Nähe von Straßen anzusiedeln, welche der Karawanenhandel und Züge von reichen Kaufherren belebten, womit jedoch keineswegs gesagt sein soll, daß die Erbauung erwähnter Burgen und die auf der Straße unter ihnen vorüberziehenden Reichthümer immerwährend in einem gewissen ursächlichen Zusammenhang gestanden seien. Es wird eben nicht nur die Raubsucht, sondern auch die Lust an der Bewegung auf der Straße und an Neuigkeiten bei der Auswahl solcher Stätten wirksam gewesen sein, etwa in der Weise, wie wir heute sehen, daß reiche gewerbtreibende Fabrikbesitzer sich ihre Landhäuser häufig nicht in schattiges und verschwiegenes Grün, sondern an staubige Heerstraßen hinbauen.

Zur Kenntniß vom alten Leben und Treiben in diesem Lande halte ich es für geeignet, einige Blicke auf die adeligen Siedelungen zu werfen, die man in der Nähe der alten Kaufmannsstraße heute zum größten Theil in Trümmer liegend findet, wenn man dieselbe von Norden nach Süden durchgeht.

Gleich die erste derselben freilich, die, südlich von Innsbruck rings von schattigen Wäldern umschlossen, in's Innthal hinabschaut, hatte weder jemals etwas mit dem adeligen Räuberunwesen zu schaffen, noch ist sie zum romantischen Schutthaufen geworden. Es ist dies Ambras, dem Volke in ganz Deutschland als Sitz der schönen Philippine Welser bekannt und heute noch ein viel stattlicheres Gemäuer, als es jemals in den Tagen der Bärenhetzen und Turniere gewesen sein kann. An keinem Schlosse Tirols haften so anmuthige Erinnerungen, als an diesem Gemäuer, welches nicht der künstliche Glanz des Minnesanges, sondern eine wirkliche und wahrhaftige Liebesgeschichte verklärt. Einen Theil dieser freundlichen Erinnerungen können auch die Trümmer von Hohenburg in Anspruch nehmen, die nicht weit von Ambras in einer Rodung zu sehen sind. Und zwar gelten diese Erinnerungen auch nicht den römischen Speeren und Pfeilen, welche dort aus der Erde zu Tag befördert worden sind, sondern abermals dem Bilde des schönen Augsburger Mädchens, welches dort oben zeitweilig die Sommerfrische genoß.

Die nächste Burg, welche dem Wanderer auf dieser Straße zu Gesicht kommt, bildet mit ihren Erinnerungen einen eigenthümlichen Gegensatz zu dem Dampfwagen, für den man in der Nacht des Berges unter ihr Bahn gebrochen hat. Auf dem Glimmerschiefer-Hange, durch welchen sich der zweite Tunnel der Brennerbahn zieht, erheben sich die Trümmer der Sonnenburg, von Gestrüpp und Flechtwerk bedeckt.

Wie von so viel anderem Gemäuer geht auch von

diesem die Sage römischen Ursprunges, nicht unerheblich unterstützt durch einen Meilenstein aus der Zeit des Kaisers Decius, den man in seiner Nähe aus der Erde grub. In der That ist es in Tirol so wenig wie anderswo eine Seltenheit, daß Mauerwerk aus der Zeit der Römer späterhin von mittelalterlichen Baukünstlern theilweise zu anderen Zwecken benützt wurde, und verweise ich, um nur ein Beispiel anzuführen, auf eines der berühmtesten Schlösser von Tirol, auf die Trostburg am Eingang des Grödener Thales, an deren Stelle sich sicherlich vor Zeiten ein römisches Castell erhob.

Mag dem nun aber sein wie immer, die Sonnenburg taucht im elften Jahrhundert als ein Horst von blaublütigen Wegelagerern auf, wurde aber späterhin durch eine wunderliche Laune des Schicksals Sitz des gleichnamigen Gerichtes, welches man noch wie die Namen so manches anderen Gerichtes, das einst von einer Burg, heute aber von dem größten Orte seine Bezeichnung erhielt, auf alten Landkarten aufgeschrieben findet.

Als solcher Gerichtsort (Anstalt zur Menschenquälerei) erlebte es ein merkwürdiges Abenteuer. Es traf sich nämlich, daß dortselbst Albrecht, ein natürlicher Bruder Margaretha's, der Maultasche, Vogt war und sich in eine Verschwörung gegen das Leben des Gemahls dieser übelbeleumundeten Dame einließ. In solchen Fällen wußte die Gerechtigkeitspflege der guten alten Zeit nichts von Empfindlichkeit. Man spannte den Verschwörer auf die Folter, und die Sonnenburg wurde eine Ruine.

Die nämliche Uebereinstimmung in den Ansichten der Erbauer von Bollwerken in römischer und in mit-

telalterlicher Zeit finden wir auch bei Matrey. Denn auf den Stätten, bei welchen man nicht nur Kaisermünzen und lateinische Aschenkrüge, sondern auch allerlei angebliches etruskisches Gerümpel ausgegraben hat, steht das Schloß von Matrey, dessen vorspringenden Berg nunmehr ebenfalls ein Tunnel durchbohrt, und man braucht nicht weit zu gehen, um zu den ritterlichen Ansitzen Bärenholz, Latschburg und Narrenholz zu gelangen — deren Namen sicherlich jedem Leser so urteutonisch klingen, daß ein weiterer Excurs über die Gründer derselben erspart bleiben mag.

Eine Räuberburg stand an jener Stelle der Brennerstraße bei Stafflach, wo die Wände links und rechts derselben sich zur sogenannten „Klamm" einengen. Wenn der dicke Wirth von „Burg" melancholisch gähnend auf die theilweise mit Gras bewachsene Straße hinausgeht und von der entschwundenen Fuhrmannsherrlichkeit des Völkerweges träumt, so fällt sein Blick auf die Stätte des alten gleichnamigen Schlosses.

Vor Zeiten und ursprünglich war dieses zur Obhut der Reisenden bestimmt, zur Verleihung bewaffneten Schutzes auf der vielfach gefährdeten Straße. So einträglich und mühelos dieses Geschäft sein mochte (für Begleitung und Schutz mußten natürlich reichlich Abgaben entrichtet werden), so fand man es auf der Burg schließlich doch noch bequemer, die Reisenden und Kaufleute auszurauben, statt zu schützen. Obwohl man es mitunter mit solchen Liebhabereien des erbgesessenen Adels nicht gar zu streng nahm, so wurde es doch in diesem Falle dem Bischof Egno von Brixen und dem

Grafen Albrecht von Tirol zu arg. Die Burg wurde verbrannt und jetzt ist nichts davon übrig.

Um Spuren von ehemaligen Gesinnungsgenossen derer von Burg zu finden, müssen wir uns über den Brenner hinüber versetzen und die Enge zwischen Gossensaß und Sterzing betrachten.

Dort, wo Menschenhand dem Eisak, der soeben erst durch den Pflerscher Bach ein ordentliches Bergwasser geworden ist, einen Tunnel mitten durch den Berg gebrochen hat, damit dessen ehemaliges Bett dem Schienenwege Raum gewähre — wo kernige Eschen an den schäumenden Wasserkreiseln stehen — und heute die Holzfäller sich mit ihrer Hantirung, mit Baumfällen und Rindenschälen, auf der Straße breit machen, auf welcher einst die Menge der Lastwagen oft mit Mühe sich kreuzte, erhebt sich noch heute ein gelbbrauner Thurm, der einzige Ueberrest der Feste Straßberg, angeblich von Raubvögeln bewohnt, die in dem unzugänglichen Gemäuer nicht minder vor den Nachstellungen der Nachbarn sicher sind, als einst die Herren von Villanders oder Freundsberg, die hier ein schwunghaftes Geschäft mit wohlfeilen Waaren betrieben. Ganz in der Nähe befand sich Burg Raspenstein, vor sechs und einem halben Jahrhundert vom Grafen Albert von Tirol erbaut. Man erzählt von diesem Raubnest, daß es mit dem erwähnten Straßberg und mit Sprechenstein in der breiten Thalmulde von Sterzing gemeinschaftliche Spähe pflog und in wechselseitigem Einvernehmen über die Unternehmungen stand, die an den Reisenden ausgeführt werden sollten. Besonders auf die Vasallen des Hochstiftes Brixen, heißt es,

war das Augenmerk der vieledlen Herren gerichtet, wenn jene harmlos durch die Enge zogen, bis König Heinrich 1221 dem Gründer selbst zur Abhilfe die Schleifung anbefahl.

Ueber das Sterzinger Moos ragt vorzüglich die genannte Burg Sprechenstein, deren halbinselartig in den Sumpf vortretender Fels ebenfalls nicht von den Pulverminen der Erbauer des Schienenweges verschont geblieben ist. Man rühmt die Aussicht, welche sich von dem zerfallenen Raubnest aus auf die großen Ferner im Hintergrund von Ridnaun eröffnet, mag aber zugleich beifügen, daß auch zu ihren Füßen, von der Eisenbahn aus, solchem Fernblicke nichts im Wege steht. In der That bekommt der Reisende, welcher auf der Brennerbahn mitten durch das gletscherreiche Land Tirol eilt, wenige und flüchtige Blicke auf Pflersch oder Schmirn abgerechnet, nirgends etwas von den Eishöhen zu sehen, als in einem gewissen Umkreise um den Felsen, auf welchem das Gemäuer von Sprechenstein steht.

Im Ridnauner Thal, dessen mehrfach abfallende Staffelbildung von da aus wohl erkannt wird, steht heute noch ein gar anmuthiges Schloß, Mareit, wenig gefeiert im Sagenmunde, doch dafür einer der herrlichsten Ansitze in den Hochthälern. Nirgends im Bergland führt ein solcher Baumgang mächtiger Fichten, Cypressenreihen vergleichbar, zu den Höfen und weitschauenden Gemächern.

Nicht gar weit von der Franzensfeste, doch entfernter vom Verkehrswege, als jedes der erwähnten

Castelle, im Süden von Waldgebirge und weiterhin von grauen Dolomit-Kofeln überragt, steht Rodeneck, weit und breit südlich der Wasserscheide bekannt.

Mayrhofer sagt darüber:

Des Geschlechtes der Herren von Rodeneck geschieht schon im elften Jahrhundert Erwähnung, die Erbauung ihrer Veste fällt erst ins zwölfte. Von welchem Umfange sie ursprünglich gewesen ist, läßt sich aus der damaligen Menge der Bewohner entnehmen, wozu auch jene ehrsamen Handwerker gehörten, die nachher fortzogen und Mühlbach bevölkerten. Der letzte Rodeneck, Friedrich IV., von adeligen Consorten befehdet, ohne von seinem Lehensherrn, dem Bischof von Brixen, irgend Hilfe zu erhalten, dankte geschwindigst für solche leidige Herrschaft und übergab sie 1269 dem mächtigen Grafen Görz, Meinhard II., womit sie ein Krongut des Landesfürsten wurde. Darauf den von Villanders als Lehen gegeben, empfanden diese bald den wankenden Flügelschlag der Gunst. Zwei Parteien, die Luxenburger und Brandenburger, rieben ihre Streitkräfte um den Sitz Tirols, der Sieg war Letzteren, und die Villanders als unterlegene Genossen verloren dabei Gut und Leben. Der von Tek, so sie auf hohen Befehl aus dem Neste getrieben, nistete sich nun ein (1351), doch war auch sein Bleiben nur ein kurzes. Der österreichische Glücksstern sollte in diesem Lande zum ersten Male auf Rodeneck funkeln, indem es Herzog Albrecht kaufte und den Herren von Gufidaun als Pfandschaft übertrug. Später erinnerte sich einmal Kaiser Maximilian des Ritters Wolkenstein, der in Flandern und allerwärts, wo das Haus flinker Schwerter be-

durfte, seine Schuldigkeit gethan, und Rodeneck wurde das Ausgleichungsobject dankbarer Gefühle. Ersteres hatte Bestand bis in die jüngste Zeit, und zwar zum Erblühen dieses Platzes; denn die Wolkensteiner waren sorgsame Pfleger unterthanlichen Wohlseins in Ackerei und Viehzucht. Auch Wissenschaft und Kunst blühte unter ihren Händen; sie füllten die leeren Gemächer mit Büchern und Bildern, mit heraldischen und numismatischen Alterthümern seltener Art, wofür das Glück ihr treuer Gefährte ward. Von den gesammelten Schätzen hat sich leider nur ein verhältnißmäßig Kleines erhalten. Der Waffensaal, im 30jährigen Kriege eine sehr brauchbare und splendide Aushilfe für entwaffnete Helden, wurde mit stillem Gleichmuth ausverkauft, und die Hand- und Wurfgeschosse und kunstvollen Leibesrüstungen kamen, ich glaube, in's Arsenal nach Wien, wo sie sich so wenig zu Hause finden, als jene von Ambras, die vor den neugierigen Blicken verrosten. Sogar die von Oswald von Wolkenstein mit eigener Hand geschriebenen Gedichte, sammt Notenbeigaben aus dem Jahre 1442 verschwanden in irgend ein ausländisches Cabinet, das sie jedenfalls mit verständigerer Pietät behüten wird; wurde doch erst im vergangenen Winter eine andere Handschrift desselben Dichters, die sich in Innsbruck in einem staubigen Winkel vorfand, in ganz Tirol keines bleibenden Kaufes gewürdigt und wanderte in die Bibliothek nach München. Das Silber der Capelle wurde zu Münzen geschlagen und wird nun vielleicht zwischen wucherischen Fingern herumgedreht; ein Feuer verzehrte (1694) Haus und Hof und machte weiß Gott was für Kostbarkeiten zu

Asche; französische Vandalen sengten und raubten nach einander (1795 und 1805), was ihnen gefiel, andere kunstverständige Langfinger gibt es auch, die sich in Friedenszeiten mit unschuldiger Maske einzuschleichen wissen, was sollte da noch übrig bleiben, als einige Kirchenväter, schmutzige Leinwandstreifen mit langweiligen Gesichtern, Prunksäle in modernisirtem Aufputz und ja — doch das Beste — ein wonniger Blick in schöne ewige Natur.

Obwohl nun die Schlösser weiter abwärts streng genommen nicht mehr bei der eigentlichen Brennerstraße erwähnt werden sollen, mögen dennoch einige der vornehmsten vorläufig bezeichnet werden.

Da ist in der Nähe des früher durchwanderten Tschötsch Schloß Velthurns mit schönem Getäfel und wohlerhaltenem Gemäuer, ferner Garnstein in der wilden Schlucht des Thinnerbaches, das erbaut war, um die Straße zwischen Velthurns und dem Rittern zu schützen — vor Allem aber die „Akropolis“ von Klausen, das untergegangene Castell Seben, auf deren Trümmern heute das berühmte Nonnenkloster steht.

Burgenreich waren einst die Höhen von Castelrutt über der Straße, welche nach dem Itinerar des Antoninus sich zu ihren Füßen von „Mansio“ zu Mansio zog. Dort stand auch die alte Trostburg, die zur Zeit der Völkerwanderung zu Grunde ging. Die Burg, welche heute an ihrer Stelle zu sehen ist und den Reisenden weit ab- und aufwärts den Eingang des Grödener Thales ankündigt, stammt, wie versichert wird, aus dem 14. Jahrhundert.

Ihr ist der Minnesänger Oswald von Wolkenstein entsprossen, dessen Ruhm die Geschichte deutscher Dichtkunst verkündet, seine Bildsäule steht noch heute im Rittersaale.

Diese Heimath des Minnesängers aber ist uns zugleich ein Anzeichen von der Nähe des warmen Etschlandes, in welchem der Wein den Sängern der zahlreichen Burgen ein begeisternder Genosse war. Es kommen nun die Burgen im heißen Bozener Becken und an den Geländen Merans, und nur ein Tagemarsch trennt das Castell des Wolkensteiners von dem des edlen Sängers Rubein, das von Cypressen beschattet wird. Da beginnt ein anderes Land. Wäre nicht die trennende Geschichte dazwischen getreten, so läge dort die deutsche Provence. So aber ist es mit allen Minnesängern und deutschen Burgen ein schier vergessener Winkel unseres Vaterlandes geblieben, bis — erst in unseren Tagen — der Dampfwagen wieder ein Band fester geschlungen hat, das nie mehr wieder so schlaff werden wird, als es die geistige Verbindung deutschen Wesens nördlich der Alpen und am Zusammenflusse des Eisak und der Etsch Jahrhundertelang gewesen ist.

Drittes Capitel.

Das Thal Obernberg bei der Brennerstraße.

Ein verlorenes und nicht viel besuchtes Seitenthälchen der Brennerstraße zieht sich beim Dörfchen Gries in die Gruppe des Stubaier Gebirges hinein: es ist der Obernberg, in alten Urkunden Oberinberge geheißen.

Die Innsbrucker wissen die Reize seiner wasserdurchrauschten Einöde wohl zu würdigen — doch der große Schwarm dampft daran vorüber.

Ob es, wie der humoristische Doctor Josef Mayrhofer in seinem Büchlein „Ueber den Brenner" meint, „zum Ausbrüten von Weltschmerz und Herzweh harmonire" und aus diesem Grunde von den Einwohnern der Hauptstadt besucht werde, betrachte ich im Hinblicke auf die derbkörnige Anlage derselben als einen jener boshaften Ausfälle, an welchen das reizende Werkchen so überreich ist.

Von Gries aus betrachtet, will es freilich scheinen, als ob man in jene „latebras feris" hineinsteige, von welchen die ruhmredige Inschrift des Brennerbades spricht, indem sie die ganze Gegend der Völkerstraße mit dieser Verleumdung beleidigt. Schaurig schließt der Tribulaun die Schlucht, der „über seine Nachbarn im ewigen Glanze des Schnees herüberragt".

Und wäre es nicht wegen der stillen Gewässer in seinem Hintergrunde, es gingen sicherlich Wenige in die Schlucht.

Das Volksleben oder menschliches Treiben dort drinnen ist auch nicht anziehender oder eigenthümlicher, als in den breiteren und leichter zugänglichen Mulden. Ein Freund von Haussprüchen höchstens, die in der Abgelegenheit sich reichlicher auf der Außenseite der Ansiedelungen erhalten haben, fände hier Stoff. Auch fehlt es nicht an Unglückstafeln, die meist der Bach verschuldet hat, und an so freundlichen Hinweisungen auf die Vergänglichkeit der irdischen Dinge, wie sie aus dem so oft vorkommenden Todtenkopf: „Betrachte mich, so kennst du dich!" spricht. Fremdlinge nicht städtischer Abkunft gehen an solchen Lehrgedichten sorglos vorüber, und die rundköpfigen, glotzaugigen Zillerthaler Viehhändler, die zumeist diesen Theil der vaterländischen Alpen mit ihrer Anwesenheit beehren, sind stumpfsinnig genug, um sogar zu lachen, wenn sie einen städtischen Nichtsthuer vor solchen Denkmälern verweilen sehen.

Das Leben geht den Oberbergern einfach dahin, und das Mistziehen im Frühjahr wie das Mähen im Sommer dürften die Gipfelpunkte ihrer Anstrengungen darstellen.

Was das erstere anbelangt, so ist es lustig zuzuschauen, wie vom Erfindungsgeist armer Aelpler so manche Schwierigkeit überwunden wird, vor der sicherlich der nächste beste Städter eine gute Weile rathlos stehen bleiben würde. Freilich sieht man dergleichen nicht nur in Obernberg, sondern in gar vielen Seitenthälern fast überall, wo es steile Halden und Aecker gibt, welche im Frühjahre ihren Tribut an Dünger verlangen.

Es ist die Theorie vom Flaschenzuge, welche da angewendet wird, freilich mit der sachgemäßen Vereinfachung, daß der Strick kurzweg um einen ungeschälten Pfahl läuft. Bei dieser lustigen Arbeit entsteht viel Geschrei — es ist die erste, welche aus dem endlosen Winter und dem giftigen Stubenqualm ins Freie führt.

Der Wirth im Obernberger Dorfe hat den Fischfang nicht nur in den dunkeln Seen, sondern auch in dem Bach sich angeeignet, der die Wasser seines Thales in so und so viel jähen Stürzen zur Sill trägt. Somit hätte eigentlich außer ihm und den Fischdieben, welche sich in Obernberg den Ruf großen Fleißes erworben haben, Niemand, die Müller noch ausgenommen, etwas mit dem wilden Wasser zu schaffen.

Dennoch aber scheint es dort auch für die Unbetheiligten eine der gewöhnlichsten Arten gewaltsamen Todes zu sein, von einem Steg aus in den Bach zu fallen oder sich rädern zu lassen. Es fehlt sicherlich in Tirol keinem Thale die Gelegenheit, unvermuthet von den wilden Geistern des Landes dieser Welt entrückt zu werden, und besonders im Oetzthale geht der Wanderer so zu sagen einen Kreuzweg durch allerlei Denkmäler, durch welche solche Ereignisse versinnlicht werden. Dennoch aber befinden sich auf so kleinem Raume nicht leicht irgendwo gleichviel verhängnißvolle „Bildstöckeln“ zusammen, wie hier in Obernberg. Daran sind die vielen Mühlen schuld, deren fast jeder Bauer seine eigene besitzt, weil er es bei der Nähe des ungestümen Baches, der vor seiner Hütte vorüber fließt, nicht für nothwendig hält, seinen Gewinn dem Müller in die Tasche zu stecken.

Die grüne Kirche von Vinanders ist wohl das hervorragendste Bauwerk des Thales und dem heiligen Leonhard geweiht, als ob damit angedeutet werden sollte, daß die Obsorge der Himmlischen sich den Heerden zuwenden möge, die das arme Thalvolk ernähren. Schöner noch und freier steht freilich die Kirche des Hauptortes selbst da, erhaben auf einem Hügel gleich der weltberühmten Kirche von Heiligen-Blut.

Ueberhaupt beginnt dort, in anmuthiger Hochfläche, jenseits des engen Thalgrundes, durch welchen man sich hinaufwindet, der Reiz hochalpiner Landschaft. Dem Verfasser ist es freilich nicht gelungen, die vorzüglichste Zierde derselben zu sehen. Nahe zwar war schon die Zeit, in welcher, wie einst die Germanen glaubten, die Sonne vor Freude hoch aufspringt, und schon lange arbeiteten die lichten Geister, welche nach der nämlichen Meinung zwischen Ostern und Pfingsten fortwährend auf der Reise zwischen Himmel und Erde begriffen sind: aber im obern Thale mußte er sich durch Schnee hindurch kämpfen, und von den Seen waren nur einige Eislöcher zu erblicken, welche der Wirth zum Behufe des Fischfangs in die weiße Decke hatte schlagen lassen. Ich erachte den Verlust für keinen großen, denn es ist in diesem Buche vielfach die Rede von den smaragdenen Becken des Hochgebirges.

Bei der großen Gleichgiltigkeit, welche die Obernberger gegenüber diesen grünen Wundern ihres Thales zeigen (ihre Theilnahme scheint überhaupt mehr und mehr im Mitgefühl für die Leiden des heiligen Vaters aufzugehen), ist es nicht möglich, Wissenswerthes über den See

zu erfahren, und begnüge ich mich deshalb, in Ermanglung greifbareren Stoffes, mit den schönen Worten des erwähnten Autors zu schließen: „Gute Dämonen wohnen nicht in diesem Gewirre von Felsstücken, die ringsum auf dem kahlen Boden sich angethürmt, Glieder eines zersplitterten Berges, dessen weißbehaupteter Stamm auf seine Trümmer niederblickt, während sie selber sich ruhig spiegeln auf der dunkeln Fläche des Gewässers."

Viertes Capitel.

Straßen-Gestalten.

Die Landstraße in der Ebene hat manche der Reize verloren, welche ihr noch vor vierzig Jahren zukamen. Man wird wenig mehr von den bekannten, so vielfach in Romanen verwertheten Abenteuern zu erzählen haben, wenn man sie auf weite Strecken hin abgeht. Außer den Karren der Bauern, welche den beschränkten Verkehr naher Dörfer vermitteln, hie und da einem Einspänner, welcher einen wohlbeleibten Gutsbesitzer oder Landwirth zur nächsten Eisenbahn-Station bringt, bekommt man wenig Bewegung zu sehen. Die Schienenwege haben das Alles genommen, und diese mächtigen Ströme alle anderen Adern des Verkehrs durch Aufsaugung trocken gelegt. Selbst der arme Handwerks-

bursche, den man noch hie und da, weil er die Eisenbahn nicht zu zahlen vermag, auf der Landstraße fürbaß wandeln sieht, erscheint uns mehr des Mitleids bedürftig als „romantisch“ — wie man vor einigen Decennien in den Almanachs-Erzählungen zu sagen pflegte.

Anders ist es in den Bergen. Ein großes Gebiet wird nur von einer einzigen Eisenbahn durchschnitten, und um in ein jedes der Hunderte von Seitenthälern zu gelangen, bleibt nur der Fahrweg. Und in gar viele derselben verirrt sich nicht einmal ein solcher, sondern bleibt es Denen, welche Nothwendigkeit oder Lust hinführen, anheimgestellt, sich mit Hilfe ihrer Füße dort hinein oder hinauf zu arbeiten. Da bringen es denn nun freilich die vielgestaltige Natur des Landes, die so sehr verschiedenartigen Verhältnisse ihrer Bewohner und ihre höchst mannigfaltigen Beschäftigungen mit sich, daß man auf Weg und Steg noch immer merkwürdige Bekanntschaften zu machen im Stande ist.

Ich will darüber nicht Betrachtungen, die sich auf das Allgemeine beziehen, anstellen — so Bedeutsames sich da auch einflechten ließe — sondern sofort die nächsten besten Gestalten dem Leser greifbar vorführen.

Ich beginne mit dem Gräuel der Kräuterfexe (Botaniker), dem Zerstörer der schönsten „Standörter“, demjenigen, welcher die alpine Flora fast nicht minder verwüstet, als die Herren Botaniker selbst, dem Wurzgraber oder Wurzer.

Im Hochsommer und Herbste findet man denselben allenthalben nicht nur im Bergwald und auf hohen

Matten, sondern auch mit seiner Beute beladen auf den Straßen des Landes. Sein vorzüglichstes Bestreben geht allerdings zunächst auf das Ausgraben derjenigen „Wurzen“, welche sich zur Bereitung von Branntwein eignen, indessen gibt es auch noch andere Pflanzen, beispielsweise den Speik, in Südtirol auch das Färbekraut des Sumach und dergleichen, auf welche er seine Aufmerksamkeit richtet. Der „Wurzgraber“ treibt Raubbau, wie alle Leute im Gebirge durch verschiedene Hantirung, durch Ausrottung der Wälder und der wildlebenden Thiere, und trägt so auch seinestheils zur Verödung der Natur bei, deren Herbeiführung sicherlich eine Hauptaufgabe des Menschengeschlechtes ist. In nicht gar fernen Zeiten wird dieser und jener goldgelbe oder purpurne Kelch von den Alpenmatten verschwunden sein — dafür haben allerdings die Bauern so manchen Thales bis dahin sich allsonntäglich — oder, wie in Stubai auch bei den Weibern gebräuchlich, tagtäglich — ihren Branntweinrausch holen können, und es wird künftigen Geschlechtern nach den gottesdienstlichen Verrichtungen nichts Anderes übrig bleiben, als ihre Zuflucht, statt zum Extract der Alpenkräuter-Wurzeln, zum Fusel oder „Eisenbahneler“ zu nehmen.

Es sind übrigens noch nicht zwanzig Jahre her, daß der schwerste Schlag gegen das bunte Geschlecht der Gentianen-Blüthen von der hohen kaiserlichen Direction der Saline zu Hall geführt wurde, allerdings nicht ohne die mitschuldige Beihilfe der Wurzer. Von diesem officiellen Schlage werden sich die „Standörter“, nach Herrn von Hörmann's Mittheilung, kaum mehr erholen, und mancher Wurzgräber hat in Folge jenes von hoher

Stelle hervorgerufenen Vertilgungskrieges seine romantische Beschäftigung mit einer weniger anziehenden vertauschen müssen.

Die Sache ging so zu. Man kam, wie in manchem anderen Staate, der ähnliche Studien betreiben läßt, auf die Erörterung der menschenfreundlichen Frage, in welcher Weise es wohl möglich sei, dem armen Teufel von Bauern, der keinen Ekel vor den Erdschlacken des sogenannten „Viehsalzes“ hat und dasselbe, weil viel wohlfeiler als das „Kochsalz“, zur Würze seiner Rüben und Erdäpfel verwendet, dieses Viehsalz so herzurichten, daß er es nicht mehr auf seinem Tische verwenden könne und so gezwungen wäre, dem hohen Ärar sein „Kochsalz“ um die beinahe unerschwinglichen Monopol-Preise abzunehmen. Die Lösung dieser Frage ist keineswegs so leicht, als man vielleicht denken möchte. Man versuchte es hier und dort mit Ziegelmehl und anderen Ingredientien — der Scharfsinn der Chemiker wurde aufgeboten, um dem Menschen den Inhalt der Berge, auf welchen er wohnt, ungenießbar zu machen. Denn die Schwierigkeit liegt darin, daß das Salz als „Viehsalz“ natürlich für das „Vieh“ genießbar, jedoch vom Menschen zum eigenen Gebrauche nicht als Salz verwendbar sei. Auch darf es nichts enthalten, was den Thieren Schaden bringt. Manche der eingestreuten Verderbungsstoffe können vom listigen Bauern wieder entfernt werden. Der Geschmack von Menschen und Thieren ist übrigens in Beziehung auf das Salz nicht gar sehr verschieden, und es liegt nichts näher als die Wahrscheinlichkeit, daß beide einmüthig dieses und jenes Salz zurückweisen oder sich gefallen lassen.

Endlich gerieth man auf den Einfall, die bitteren Wurzeln der Enzian-Pflanzen zu erwähntem Zwecke zu benützen. Es wurden sehr gute Preise für die Beistellung dieser Wurzeln bewilligt und die Herren Wurzgräber hatten die Hände vollauf zu thun, um die edlen Gentianen in manchem Thale auszurotten, in welchem sie vorher den Aelplern kärglichen Verdienst geboten hatten. Die Wurzeln aber wurden gemahlen und unter das Salz gemischt, damit dieses Salz ungenießbar für den Menschen werde.

Dieser Zweck wurde nun allerdings, jedoch weit über das beabsichtigte Ziel hinaus, erreicht. Das Vieh nämlich fand ebenso wenig Geschmack an dem mit Enzian-Mehl verbitterten Salz und dieses also nirgendwo den geringsten Absatz. Nicht befriedigt durch das Bewußtsein, mit dem Aufwand von so viel Geld und Mühe das verdorben zu haben, was die Natur für den allgemeinen Genuß aufgespeichert hat, wurde das verbitterte Salz in einer Menge von mehreren Tausend Centnern in den Inn geworfen, was überdies die Vernichtung der Fische des Flusses herbeiführte. So geschehen durch eine hohe kaiserliche Direction zu Anfang der fünfziger Jahre dieses Jahrhunderts. Gehen wir zu den Krautschneidern über.

Diesen begegnet man im Herbste auf allen Straßen, die aus dem Ländchen Vorarlberg in die deutschen Gauen hinausführen. Die Männer mit dem grünen Hut, der grauen Joppe und dem glänzenden Krauthobel auf dem Rücken wandern an die Donau bis ins ferne Ungarn, ja bis zur großen Stadt Stambul. Auch pilgern sie

mit Vorliebe nach den gesegneten Rheinlanden und noch viel weiter, bis in den Norden des deutschen Reiches hinauf, überall hin, wo die heimische Sitte herrscht, die Krautköpfe im Herbste zu Sauerkraut einzuschneiden, welches im Winter als die schmackhafteste aller Zuspeisen gilt. Denn die Deutschen verzichten nicht, wie es wälscher Einfluß im Berglande fertig gebracht hat, auf gut gewürzte Nahrung aus dem Pflanzenreiche und statt der Schmalz- oder Butterbrühe, von welcher in Tirol die Braten triefen, bleiben Gemüse zu allen Zeiten des Jahres beliebt.

Dr. Vonbun hat in seinem anmuthigen Buche „Feldkirch und seine Umgebung" eine so hübsche Skizze von dem Thun und Treiben der Krautschneider seines Heimatslandes gegeben, daß ich nur auf dieselbe hinzuweisen brauche, um den Gegenstand zu erschöpfen. Ergötzlich erscheint darin die Hinweisung auf die Theilung von Central-Europa, welche sie unter sich vornehmen, um nicht einander selbst unnöthige Concurrenz zu machen. Etwa zehn oder zwölf dieser Männer erküren sich ein Revier, und jeder hat darin sein ihm angewiesenes „Gäu". Ein solches Revier ist beispielsweise Wien, ein „Gäu" ist der Graben oder die Wieden, Kohlmarkt oder Penzing. Wie ernst es mit diesen Gebietszuweisungen gehalten wird, davon zeigt beispielsweise eine von Vonbun angeführte Klage, welche beim Bezirksgerichte Schruns im Montavoner-Thale 1868 anhängig gemacht wurde. Dieselbe ist merkwürdig genug, um hier weiten Kreisen mitgetheilt zu werden.

„A. verklagt den B., weil dieser dem Ersteren, der durch viele Jahre die Provinz Westphalen als seinen

Krautschnitt-Gäu bereiste, für Ueberlassung dieser Provinz und Anhandgabe des bezüglichen Ueberlassungsbriefes jährliche sechs Gulden ö. W. oder drei Tage Holzarbeit zu leisten, vor Zeugen versprochen habe. B. habe nun seit drei Jahren den Krautschnitt ausgeübt und gute Geschäfte gemacht, stehe dagegen mit der versprochenen Zahlung jährlicher sechs Gulden oder der Leistung der versprochenen Holzarbeit im Rückstande. A. stellt somit das Klagebegehren, es wolle zur Verhandlung dieser Rechtssache Tagsatzung bestimmt werden und sohin durch Urtheil zu Recht erkannt werden: B. habe bei Executions-Vermeidung dem A. für die letzten Jahre achzehn Gulden binnen vierzehn Tagen zu bezahlen, auch für die Folge jährlich sechs Gulden oder drei Tage Arbeit zu leisten, oder aber ihm die Provinz Westphalen zurück zu stellen."

Man sieht, die Krautschneider sind Particularisten. Selbst in Bezug auf ihre Krauthobel, welche vom Schmied zu Schruns meisterlich angefertigt werden, dulden sie nicht, daß etwa einer derselben von einem Wander- und Zunftgenossen im Ausland verkauft werde und zwar aus Furcht, es möchten schließlich die Deutschen draußen eben so schöne Hobel machen und ihre Krautköpfe selber einschneiden lernen.

Wie im Herbste die Krautschneider, so bilden im Frühjahr die Wetzstein- und Sensenhändler die Staffage der Landstraßen, welche aus Vorarlberg nach Westen und Norden führen. Weit anmuthiger aber erscheinen auf den nämlichen Straßen die Wanderschaaren der Kornschneiderinnen und Aehrenleserinnen im Juli und August-

monat. Da pilgern die Mädchen aus den Hochthälern hinaus in die Ebene. Manche fahren auf Leiterwagen, an deren Deichsel ein Gefäß mit glimmendem Torf hängt, dessen Rauch die Mücken von den Pferden und den Insassen des Wagens verscheucht.

Einige ruhen in hohem Grase, während die dichten Wolken des schläfrigen Sommertages ihnen von Zeit zu Zeit Schatten spenden. Andere gehen mit bloßen Füßen im Staub und tragen ihre sämmtlichen Habseligkeiten, in ein Tüchlein eingewickelt, auf dem Kopfe. Einige Zeit später sieht man die nämlichen Dirnen mit den vollen Getreidesäcken zurückfahren, welche ihr Fleiß auf den schwäbischen Kornfluren eingebracht hat. Um die Aehnlichkeit, welche zwischen solchen Schaustücken in dem reizendsten Genrebild der Bibel, dem Buche Ruth, besteht, zu vervollständigen, wird gemeldet, daß nicht selten die eine oder andere ährenlesende Montavouer Ruth einen schwäbischen Boas zu berücken verstand und nicht mehr in ihre Berge zurückkehrte. —

Im Februar und März wandern arme Weber über die Tauern, um sich im Salzburgischen etwas Geld zu verdienen. Andere ergreifen den Wanderstab nach dem fernen Rumänien, um dort bis zum Herbste allerlei Handel zu treiben. Maurer und Anstreicher machen sich auf den Weg nach Frankreich und der benachbarten Schweiz — ein allgemeiner Aufbruch aus den Thälern, denen nunmehr der erlösende Frühling naht.

In den Wald gehen die Pechler. Sie tragen eine Art Hammer bei sich, die sogenannte Pechkratze, mit deren spitzigem Theile sie die harten, festen Krusten, mit

dem breiten dagegen das flüssige Pech in ihre Düten aus Baumrinde, die sogenannten „Rogen" einsammeln. Ihre Beute wird in den „Pechhütten" gereinigt und durch grobes Sacktuch geseiht. Dieser Absud wird in Kistchen aus Rinde gegossen und an der Sonne getrocknet — es ist der Terpentin. Die zurückgebliebenen gröberen Massen werden „Pechöl" und als solches zur Arznei für Vieh, zur Wagenschmiere, zur Substanz, mit welcher man die Fässer auspicht.

Es gibt zahme und „wilde" Pechler — welch letztere so heißen, weil sie ihr Gewerbe nicht gepachtet, noch sonst irgend welche Erlaubniß sich verschafft haben. Sie sind den Bäumen viel gefährlicher, als die ersteren, weil die Furcht vor Entdeckung sie zu ungebührlicher Eilfertigkeit und Hast antreibt, wodurch den Bäumen mitunter unheilbare Verletzungen zugefügt werden. „Wilde" Pechler sind auch die Steinböcke, welche in den Fichtenwald herabkollern und die Rinde der Bäume aufreißen, so daß das gelbe Harz in Menge ausfließt. —

Vielleicht sind manchem Reisenden schon neben der Straße Zeichen am Gestrüpp, im Erdboden, an den Mauern der Häuser, Inschriften und dergleichen aufgefallen, welche er sich nicht zu deuten vermochte. Ich habe des Herrn Avé-Salle-mant Werk über die deutschen Gauner mir nicht verschaffen können, vermuthe aber, daß dort des Weiteren über diese stummen Zeichen einer wunderbaren Freimaurerei zu lesen sein wird. In Tirol schreibt man diese Zeichen den „Dörchern" zu, und diese sind es, welche von allen Wandergestalten des Berglandes unser Interesse am meisten erregen.

Vorerst wird schwerlich Jemand eine Reise in Tirol und den anstoßenden Grenzländern unternommen haben, welchem nicht hier und dort ein Mann und ein Weib begegnet wären, die einen zweiräderigen, mit weißem Tuche überspannten Karren an Stricken hinter sich herzogen. In diesem Wagen befinden sich Holzschuhe, Kochgeschirre, Bürsten, Zunderschwämme und dergleichen, welche Dinge die Gegenstände des Handels bilden, der die beliebtere Beschäftigung der Dörcher, Bettelei und Diebstahl, maskiren soll. Die erwähnten Zeichen dienen dazu, hinterher folgenden Zunftgenossen Winke zu geben und Andeutungen von einer Art, welcher Geheimhaltung dringend vonnöthen ist.

Lager der Dörcher sieht man an vielen Orten. Hier bemerkt man im Walde unmittelbar neben der Straße ein Feuer, dort trocknen sie auf den Zweigen die Wäsche, welche sie im nebenbeifließenden Bache gewaschen haben. In den Städten sind ihnen Lagerplätze angewiesen. Wer deshalb Dörcher sehen will, der gehe in Innsbruck zum Hofschmiedhaus bei der Innbrücke, in Bozen über die Talferbrücke auf den kleinen freien Platz vor der Schwimmschule, dort wird er stets die edle Sippe antreffen — die Männer mit dem wetterharten, finsteren Aussehen, die Weiber mit ihrem braunen, frechen Gesicht und ihren rothen Tüchern um den Hals, die nackten, schmutzstarrenden Kinder, den halbverhungerten Hund und vielleicht auch die Vögel, mit welchen Handel getrieben wird. Unter allen Umständen aber wird er der Contribution nicht entgehen, welche ihm die bettelnde Schaar auferlegt.

Sehr komisch ist die Bemerkung, welche Herr von Hörmann in seiner Arbeit über die Dörcher bezüglich ihrer Nachmittags-Beschäftigung macht.

Nach dem Essen geht die Jugend gewöhnlich auf Bettel. Das Weib hat mit dem kleinsten Kinde zu schaffen, setzt sich auch manchmal neben den Wagen, strickt einen Strumpf und bettelt jeden Vorübergehenden an. Der Mann aber packt seinen Kram zusammen und geht hausiren. Es bleibt den Bauern nichts Anderes übrig, als dem zudringlichen Verkäufer etwas abzunehmen, damit sie seiner nur wieder los werden.

So kann dieser am Ende seiner Handelschaft ein ziemlich gespicktes Beutelchen mit ins Wirthshaus nehmen. Dort pflanzt er sich stolz und herausfordernd an einen Tisch und thut sich am Schnaps gütlich, so lange bis er stockbesoffen ist und seinen Weg zum heimatlichen Wagen nicht mehr finden würde, käme nicht die zärtliche Gattin ihm dabei zu Hilfe und suchte ihn auf. Mit einer Fluth von Schmähreden begrüßt sie den Säufer und zerrt ihn, nachdem sie ihm noch treulich geholfen, den letzten Kreuzer zu vertrinken, scheltend und zankend nach Hause.

Die Dörcher sind keine Freunde vom Arbeiten und ergötzen sich, in den Schatten eines Ahorns gelagert, an der Mühsal der Bauern, bei denen sie vorher ihr Mittagessen erbettelt haben, wie sie in der Hitze sich abquälen. Mit den Zigeunern ist ihnen unter Anderem auch der liebenswürdige Zug gemeinsam, von einsamen Weibern und schutzlosen Leuten in den Bauernhöfen Gaben durch schwere Drohungen und Verwünschungen zu erpressen.

Erstaunlich ist, wie die Dörcher ohne Generalstabs-karte alle möglichen Steige, Furthen über Bäche, Fuß-wege zu finden wissen, und wie es zum Beispiel einem Fischer, der sein Wasser aus jahrelanger Erfahrung kennt, begegnen kann, urplötzlich eine Dörcherfamilie an eben der Stelle angeln zu sehen, welche er allmälig als die beste zu diesem Zwecke herausgefunden hat. Viel-leicht hängt diese Leichtigkeit, sich zurecht zu finden, mit den oben erwähnten Signalen zusammen, welche die Genossen im gemeinsamen Interesse des wandernden Freistaates aufzustellen nicht unterlassen.

Jeder kennt die Sage, nach welcher seiner Zeit Friedrich mit der leeren Tasche, geächtet und verbannt, als Spielmann verkleidet, auf dem Kirchtage zu Landeck dem Volke seine eigene Geschichte vorgesungen habe, bis ihn dieses erkannte und als seinen rechtmäßigen Herrscher jubelnd begrüßte. Daneben her läuft eine andere, weniger verbürgte Legende, welche erzählt, die Dörcher seien die ersten gewesen, die den Fürsten in seiner Vermummung erkannt und ihn geschützt hätten. Deshalb ist noch heute der Kirchtag zu Landeck ihr Hauptfest und nicht leicht versäumt es eine Familie des Wandervolkes, sich all-dort einzufinden.

Gegenüber den Dörchern verlieren die anderen Wandergestalten, wie Tschurtschenklauber (Einsammler von Nadelholzsamen), Granatner, Goldsucher, Schwärzer, Herr-Gotts-Träger, fast an Interesse, so viel auch über diese ehrsamen Sippen zu sagen wäre. Die letz-teren, welche Heiligenbilder von Holz, Crucifixe, Heilige-Geist-Tauben und ähnliche Erzeugnisse der christlichen

Kunst von Thal zu Thal tragen, nehmen immer mehr ab, weil die klugen Grödener ihre Waare auf leichtere Art an den Mann zu bringen gelernt haben.

Nicht unerwähnt will ich auch diejenige Art von wandernden Musikanten lassen, wie sie während der Faschingszeit im italienischen Theil des Landes umherziehen. Sie gehen stets einzeln und nur mit einer Zieh-Harmonika ausgerüstet. Ihr Geschäft ist es, in einsamen Häusern oder kleinen Dörfern, wohin keine andere Carnevalsfreude den Weg findet, zuzukehren und dort zum Tanze aufzuspielen (suonare). Sie werden, wo Mädchen sind, selten abgewiesen. Dann geht es oft nach wälscher Art, die ganze Nacht hindurch fort, bis ihn das Morgengrauen und die Ermüdung auf irgend ein Lager bettet. Ich erinnere mich an einen Anblick, welcher ein Genrebild zu nennen war.

Ich stand mit dem Frühesten des Morgens von meinem Lager in einem wälschen Wirthshause auf. Als ich in die Küche kam, welche heute Nacht der Ballsaal gewesen war, saß der Künstler noch neben dem allmälig ausflackernden offenen Feuer auf der erhöhten Herdbank. Er sah bleich, wüst und übernächtig aus, aber trotz seiner Ermattung spielte er noch, wie unbewußt, auf seinem volltönenden Werkzeug einen der melodischen Tänze, obwohl außer halbgeleerten Weingläsern und anderen wirren Ueberbleibseln nichts mehr an die Anwesenheit tanzlustiger Jugend erinnerte. Alle waren, der Ermüdung unterlegen, fortgegangen, nur er spielte noch und schaute in's Feuer. Draußen aber loderten durch die helle, klare Morgenluft die höchsten Schneegipfel in überirdischem

Goldglanz, und jene Reinen ließen in mir die Erinnerung an den dämonischen Gegensatz zurück, der sich einem Wanderer so oft zwischen der sinnlichen Menschenschwüle und dem glorreichen Hauch der Natur aufdrängt und ihm ein Gefühl beibringt, als ob er hier den dunstigen Kerker, dort die unsterbliche Freiheit erblickte.

Fünftes Capitel.

Ein Gang ober Brixen.

Es ist nicht wenig schade, daß die Handbücher, welche Fremdenführerdienste verrichten, es ganz und gar unterlassen, auf jene Höhen hinzuweisen, die hoch über der staubigen Straße neben dem Eisack von Brixen aus viel anmuthigere Wege gegen Süden bieten, als der Pfad in der Tiefe. Von Dorf zu Dorf führen die Steige oft eben, manchmal auch an- und absteigend durch harzduftigen Wald, unter Kastanien- und Nußbäumen über Wiesen oder an Rebenhängen hin, oft über tief-gefurchte Schluchten, in deren brüchigem Thonschiefer-gestein das Wasser jäh hinabschäumt, welches sich auf den oberen Halden des Gebirges ansammelt.

Ich beschreibe einen Gang nach Tschötsch, nicht

um Rückblicke zu pflegen auf das Leben oder die Werke des Mannes, welcher seine Jugend unter einem der ärmlichen Dächer dort oben verlebte, sondern um ein Bild des Mittelgebirges vor die Augen des Lesers zu stellen, wie es zur Zeit des erwachenden Frühlings sich zeigt.

Wenige, welche Brixen sich zu ihrem Standquartier erküren, werden von der Stadt als solcher angezogen. Die meisten halten sich des trefflichen „Elephanten" und der reizenden Umgebung wegen dort auf und thun wohl daran.

In keiner Tiroler Stadt herrscht gleiche Oede auf den Straßen. Nirgends befindet sich eine größere Anzahl von Mönchen und Nonnen, vom weltmännischen Jesuiten an bis zur armseligen Clarissin, der „Eingesperrten", wie sie das Volk nennt, welche die Schwelle des Gemäuers, in dem sie vergraben worden ist, nicht mehr überschreitet. Der Geist, welcher zwischen den ascetischen Mauern brütet, die Klosterluft und das lautlose Wesen des ganzen Ortes machen Brixen allerdings zu einem vorzüglichen Standquartier, wenn man von einem solchen eine herrliche, milde Gegend und noch überdies verlangt, daß es die naturbewundernden Gäste tagtäglich hinausjage in die grüne Berglandschaft, die aufs anmuthigste rings um das Gemäuer gelagert ist, in welchem so viel gebetet wird.

Im Kreuzgange des Doms ist ein Kreuz aufgerichtet, welches die Inschrift „Inde Salus" trägt.

Wir dagegen versetzen Heil und Wohlergehen weit weg von diesen Steinhaufen und den darin aufgestellten

Symbolen. Schon beginnt sich ein grüner Anflug über das Gebirge hinzulegen, welches in die gruftdumpfe Luft der Mauern hereinschaut, die, ein Werk der Menschen, von diesen selbst als Heiligthümer erachtet werden.

Vielleicht ist es schon Manchem unter meinen Lesern aufgefallen, wie die landläufigen Religionen bei aller Weltverachtung sich doch keineswegs des von den Händen der Künste beigetragenen Schmuckes begeben und die geweihten Plätze mit Bilderwerken und den Wundern der Baukunst, mit kostbaren Metallen und Edelsteinen und blinkenden Gegenständen jeder Art anpfropfen. Doch bleibt die Mauer immer das Kennzeichen. Der Gott, welchen diese sich vorstellen, oder die Stätten seines Dienstes müssen gegen das „Natürliche" und „Creatürliche" hin abgegrenzt werden. Alles „Natürliche" wird ausgeschlossen oder entsprechend verändert. Das Sonnenlicht halten sie durch bunte Gläser ab, oder ersetzen es durch brennende Ampeln. Die frische Luft muß ihre rohe Natürlichkeit durch Weihrauch verlieren. Das Christenthum kennt weder heilige Haine, noch Opferstellen auf weitschauenden Berggiebeln, noch geweihte Wasserflächen. Durch sein kerkersüchtiges Wesen hat es einen großen Theil des arischen Völkerstammes, die Romanen, unter welchen es am längsten wirkt, der ursprünglichen Art unseres arischen Geschlechtes völlig entfremdet. Die Romanen sind ein Stadt- und Mauervolk geworden, und nur einem solchen oder von der Kirchlichkeit verfinsterten Wesen kann es zugemuthet werden, daß sie ihre männliche Jugend auf viele Jahre in übelriechende Gewölbe

unter die Hände der Priester geben, wie beispielsweise hier in Brixen, wo die aus Italien vertriebenen Jesuiten Hunderte von Knaben zwischen diesen Mauern nach ihrer Weise erziehen.

So ist nicht nur die physische, sondern noch mehr die geistige Oede der Stadt, welche ihre Gäste hinausjagt und sie auf Gängen an den grünen Bergen hin den Weihrauchsqualm der Tiefe vergessen läßt. Tirol hat viele heilige Männer und Frauen, und manche Wunder sind in seinen Thälern geschehen. Es ist bekannt, daß zu Georgenberg im Unterinnthal das heilige Blut im Kelche mächtig aufschäumte, als einmal ein vorübergehender Zweifel, ob er in der That das Blut des Herrn trinke, durch das Gemüth eines Priesters zog. Noch sieht man in der Kirche zu Seefeld die Spuren der Finger auf der Treppe des Altars, mit welchen sich einstmals der Ritter Oswald Milser einzuklammern versuchte, als er wegen eines beim Abendmahle gewagten Zweifels urplötzlich in die Tiefe sank.

Noch zeigt man zu Eben den Leib der heiligen Nothburga, deren Sichel in der Luft hängen blieb, als sie am geweihten Tage zur Arbeit gezwungen werden sollte. Auch fehlen die heiligen Kinder nicht, die von ruchlosen Juden abgeschlachtet worden sind; der heilige Andreas von Rinn, aus dessen Grab eine Lilie sproß, und nach dessen Tod die Birke, an welcher sein geschlachteter Körper hing, sieben Jahre lang ihre Blätter nicht verlor, — der heilige Simeon von Trient, dessen Blut die Juden zu ihrem Ostermahle tranken. So möchten wohl noch gar viele Wunder berichtet werden, mit welchen die

Ueberlieferung das Land begnadigt. Aber aus dem nämlichen Grunde, aus welchem sich unser Verlangen aus dem Kreuzgang von Brixen hinweg nach den Höhen richtet, wird auch immer das Schaffen und Wirken der lebendigen Natur des Landes von uns eifriger verfolgt, als seine Kirchen und Kloster-Historie, und können wir Denjenigen, welche sich an solcher erfreuen, leicht helfen, indem wir sie auf zahlreiche, mit viel gelehrter Mühe zusammengetragene Werke zum Nachlesen verweisen.

Am anmuthigsten erscheint freilich das Mittelgebirge im Maimonat, welche Eigenschaft es mit unserem deutschen Land überhaupt gemein hat. Aber auch den erwachenden Frühling unter dem milderen Himmel des tieferen Eisakgebietes möchten wir wohl der Anstrengung einer Bergwanderung für werth halten.

Wenn man unten auf der Straße hingeht, hat man keine Ahnung von den Reizen, welche die vielen Falten und Bühel des Gebirges bieten. Am Rande der dünnen Föhrenwälder steht dort oben so manche Behausung, deren Aeußeres sich noch alle Kennzeichen der alten Zeit bewahrt hat, während die Bodenbildung ringsumher gar sehr von dem Aussehen der einförmigen Thalsohle abweicht.

Die Bäche, welche über das Mittelgebirge herab zu Thal stürzen, haben meist tiefe Rinnsale in den Thonschieferberg hineingerissen. Da steht am Rande der einen oder der anderen dieser tiefen Schluchten manche Ansiedelung, die schon lange vor den Franzosenkriegen so alt und verwettert ausgesehen haben mag als heutzutage.

Der eine Theil des Hauses ist von Mauerwerk, der andere von altersschwarzem Holze aufgeführt, zu welchem die Lärchenstämme, deren epheubewachsene Stümpfe sich noch hie und da vom Boden abheben, vor mehr als zwei Jahrhunderten ihre Bretter geliefert haben mögen. Heute sind die verschwundenen Lärchen zum größten Theile durch edle Kastanien ersetzt, von welchen beispielsweise ein Riesen-Exemplar sich neben dem Bezollerhofe erhebt, nicht gar weit unter dem Hause, in welchem Fallmereyer zur Welt kam.

Am Rande einer solchen Schlucht, über welche eine Knüppelbrücke führt, fehlen auch die „Bildstöckeln" nicht. Das eine derselben ist nach deutscher Art noch aus dunkelroth angestrichenem Holze gefertigt, das andere aber schon wälsches Mauerwerk, mit bunten Heiligen al fresco verziert. So ahmt der Mensch unbewußt, das Treiben der Natur nach, welche auch hier die nordische Föhre und den „Kästenbaum", den Wachholderstrauch und die Rebe nebeneinander gedeihen läßt.

Auch Rinnen, aus ausgehöhlten Stämmen gezimmert, laufen hier und dort über den Abgrund herüber und führen das schaumige Wasser links und rechts zu irgend einem Gebrauche nach der Tiefe.

Die Wege dort oben sind freilich zunächst nur angelegt, um die vielen über das Gebirge hin zerstreuten Höfe mit einander zu verbinden. Dennoch aber mag man sich ihrer ebenso gut zum Vordringen in gleicher Richtung mit der unten in der Tiefe laufenden Straße bedienen, und man kann von Tschötsch nach Gareit und Seben oder Klausen fast ebenso rasch als in der Thal-

sohle gelangen. Dabei genießt man aber den Vortheil der weiten Fernsicht und der Abwechslung von Wald und Wasser neben dem Pfade.

Tschötsch liegt an einem solchen Wege. Gegen die oberhalb befindlichen Weinberge ist es durch eine dicht mit Ephen und Brombeeren übersponnene Mauer, an anderen Stellen dagegen durch einen Zaun, den hie und da junge Birken beschatten, eingefriedet. Die wenigen Häuser des Dörfchens sind über einen abschüssigen Anger hin verstreut, dem es nicht an Kastanien und Obstbäumen gebricht. Zum weißen Hause des Geistlichen leitet das längliche Dach einer Weinlaube. Und um die graue Kirche mit ihrem viereckigen Thurm ziehen sich überall die Kirschbäume und Rebgärten hin.

Die Geburtsstelle des Mannes, dessen Leben so vielfach durch Verfolgungen und Lieblosigkeit getrübt wurde, ist mit zwei Madonnenbildern bemalt, von welchen die eine im himmelblauen Gewande neben dem Fenster des ersten Stockwerkes herabschaut, während die andere im rothbraunen Kleide gerade über der Thür thront. Einige Fenster sind mit Eisen vergittert, und auch aus der Eckmauer schaut eine lange Eisenklammer hervor, deren Zweckmäßigkeit allerdings einleuchtet, wenn man die Sprünge betrachtet, welche hier und dort im Gemäuer klaffen.

Zwölf Tafeln in verschiedenen Sprachen verkünden in der Kirche zu Seefeld das oben angeführte Wunder. Von dem Wunder aber, welches hier geschah, daß ein armes Kind aus dieser verödeten Ansiedelung ausging und der Welt neue Gebiete des Wissens eröffnete, davon

spricht keine Inschrift. Eine solche befindet sich allerdings in dem geheimnißvollen Tempel, in welchem die Thaten der Geister verzeichnet werden. Um Bewunderung auf diesem Boden zu finden, müssen gröbere Thatsachen und blutige Bauernwunder herbeigebracht werden.

Die Umgegend des Fallmereyer-Hauses ist eine der anziehendsten auf dem ganzen Mittelgebirge und möchte einem gelehrten Einsiedler eine willkommene Zufluchtsstätte sein. Aus dem Hause selbst springt gegen Süden ein Erker vor, unter dem der Berg steil abfällt, und welcher so einen unbehinderten Ausblick hat in das tiefe Eisakthal, bis zu den Bergen von Gröden hin, wo die Trostburg liegt, des Sängers Oswald von Wolkenstein Heimat. Neben dem Hause aber führt der Weg, gegen den Abgrund durch eine halbzerbröckelte Mauer verwahrt. Durch den Abgrund rauscht zwischen mächtigen Schiefertrümmern ein Gießbach, und wo er den Weg unterbricht, erhebt sich abermals unter Föhren ein bemalter Bildstock.

So sieht es in der Heimat des Mannes aus, welcher die „Fragmente“ schrieb und ein verschollenes Kaiserreich aus dem Staube der Bibliotheken hervorzog. Wäre ich ein Mann, der an die theologische Wirksamkeit der Dinge oder an ihren providentiellen Gang glaubt, so würde ich den Zusammenhang nachweisen, der zwischen diesem Häuschen und den Werken seines berühmten Sohnes bestehen soll. Diese Aufgabe wäre keineswegs schwieriger, als die des Lebensbeschreibers von Mozart war, welcher darzuthun wußte, daß der Musiker eben in dieser Stadt nothwendig geboren wurde, um den

„Don Giovani“ und die „Zauberflöte“ zu schreiben, oder anderer kluger Geschichtschreiber, welche aus Ajaccio das Leben Napoleon's herauszuwinden verstanden, gleichwie der Geognost aus den Bildungen irgend einer Zeit der Erdrinde deren Thierformen oder Pflanzengestalten voraussagt. Indessen flüchte ich mich vor dieser Aufgabe und erkläre es für ein Wunder, daß aus dem Jüngling, wenn er überhaupt einmal vom Bauernstande hinwegstrebte, in der damaligen Luft etwas Anderes wurde, als einer jener geistig Gefangenen drunten, denen man in gewissem Sinne, gleichwie jenen bejammernswerthen Nonnen, allen zusammen den Namen die „Eingesperrten“ geben möchte. Den wackeren Meßner ausgenommen, welchem es zu verdanken ist, daß wenigstens das Kunstverständniß unter dem Tiroler Klerus sich erfreulich gehoben hat, werden die Lichtstrahlen, die von Brixen ausgegangen sind, kaum irgendwo geistigen Zündstoff angefacht haben.

Solchen Betrachtungen und dem, was daran hängt, auszuweichen, beschauen wir uns, in Erwartung des geistigen Frühlings, den hoffentlich einmal nicht der beliebte Süd-, sondern der Nordwind auch unter dem deutschen Volke dieser Thäler wachrufen wird, den Frühling der schaffenden Natur, wie er um die Heimat unseres Fallmereyer herum nach langem Winter an's Licht kommt.

Das erste Frühlingsgeschäft der Leute in diesen Gegenden des Berglandes, in welchem die Rebe gedeiht, ist das Abschneiden der orangegelben jungen Weidenzweige, der frischen Triebe auf den knorrigen Stämmen. Allenthalben sieht man große Haufen der bieg-

samen safterfüllten Gerten zwischen den dürren Latten liegen. Mit diesen werden die Reben angebunden, und es ist für die Hausgenossen keine geringe Mühe, das wirr herumliegende Gezweig des Weinstocks in den weiten Terrassen-Geländen überall zu befestigen, wenngleich eine vielleicht geringere, jedenfalls aber gesündere, als die tägliche Arbeit in jenem Weinberg, in welchem ihr großer Landsmann ein unverzagter Schaffer war.

Schon rascheln die Eidexen im Brombeergestrüpp der Weingärten, grausilbern glänzen die Palmkätzchen, und mancher goldene oder himmelblaue Kelch schimmert zwischen den Dornen hervor, welche im Herbste den Zugang zu den Trauben verwehren.

Die armen Weiber von den höheren Höfen des Mittelgebirges deuten mit ihrer Beschäftigung ebenfalls in gewisser Hinsicht auf den schwindenden Winter hin. Ihre Brennvorräthe dort oben sind zu Ende gegangen, und nun suchen sie unter den Föhren oder unter den Kastanien Klaubholz, von den Stürmen zu Boden geworfen, oder beladen sich mit dem dürren Reisig abgestandener Rebenzweige, welches die Weinbauern aus ihren Pflanzungen beseitigt haben. Dort, wo Bäche zu Thal gehen, steht das Gras am frischesten, und sammeln andere Weiber Cichorien und frisch aufgesproßte Kräuter für die Fastentische zu Brixen.

An diese gemahnt uns auch der dumpfe Ton der Glocken, welcher von der Bischofs- und Klosterstadt durch die schwüle Luft, in welcher schon die Blutsauger tanzen, heraufdringt. Sie läuten zum „Miserere“. Auf der

weißen Straße drunten erscheint eine Anzahl von schwarzen Gestalten. Es sind die Jesuiten, welche ihre Zöglinge spazieren führen.

Sechstes Capitel.

Am Antholzer See.

Der Antholzer See, die viel genannte Wasserfläche mit welcher das gleichnamige Thal nordöstlich abschließt, liegt hart am Flusse des Defereggen-Joches gerade an der Grenze zwischen Glimmerschiefer, dessen Lagen sich südwärts bis zur Rienz erstrecken, und Granit, von welchem hier sich eine mächtige Aufwallung im Norden erhebt.

Für die nahezu fünf tausend Fuß, welche er über das Meer eingebettet liegt, ist es kein rechter Hochsee, wie er der Einbildungskraft vorschwebt, mit kahlen Wänden, Schneefeldern am Ufer und grauen Baum-Leichen.

Doch mag er unter den Seen Tirols, deren Anzahl eine gar bescheidene ist, immerhin eine bemerkenswerthe Stelle einnehmen.

Vergegenwärtigen wir uns einmal den Morgen eines Hochsommertages an einem solchen Gewässer und stellen wir seinen Anblick dem eines wirklichen Hochsees

gegenüber. Wir haben hier in unmittelbarer Nachbarschaft zwei Seen, die nur durch den Granitwall des Joches von einander getrennt sind und doch dem Beschauer als Bilder erscheinen, deren Umgebungen ein weiter Raum trennt.

Der Antholzer See hat Ufer, welche hier von schönen Lärchen- und Fichtenständen beschattet werden, während um den gegenüberliegenden See der Staller-Alpe nur Gestrüpp der Alpenrose und Legföhren gedeihen. Am Antholzer See sind mancherlei Spuren menschlichen Treibens bemerklich, welche an höher gelegenen Gewässern nimmer vorkommen. So weist z. B. eine große Tafel, die man vor vielen Jahren im Schatten einer Lärche angebracht hat, durch ihre Malerei auf ein großes Schiffsunglück hin, bei welchem von diesem stillen Gewässer, das jetzt in den Morgenstrahlen auf der lichtgrünen Oberfläche nichts zeigt als die wimmelnde Bewegung der Lichter, viele Menschen verschlungen wurden.

Die modernden Balken, welche zwischen dem Röhricht liegen, in welchem die Ache dem See entströmt, geben Kunde von der Thätigkeit der Holzknechte. Drüben, auf dem andern See, ist sicherlich schon seit vielen Jahrzehenten kein gefällter Stamm mehr hinabgetrieben worden — vielleicht ist es niemals geschehen, denn dort sickert der Bach mit schwärzlicher, zäher, spärlicher Fluth aus dem See in ein bodenloses Moor hinein, durch welches es wohl kein Leichtes sein möchte, den Baum hindurch zu geleiten. Die paar Zirben, die noch verstreut dort auf den Hängen stehen, werden wohl von

solchem Loose verschont bleiben — ihr Leib hat sich im Kampfe gegen die Stürme der baumlosen Höhe so verrenkt, ihre Zweige sind so wunderlich verdreht, und ihr ganzes Wachsthum so kümmerlich und schief gerathen, daß man sie vielleicht an der Stelle vermodern läßt, auf der sie sich so hartnäckig gegen die feindlichen Gewalten der Jochhöhe, gegen Schneedruck und Stürme, wehren.

Während der Antholzer See ruhig glitzert und nur leise den Wiederschein der Sonne in langen Kegeln gegen die dunkeln Lärchen wirft, plätschert und schäumt und kluckst es drüben gegen die unfruchtbaren, röthlichen Granitplatten des Ufers, und pfeift der Tauernwind über die dunkle Fläche, daß es den vorübergehenden Wanderer, dem der heiße Julimorgen des Thales manchen Schweißtropfen gekostet hat, winterlich anfröstelt.

Wenn man vom östlichen Ufer des Antholzer Sees gegen Nordwesten schaut, erblickt man auf ödem Gestein wohl einige weißschillernde Ränder der Eisdecke, welche die Höhen der Riesenferner-Gruppe überlagert, drüben aber die kahlen Granitberge, die von zahllosen Riesel-Quellen in der Sonne glitzern — nur schroffe Umrisse, welche kein aufragender Wald, keine sanft geneigte Matte unterbricht.

Hier ist dichter Forst ausgebreitet in aller Ueppigkeit, welche die Entlegenheit des wenig zugänglichen Hochthales schützt. Ueber morschen Stämmen stehen klafterhohe Farrenkräuter, und im Dunkel schleicht der Fuchs. Drüben befinden wir uns jenseits der „Baumregion“, und die Bäche, welche diesseits im feuchten

Unterholz sich nur träge weiter bewegen, laufen hier rasch aus den Spalten zwischen den mürben Felsblöcken, in deren Geschiebe sie zusammenrinnen, unbeschattet dem eisigen See entgegen.

Hier schreitet der Fuß, den See entlang, über die Wurzeln der Lärchen und weiche Decken abgestorbener Nadeln, drüben über glatte Platten, auf denen nur Flechten gedeihen, und deren wirre Haufen von jedem Winter weiter in die dunkele Fluth hinein vorgeschoben werden.

Es ist der Gegensatz eines Thal- und eines Hochsees, welchen wir an diesem Beispiele vor uns haben.

Für einen Landschafts-Maler gibt es allerdings an dem Thalsee noch Mancherlei zu beobachten.

Wer nicht scharf sieht, vermeint hie und da in einem bläulichen Wiederschein, welchen der Spiegel zurückwirft, das Abbild einer Rauchsäule zu erblicken, die sich inmitten des Bergforstes erhebt — es ist aber nur das Conterfei einer fast himmelfarbenen Felsschicht, welche hie und da in Staffeln den grünen Tann unterbricht. Auch wird er wie an allen tiefen Becken der Berge gewahren, daß die glitzernde Fläche das Bild der Berge, der Felsen und der Wälder weit zarter und mehr gesänftigt wieder gibt, als es das Auge mitten durch die heitere krystallene Luft hindurch auffängt.

Den blauen Thaudunft über dem Thale und das ferne Rauschen der Achen, die in langen Streifen lothrecht unter den Rändern der Eisfelder hervorkommen und den winzigen Bach, welcher dem See entrinnt, bald

so verstärken, daß er zum gefahrdrohenden Strom wird, das kann er freilich nicht mit in sein Bild hinübernehmen. Dagegen wird es ihm gelingen, aus der Landschaft um den jenseitigen Hochsee manche bezeichnende Einzelnheit so wieder zu geben, daß sie unserer Erinnerung wirksam zu Hilfe kommt: die wellig gefurchten Schneereste auf dem Joch, die in ausgewitterten Klüften auch den Hundstagen widerstehen, die abgestorbenen Zirben, die ihre dürren Arme wehklagend ausstrecken, die Alpenrosen, welche das Becken mit zahllosen Kreisen abgeben wie Wellenlinien die Spur eines eingesenkten Steines, den allgegenwärtigen Schaum kurzlebiger Bäche, die in ihm jäh enden, und die fernen blauen Tiefen, deren Heraufdunkeln deutlich ahnen läßt, in welcher Höhe über dem lärmenden Gletscherflusse des Thales dieses stille Gewässer seine Fluthen vom Jochwind bewegen läßt.

Siebentes Capitel.

Kals, Windisch-Matrei und das Tirolische Chamouni.

Im Kalser-Thale findet der Fremdling, der auf holperigem Saumweg in die entlegene Schlucht herein gekommen ist, noch Riesen von Gestalt, die Kinder an Gutherzigkeit und Einfalt sind — eine völlige Unbekanntschaft mit dem Treiben der menschenwimmelnden

Ferne und doch keineswegs das finstere, scheue Wesen der Menschen in den Einöden der salzburgischen Hochlande. Es sind die rothblonden, langhaarigen, reckenhaften Germanen, wie sie mit ihren hier voll ausgedrückten Eigenschaften sonst nirgends mehr gefunden werden in den deutschen Alpen.

Man muß die Glocknerführer von Kals gesehen haben, um sich eine Vorstellung von solchen Menschen machen zu können.

In wenigen Herbergen muthet es den Fremdling heimlicher an, als beim „Unteren Wirth“ in Kals.

Zeichen der angenehmen Erinnerung, welche die Gäste aus diesem Hause mit forttragen, sind die zahlreichen Geschenke, welche die reinliche Stube zieren, Bilder und Bücher von solchen geschenkt, welche zeitweilig unter diesem Dache gewohnt haben. Mit Recht hat demnach der Wirth sich den „Glockner“ zum Schild genommen — denn bei ihm versammelt sich eine auserwählte Schaar von Freunden des eigentlichen Hochgebirges, und das landläufige Reisevolk der Chausseen wird man niemals beim „Glocknerwirth“ gesehen haben.

Es ist aber auch für jenes Volk nicht gar leicht herein zu kommen — es geht „so viel stickl“ (steil) ins Kals hinein. Hoch über dem tosenden Bach, der die Wasser des südlichen Glocknerhanges sammelt, an steilen Grashängen, oft im Schatten gewaltiger Lärchen hin windet sich der jähe Pfad hinauf.

Wohl gibt es schon da mehr zu sehen, als auf irgend einer der „abgestapelten“ Straßen. Da rauscht zum Beispiel der Sturz des „Alpenbach“ herab — ein

prächtiges Schaustück. Gelbweiß schäumt die Fluth langsam herab, hie und da vom schwarzen Schiefer unterbrochen. In anmuthig geschwungenem Bogen biegt sie oben aus dunkelem Lärchenwald ab, stäubt um die moos- und buschbewachsenen Zackeneilande, welche aus ihr hervorragen, und stürzt, schneeweiß im Vergleich zu dem grauen Eiswasser, vielgespalten in den Kalser Gletscherbach, der an ihrem untersten Ende vorüberjagt. Ein winterlicher Hauch, der die Beschauer aus solchem Kampfe der Wasser anweht, vervollständigt den Eindruck und kräftigt die Ahnung von den starren Wüsten, denen man hier entgegengeht.

Auch ein schöneres Bild des Glockner möchte es nicht geben, als dasjenige, welches sich auf dem Wege nach Kals, etwa zwei Stunden vom Dorfe entfernt, ganz unverhofft plötzlich mitten im Nadelwalde, der den Steig beschattet, eröffnet. Man sieht dort nichts, als die dunkeln Bäume, den tiefen Bach und über ihnen die schillernde Pyramide. —

Im Dorfe Kals kann man den Glockner nicht sehen, dennoch aber scheint es, wenn man die Gespräche der Reisenden hört, nur durch und für den Glockner da zu sein.

Die Entdeckung des neuen „Glocknerweges“ von Kals ab hat das Dorf, welches vorher in Niemandes Mund war, in der weiten Welt bekannt gemacht, und heutzutage werden nur Wenige herein kommen, die sich nicht mit irgend einem Gedanken tragen, der mit dem Glockner zusammenhängt.

Der Kaufmann Stüdl aus Prag hat an einer Stelle, von welcher aus man nur etwa drei Stunden

bis zum Gipfel empor zu klimmen hat, zu Nutz und Frommen der Glocknerfahrer eine Hütte erbauen lassen, in welcher diese das nothwendige Obdach und andere Bequemlichkeiten finden.

Ich führe die Leser sofort zu dieser öden Behausung, welche auf verwittertem Gestein, am Rande der Schneegrenze liegt.

Die Scenerie um eine Wohnung, die 8630 Wiener Fuß (weit höher als das Hospiz auf dem Wormser Joch) über dem Meere, hart am Rande gewaltiger Gletscher liegt, ist schon merkwürdig genug, um auch Solche zu locken, welche die „Stüdl-Hütte“ nicht etwa nur als Nachtlager für die Besteigung des Glockner benützen wollen.

Die Hütte steht nahe am unteren Ende eines morschen Felsgrates, welcher zwei gewaltige Eisbecken, den Teischnitz- und den Gödnitz-Gletscher, von einander trennt.

Es ist eine weite Wüste von Glimmergestein, hie und da von schmutzigen Schneelagen bedeckt. Die Fortsetzungen der Gletscherzungen, welche steil über die Wände herabhängen, sind Bäche, die über jähes, klein zermalmtes Geröll herab sausen. Weiter unten, wenn sie sanfter geneigte Halden erreicht haben, verschwinden sie hier und dort auf lange Strecken unter Schneewölbungen.

Die Felsplatten der Mulde, in welcher die Hütte vor Lawinen und Stürmen wohl geborgen steht, sind nicht kantig scharf — ihre Ecken sind abgewittert und lassen sich mit der Hand zerbröckeln — das ewige Gefrieren und Aufthauen in dieser Höhe zerstört den

Fels. In mancher Vertiefung kräuselt der Jochwind eine kleine Wasserfläche — den Ueberrest eines Schneehaufens, der in der Sonne des Mittags zerschmolz. An ihrem Rande stehen überall die weißen Büsche des niederen eiförmigen Cerastium, der allgegenwärtigen Pflanze im arctischen Alpen-Klima.

Grau und blau, dem Schutt eines Gletschers gleich, ist im Allgemeinen die Färbung dieser winterlichen Höhe. Manchmal poltert es vom Teischnitz-Gletscher herüber, von welchem Eistrümmer in die Tiefe zum „grauen Kees" hinabstürzen. Dieser „Teischnitz-Kees" ist eine überaus steil gegen einen Abgrund hin geneigte Eismasse, halb schmutzig weiß, halb himmelblau gefärbt, mit vielen Klüften und hochgewölbten Thoren, aus welchen milchige Bäche durch die blaugrünen Schuttwälle herab schäumen.

An einem trüben Tage gestaltet sich der Anblick des Himmels von solcher Höhe aus besonders phantastisch. Hängenden Gletschern vergleichbar starrt dort ein glänzendes Wolkenheer mitten im dunkleren Gebrodel der Dünste. Hier aber jagen bald langsam, bald eilig in jähen Haufen noch viel gewaltigere Wolkenheere aus der Tiefe herauf:

Der graue Thalvogt kommt, dumpf brüllt der Firn,
Und kalt her bläst es aus dem Wetterloch.

Manchmal schaut eine Berggruppe tintenschwarz durch eine rasch wieder geschlossene Lücke dieser endlosen Züge — dann naht wieder langsam eine schneeweiße Riesengestalt, die sich fast blendend von dem grauen Hintergrunde der anderen Ballen abhebt, und schwebt mit drohend ausgestreckten Armen gegen unsere Zufluchts-

stätte her. In diesem Augenblick erscheint irgend eine blaue Eiskluft oder ein verwitterter Zacken, im nächsten sind beide wieder verschlungen. Auch der Himmel jenseits der Dämpfe kündigt sich hie und da durch eine lange tiefblaue Bank, einen Lasur=Streifen an, der über dem wilden Heere eine Weile schwebt. Manchmal bricht auch die Sonne leibhaftig durch und erfüllt die Höhe mit bleichem Winterschein, worin aber doch der Schnee die Augen schmerzlich blendet — und durch den Schein träufelt der schwere Nebel herab, und der eisige Wind treibt neue, düstere Haufen um die längst verschleierten Giebel. — —

Die Hütte selbst ist aus den nämlichen Schieferplatten aufgebaut, die rings um sie herum die zernagten Mulden überlagern. Ein Prachtstück derselben bildet vor der Thür im Freien einen ansehnlichen Tisch. Auf dem Dache hat sich rostfarbenes Moos angesiedelt.

Das werthvollste Stück, welches diese Hütte birgt, ist ein eiserner Sparherd, das Geschenk einiger eifriger Jünger des deutschen Alpenvereines. Rasch und ohne den störenden Rauch offener Feuer wird auf ihm ein wärmender Trank gebraut, und seiner Flamme verdanken die Wanderer manche erquickliche Abendstunde. Mit trockenem Holz ist dieser Gesellschaftsraum ebenso hinreichend ausgestattet, als mit Stroh der anstoßende Schlafsaal, und im Ganzen mag man wohl dem Erbauer danken, der diese warme Oase in der Wüste geschaffen hat.

Es erübrigt nur noch, Einiges über den neuen Glocknerweg zu sagen, der von hier aus zum Gipfel führt.

Ueber den morschen Grat, an dessen Fuß die Hütte angebracht worden ist, steigt man zu einem Gletscher empor, über welchen jeden Einzelnen sein Führer mit eiserner Hand sicher hinüber geleitet.

An der fast senkrechten Wand, welcher entlang eiserne Stifte zum Stützpunct für die Füße und eiserner Draht für die Hände angebracht sind — ohne dicke Handschuhe vermag sich an letzterem Niemand empor zu arbeiten — klimmt der Fremdling, vom voraussteigenden Führer, der auf dem nächsten Eisenstift steht, am Strick gehalten, allmälig zum verwitterten Gipfel hinan.

Manchen gestaltet sich diese Unternehmung zu einer Angstfahrt sonder Gleichen, und es wird wohl Niemand, welcher an diesen Abgründen hin Stunden lang fast in der Luft geschwebt hat, die Erinnerung daran je vollständig sich verwischen.

Von den leichteren Bergrücken, die nördlich von Lienz einen Einblick in die Eiswelt des östlichen Tirol gewähren, wird keiner häufiger genannt, als das „Kalser Thörl“, ein unbedeutendes Joch, welches die Thäler von Kals und Windisch-Matrei trennt.

Man sieht von der Stüdl-Hütte aus über seinen grasigen Kamm hinweg, welcher etwa sechzehnhundert Fuß tiefer liegt, als die Felsmulde der Hütte. Das Joch bildet den gewöhnlichen Uebergang der Kalser nach Windisch-Matrei, wird aber von den Fremden mehr wegen des weiten Gesichtskreises begangen, der sich ihnen da nach allen Richtungen der Windrose hin eröffnet.

Versetzen wir uns, ehe wir dort Rundschau halten, nochmals nach Kals zurück. Die Landschaft in diesem

Dorfe ist wohl eine der eigenthümlichsten von ganz Tirol.

Ich sage geflissentlich: „die Landschaft im Dorfe", weil das Dorf nach Art der meisten Ansiedelungen im eigentlichen Hochgebirg so weit durch das Thal hin verstreut liegt, daß man zwischen seinen Häusern hin an Wasserschnellen, durch Erlenauen, durch Felder und durch Lärchenwald bergauf und ab sich ergehen kann.

Weil es gewissermaßen bedeutsam ist für das Aussehen solcher Dörfer im Allgemeinen, so will ich einige Zeit bei der Kalser Scenerie stehen bleiben. Viele Mühlen klappern, von dem grau gefärbten Gletscherwasser in Bewegung gesetzt, an dessen Ufer überall die gelblichen Früchte der Hippophaë-Sträucher winken. Wer solches Wasser noch nie in einen Becher gefaßt hat, wird sich verwundern, wenn er bemerkt, daß auch die kleinste Menge Wasser nicht ohne Trübung ist, hervorgebracht durch die winzigen Bestandtheile der vom dicken Eisgange zerriebenen Felsoberfläche, der herabgeschlämmten Muräne. In so unglaublicher Verkleinerung, in welcher ein Körnchen von der Größe einer Nadelspitze als trübende Wolke im Wasser erscheint, wird man den Fels wohl nirgends mehr gewahren können, als in den reißenden Bächen, welche ihn zum Meere tragen, und denen es im Laufe der Aeonen dennoch sicherlich gelingen wird, alle diese Riesen zu vernichten.

Der Thauwind, welcher von den beeisten Graten in's Thal hereinweht, bewegt die wallenden Aehren und die bunten Mohnblumen, welche hie und da, in künstlich gepflegtem Viereck, mitten unter den Halmen des Ge-

treides stehen. Er bewegt auch die Garben, welche an den „Harfen“ hängen, und die rothen Berberizen an den zahlreichen Feldwegen, welche durch Wiesen und Halme von einem der zierlich gezimmerten braunen Holzhäuser zum anderen führen.

Vom Kalser Thörl her mündet eine mächtige Schlucht gegen das Dorf aus — unzweifelhaft von einem Wildbach in die geneigte Hochfläche eingeschürft, auf welcher sich der größte Theil des Dorfes Kals erhebt. Die Ränder desselben sind überall mit Stangen verwehrt, damit Niemand durch einen unvorsichtigen Tritt Schaden leide. Das Wesen der Hochgebirgsnatur offenbart sich wohl auch durch die Verheerung eines Baches, welcher es bewirkt hat, daß der Spaziergänger vom ebenen Felde aus urplötzlich in eine Rinne stürzen kann, deren Tiefe wohl über hundert Fuß beträgt.

Werfen wir noch einen Blick auf die fernen (wieder cypressenartig verstümmelten) Fichten, die wie grün angestrichene Pfähle auf den Hängen stehen, auf die bunte Färbung dieser selbst, je nachdem sie von Wiesen oder Haberfeldern bedeckt sind, was ihnen — wie so häufig auf dem Mittelgebirge — das Ansehen von einem grün und gelb gewürfelten Schachbrett gibt, auf die grauen Höhen und ihre Schneeflecke, von welchen die überall tosenden Achen allgegenwärtig herabrauschen, und über welche die schweren Sommerwolken herein hängen — und trennen wir uns von dem anheimelnden Orte, um uns die weite Runde seiner Hochgebirge einmal vom „Thörl“ aus zu betrachten.

Schon während des Hinaufsteigens zu jener Höhe,

die sich übrigens nur etwa zweitausend achthundert Fuß über das hoch gelegene Dorf erhebt, taucht die Gletschergruppe des „Schober“ auf, deren Schneewüstenei wundersam absticht gegen das saftstrotzende Grün der Wiesen im Thale.

Auf dem Joch selbst, zu welchem man meist durch Lärchen, späterhin durch Gebüsch und hochgrasige Anger ansteigt, muß freilich der „Schober“, dessen wilde Zacken uns bisher so sehr angezogen haben, vor viel gewaltigeren Schaustücken weichen.

Während wir hart am Kreuze lagern, das in den Grasboden eingeschlagen ist, von den Mähern neugierig betrachtet, die oben auf den „Köpfen“ das Gras einheimsen, schweift unser Blick von der schwarzweißen Pyramide des Glockner, unter welcher dort die Stüdl-Hütte liegt, von den rings um sie verstreuten Schieferplatten kaum zu unterscheiden, zum mächtigen, breiten, sanftaufsteigenden, blendend weißen Rücken des Venediger, einem ungeheueren Eismeere. Nichts kann unähnlicher sein, als das Gebirge des Großglockner und das des Großvenediger — beides Felsungethüme, aber unterschieden, wie sich ein Riesensaurier von einem Walfisch unterscheidet — der Venediger ist eine unabsehbare, sanft geneigte, blendende Fläche, aus welcher die unvereisten Zacken nur wenig hervorragen — beim Glockner dagegen tritt das Felsgerüste aus der Eisumschälung viel mächtiger zur Geltung hervor.

Aber nicht nur die weite Runde von Zacken, von Wolken und Eis, sondern auch manches tiefe Thal zieht den Blick an — das Virgenthal insbesondere, dessen mitt-

lere Sohle die blendende Isel einnimmt, eine feuerflüssige Straße in schwarzblauen Schlacken.

Da herauf dringt kein anderes Geräusch, als das des Eisens, mit welchem die Mäher auf den schwindelig jähen Grashalden der Jochhöhe ihre Sensen dengeln.

Von keinem sanften Joche in Tirol sieht man zu gleicher Zeit so viel Eis, als von dieser unbedeutenden Grashöhe aus.

Gegen Windisch-Matrei hinab (welches um eilfhundert Fuß niedriger als Kals liegt) ist die Berghalde viel bunter und mannigfaltiger als auf der Ostseite des Joches.

Da erscheinen so manche Kleinigkeiten, die an und für sich zu unbedeutend sind, um mit Wort oder Griffel geschildert zu werden, die aber, zusammengenommen, den Eindruck vervollständigen, den man von einem Jochübergange mit sich davon trägt. Von der Höhe, um welche fröstelnd der Wind hingeht und dichte Nebelballen vor sich hertreibt, die den Neuling schrecken, der sie für heranziehende Wetter hält, bis weiter hinab, wo schon in Farrenkräutern jene einfachen Brünnlein rieseln, die man mit einem winzigen Erdwalle auffängt, dessen mit Stäben gestützte Wände das Becken bilden, aus welchem Menschen und Thiere trinken, dann die grauen Alpenzäune, unter welchen das Wasser zwischen morschen Stämmen sickert — das Gestrüpp von hohem, stahlblauem Eisenhut — endlich das Gewirre der Schwarzbeersträucher auf dem ausgerodeten Waldboden weiter unten, wo überall durch die spärlichen, verschonten Stämme die blendenden Rinnsale des Thales heran-

glänzen — dann, wo schon wieder bewohntes Land beginnt, die braunen Häuser an den von dichten Eschen beschatteten Zäunen mit den weißen Heilandsbildern neben den Brunnen, die in der Kühlung der dicht belaubten Bäume stehen — jene eigenthümlichen Wohnstätten, an welchen der Zauber unbeschreiblicher Einsamkeit hängt, die hoch über dem bebauten Thale stehen, die Häuser mit den Wiesen, auf denen das Gras unter weißen Dolden versteckt bleibt, den Brunnenröhren, die auf den Anger wie in den großen Trog den blitzenden Strahl quirlen lassen, den rastlosen Hühnern auf den braunen Scheiterhaufen, die um die Hütte eine wärmende Hülle zu schließen scheinen, noch lange bevor sie ihre Gluth dem winterlichen Herde spenden — so ist die Reihenfolge von Eindrücken beschaffen, welche der Wanderer über niedrige Jochübergänge erwarten kann.

Von allen größeren Orten Tirols mag keiner an und für sich einen unerquicklicheren Anblick gewähren, als Windisch-Matrei.

Ein verkommenes, schmutziges Nest, von einer Bevölkerung bewohnt, welcher der Stumpfsinn auf der Stirne geschrieben steht, erinnert diese Ansiedelung, obwohl die Leute daselbst ihr reines Pusterthaler Deutsch sprechen, doch durch manche unerfreuliche Eigenschaft an die „Wenden“, deren verschollenem Geschlecht sie ihren Namen verdankt.

Es gibt im Berglande wirklich wenig Gegensätze die uns auffallender scheinen, als der des „windischen“ und des deutschen Matrei, des gastlichen Marktes an der nunmehr verödeten Brennerstraße. Die reinliche Gasse

in letzterem, von stattlichen, sauberen Häusern besetzt, die freundlichen Reden und Sitten des Volkes lassen ganz und gar die Einsamkeit vergessen, welche nunmehr über die nach Dutzenden zu zählenden Herbergen gekommen ist, seit drüben das Locomotiv durch die schwarzen Erdlöcher der Tunnels pfeift — hier aber, im „windischen“ Matrei, kann man die Verkümmerung der Wohnungen wie den Kretinismus der Einwohnerschaft unmöglich übersehen.

Die „Windisch-Matreier“ dürften auch nicht leicht einen fremden Naturbewunderer zu sehen bekommen, wenn ihr Ort nicht so gar günstig gelegen wäre, um von ihm aus zu einigen der hervorragendsten Herrlichkeiten des Berglandes zu gelangen. Wer vom Drauthale aus einen Blick in die Tauernwelt, in die Eispracht der Venediger Gruppe an ihrem Ost- oder Südabhange werfen will, den führt der Weg zumeist über dieses Matrei an der Isel.

Es wäre im Uebrigen ungerecht, dem Punkte, an welchem Windisch-Matrei aufgebaut ist, dem Zusammenflusse des Tauernbaches und der von Westen aus dem Virgenthale her kommenden Isel, nicht eine eigenthümliche Schönheit zuerkennen zu wollen, wenngleich das grüne Thal noch ziemlich weit von den erhabenen Schaubühnen, zu welchen es den Zugang vermittelt, entfernt liegt und außerdem durch einen Ort von dem Aussehen Windisch-Matrei's nicht eben geziert wird.

Die Tauernthäler auf der Tiroler Seite haben im Allgemeinen ein viel mannigfaltigeres, bunteres und anziehenderes Aussehen, als die ihnen entsprechenden Thäler der Nordabdachung auf Salzburger Gebiet.

Der Grund in denselben, die Thalsohle, ist reichlicher „abgestaffelt“, unterbrochen und zeigt wenig von jener düsteren Eintönigkeit, die dem Wanderer drüben seinen Gang durch Fusch, Großarl, Rauris und andere Thäler leicht zu einem ermüdenden macht.

Bei Windisch-Matrei im Norden namentlich zeigt sich das Thal durch manche bunte Erscheinung so belebt, daß man es wohl begreifen würde, wenn Fremdlinge trotz der anwidernden Eigenthümlichkeiten dieses Marktfleckens hier eine Weile ihr Zelt aufschlagen möchten.

Da ist es namentlich am Eingange des Virgenthales die kaum eine halbe Stunde von Windisch-Matrei entfernte, dem heiligen Nicolaus gewidmete Capelle oder Kirche, welche durch ihre Lage und den Fernblick von ihrem grünen Hange den Wanderer nicht minder anlockt, als den Kunstverständigen durch die merkwürdigen Bauformen ihres edlen Alters.

Man geht dorthin den Tauernbach, das Gletscherwasser, entlang, welches durch Schutthaufen und Schutzbalken gegen die wieder von Hippophaë bedeckte Aue hin abgegrenzt ist. Am Hange, auf welchem man zum Heiligthume emporsteigt, leuchten die scharlachrothen Bergkirschen über die Zäune her, und durch die Zweige ihrer steten Begleiter, der Eschen, schimmern vom Umbal-Thale her die Eisferner in aller Pracht. Droben aber, an den uralten Wänden, erblickt man in fast undeutlichen Fresken die vierzehn heiligen Nothhelfer, und an zwei absonderlichen chorähnlichen Ueberbauten erkennt man die Reihe der Jahrhunderte, welche an diesem Baue vorübergezogen sind.

Kenner der Kunst mögen sich auch wohl des uralten goldenen Kelches freuen, welcher von dem Weibe, das den Fremdling geleitet, mit scheuer Ehrerbietung hervorgeholt und gezeigt wird. Gern werden sie in dem mächtigen, aus einem Steinblock gehauenen Opferstock ihr Scherflein für den Fortbestand dieses Kirchleins hinterlassen.

In landschaftlicher Beziehung weit reicher an Abwechslung ist die Nordseite von Windisch-Matrei, die Oeffnung des Tauernthales in sein weites Becken.

Am anmuthigsten gestaltet sich der Blick dort hinein entweder vom Calvarienberge aus, dessen Capelle aus dichtem und steilem Lärchenhange emporragt, oder von der Veste Weißenstein aus, der gegenüber zwei blendende Wasserstürze, von der letzten Staffel des Tauernthales herabgeschleudert in einem wasserstauberfüllten Tobel sich verlieren.

Es kann umso weniger unsere Absicht sein, das ganze Tauernthal, welches vom Velber-Tauern herabzieht, den Lesern vor die Augen zu führen, als wir dem (nicht blos figürlich gesprochen) glänzendsten Theile desselben, dem „G'schlöß“, welches vom Eis der Venediger Gletscher berührt wird, einen besonderen kleinen Abschnitt widmen. Dagegen dürfen wir hier wohl auf denjenigen Theil des Thales aufmerksam machen, der Windisch-Matrei im Norden zunächst umgibt, eben jene Waldgegend um den erwähnten „Steiner-Fall“.

Aus der weithin mit stehenden Tümpeln und Altwassern bedeckten Aue geleitet der Steg in eine tannige Klamm, deren Tosen die Schrecken der Tauernwelt an-

zukündigen scheint, aus welcher die eingezwängten Wellen da hervorbrechen. An gar mancher Stelle ist der Damm der Ache vor ihr durch große angestemmte Balken befestigt. Der Wasserfall ist hier ganz nahe gerückt, und auch jenseits seines schillernden Bogens sehen wir die Wasser, die in ihm zum Tobel stürzen, durch die Bäume der steilen Wände schimmern.

Unten freilich, weiter gegen Windisch-Matrei hin, offenbart sich die bekannte Bilderreihe halb versumpfter Fluß-Auen des Hochgebirges. Da rast die Fluth in ihren gebrechlichen Dämmen, ein wenig über den Thalboden erhöht. Während sich in den von ihr seitwärts zurückgelassenen Tümpeln die junge Froschbrut tummelt und von den mageren Getreidefeldern her sich Halme bis auf den Damm des Stromes über den blauen Thonboden hin angesiedelt haben, blühen an den trockenen Hängen nebenan lichtrothe Althäen, in den Gärtchen vor den braunen Hütten bleichen die Linnen in langen Reihen auf dem prächtig grünen Sumpfgras zwischen den Wassern, und verdunkeln kleinfrüchtige Kirschbäume die engen Stege, welche zwischen den Häusern und den Hängen hindurchführen. Ueber die hüpfenden Wellen des Gletscherwassers eilen die Schwalben hin und her und, an manchen Stellen erscheint die glänzende Heimat der Wellen selbst, der wolkenumzogene Eisberg, von dessen schwarzgesprenkelten Wänden die Bäche, hundertfach zerstäubt, den Felsenthoren entgegenfallen.

In allen Reisehandbüchern und Wanderskizzen, welche sich die Schilderung der Eisgebirge zwischen Tirol und Salzburg als Vorwurf erkoren haben, werden Wunder-

dinge von einem der innersten, gegen die Ausläufer der Venediger-Gletscher hin versteckten, kleinen Hochthäler berichtet, welches in der unpoetischen Sprache der Aelpler „G'schlöß" getauft worden ist.

Wie das kleine Thal, welchem ich, ohne eine Uebertreibung anzuwenden, die Bezeichnung eines Tiroler Chamounix beilege (weil es nun doch schon einmal hergebracht ist, zur Verständigung an allgemein bekannte Bilder und Vorstellungen anzuknüpfen), zu jenem Namen kommt, vermag ich nicht anzugeben, und es steht auch zu vermuthen, daß die Lösung des Räthsels selbst einem Germanisten umso weniger möglich werden dürfte, je gelehrter derselbe im Uebrigen ist. Jedenfalls scheint die Bezeichnung mit dem Namen irgend einer Hütte und dieser wieder von irgend einem bäuerischen Einfall zusammenzuhängen, in dessen Ideen-Verknüpfungen wir uns nicht verirren wollen.

Für Touristen-Volk gewöhnlichen Schlages liegt dieses Chamounix der Hohen-Tauern allerdings aus dem Wege, doch wüßte ich immerhin in diesem Theile Tirols keinen anderen Ort, an welchem man fast bis zum Rande eines Gletschers hin auf angenehmem Saumpfade gelangen kann. Verhältnißmäßig also ist der Zugang zu dieser zwischen Eishängen versteckten Mulde immerhin noch ein bequemer — ein Grund mehr, welcher Schaulustige bewegen sollte, einmal sich von der Eintönigkeit der Heerstraßen in den Thälern weg aufzuraffen. Es versteht sich von selbst, daß sich die Verkehrswege, wie die Flüsse, stets die breitesten und niedrigsten Mulden zu ihren Zwecken ausgesucht haben — für die Men-

schen aber liegt kein Zwang ob, nicht der Schwerkraft, welche die Wasser meerwärts treibt, entgegen zu arbeiten und jene Höhen aufzusuchen, welche gegen übermäßigen Zuspruch von Naturbewunderern nicht nur durch steile Pfade und mühsam zu durchklimmende Schluchten, sondern auch durch abscheuliche Herbergen und peinliche Nachtlager vertheidigt sind.

Das „Matreier Tauernhaus“, von welchem man westwärts, den Velbertauern-Pfad verlassend, in's G'schlöß einbiegt, gehört zweifelsohne auch zu den letzteren. Indessen wird schon hier ein Blick in die Runde, in welcher es liegt, mit den Geheimnissen seines Innern aussöhnen. Die „Tauernhäuser“, Zufluchtsörter und Herbergen für Diejenigen, welche den hohen Kamm irgend eines der Tauernübergänge überschreiten, sind fast ausnahmslos alle mit einem Ungeschick angelegt, dessen Mächtigkeit nur Derjenige würdigen kann, der etwa bei Kälte, Nebel, Schneegestöber einen dieser Päſſe überschritten hat.

Die Tauernübergänge zeichnen sich vor den meisten „Jöchern“ Tirols dadurch aus, daß man, bevor der Anstieg beginnt und nachdem er vollendet ist, meilenweit durch öde Längenthäler wandern muß, die sich staffelförmig im Norden zur Salzach, im Süden zur Drau hinausziehen. Nur der Krimlertauern fällt im Süden steil in ein bewohntes Thal ab, und wer ihn überschritten hat, erreicht wenige Klafter, nachdem er ebenen Boden erreicht, das erste Dorf.

Ganz anders ist es jedoch bei allen andern Tauernübergängen, insbesondere beim Kalser und Velber

Tauern. Bei diesen ist das eigentliche Joch so zu sagen Nebensache, und die Hauptmühe bleibt das Hindurchwinden durch alle die Thalstufen, welche sich bis zum höchsten Grate hin über einander aufbauen.

Der gemeine Menschenverstand geräth nun auf die Vermuthung, daß Diejenigen, welche den Gefahren solcher Uebergänge durch Errichten von Tauernhäusern abhelfen wollten, dieselben an jenen Stellen erbaut haben werden, an welchen die Möglichkeit, im Schneesturm oder in der Kälte zu verkommen, am meisten hervortritt — also in den oberen Thalstufen, nahe am Joch, dessen Ueberwindung bei schlechtem Wetter am meisten die Kräfte erschöpft und den Willen lähmt.

Dem ist jedoch keineswegs so. Die Tauernhäuser stehen weit ab von den Einöden der Felsenwildnisse, in tieferen Gründen. Derjenige, der bei ihnen ankommt, hat entweder die Gefahr schon überwunden, oder er mag sich vorhalten, daß sie für ihn erst mehrere Stunden jenseits dieser Zufluchtsstätte beginne, wo sie ihm in Mitte der Schneewüste nur als ein Gegenstand der Rückerinnerung oder Sehnsucht erscheinen kann.

Die Tauernhäuser stehen zu sehr entfernt von den Oertlichkeiten, deren Schrecknisse den Wanderer bedrohen.

Auch das Matreier Tauernhaus ist vom Jochübergange durch eine Höhe von dreitausend Fuß und vom nächsten bewohnten Hause jenseits des Ueberganges durch eine Wegstrecke getrennt, welche rastloses Steigen und Klettern kaum innerhalb eines Zeitraumes von sechs Stunden bewältigt.

Doch ist schon diese verhältnißmäßig niedere Thalstufe (sie liegt etwa viertausend siebenhundert Fuß über dem Meere) von so eigenthümlichem Aussehen, daß sich eine Umschau belohnt. Es wirken eben die gewaltigen Wasserbehälter und Eislager und die mächtigen, von dieser Thalumwallung noch versteckten Höhen in die Landschaft ein und gestalten sie zu einem völlig anderen Bilde, als wenn sie selbst die höchste Höhe dieses Ueberganges darstellte und hinter ihr verborgen keine noch massigeren Wälle sich aufthürmten.

Wie fast alle Tauern-„Böden“ (so nennt man jede der ebenen Thalstufen), ist auch das Thal des Matreier Tauernhauses versumpft. Es stehen in ihm braune tiefe Tümpel, gegen deren Oberfläche sich stille Algen empordrängen, und manche Bäche durchrasen es mit solcher Gewalt, daß ein Theil ihrer grauen eisigen Fluth fortwährend zurückwirbelt und man in einem Bette zwei Ströme zu sehen glaubt, welche gleich kräftig, der eine dem fernen, tief unten blauenden Thale zueilt, der andere unwillig wieder seine hohe Heimat zu gewinnen strebt.

Auf dem feuchten Felde sind Hütten zerstreut, und Stege überbrücken die gelblichen, hoch aufspringenden Wellen des Hauptbaches wie die Zuflüsse. Dazwischen weiden Rosse und Rinder und klingeln die Heerden der Wolleträger von den Hängen.

Alle die Bäche, die wir hier auf Stegen überschreiten, erblicken wir in geringer Entfernung von uns an den Felsen schwebend oder hängend. Vor wenigen Augenblicken stäubte das Wasser, welches da unter uns

als grauliche Welle dahin jagt, dort oben unter dem mattglänzenden Eise, das über die verwitterte Schieferwand herein hängt. Jene Wellen brachten vorhin in jener Schlucht das stampfende Geräusch hervor, welches wie der Lärm eines Pochwerkes herüber dringt, und diese waren ein Bestandtheil des silberglänzenden Schleiers, der, wie es scheint, völlig unbeweglich, einer jähen Gletscherzunge vergleichbar, von einem schwarzen Felsen herabreicht.

Viel absonderlicher noch freilich dünken dem Wanderer die Gründe des „G'schlöß", wohin ein bequemer Pfad geleitet.

Von dort kommt der Strom heraus, der alle östlichen Wasser des weiten Eisgebietes sammelt. Wie eine Heerstraße erscheint er da, eine vom Berg zum Thal jäh hinabführende Heerstraße, von der ungeheuerliche Wolken weißen Kalkstaubes sich in die Luft erheben. Aber es kommt der dumpfe Donner noch hinzu und das eisige Wehen, das von dieser Straße ausgeht. Links und rechts fallen lothrecht andere Stürze in sie hinein. Mancher dieser Bäche, der hoch oben als breiter Fall wallt, versickert in der Tiefe und erreicht das stäubende Eiswasser nur in Gestalt zahlreicher Strahlen, die, in ansehnlicher Entfernung von einander aus Spalten des Felsens gepreßt, einem Springbrunnen gleichen, dessen breiter Strahl durch die Löcher einer Gießkanne getrieben wird. Fürwahr ein wunderlicher Anblick, diese vom Widerstand des Felsgebirges zertheilte, zerschlagene Kraft, die aber doch vermöge der ihr innewohnenden Stärke selbst durch die Risse und Höhlen im Innern des Berges

hindurch ihren Weg zu finden weiß. An diesen Spritzstrahlen, die uns von der Seite her in die Hüfte treffen, vorüber, gelangen wir bald zum unmittelbaren Schaum jener Eismauer, die den ganzen Hintergrund des „G'schlöß" absperrt, des von himmelblauen, vielfach gewundenen Klüften durchzogenen „Schlattenkees".

Hier hat die Menschenhand, im Angesicht der Erstarrung, aus welcher die Wasser hinabdonnern, ein Bauwerk geschaffen, welches in der einzigen Form, in welcher unwissenden Leuten die tiefe Bedeutung der Dinge aufgeht, in der Form religiösen Gedankens und religiöser Gestaltung, die Durchdringung der Natur durch den Geist verkündigt.

Da liegt an dem stäubenden Bach, in dessen Sprühregen stets die Regenbogen schwanken, ein Glimmerblock neben dem anderen, den vor unbekannten Zeitläuften namenlose Kräfte herabgerollt haben. Nun hat man einen dieser haushohen Blöcke zu einer Capelle ausgehöhlt, und drinnen, in der Felsenkühle, beten Andächtige am sonnigen Festtag, die Hirten und Senninen der im G'schlößthale hin verstreuten Almen.

Es ist ein seltsamer Anblick, diese leise lispelnden Gestalten da drinnen zu sehen, die sich dem Ewigen in ihrer Weise nähern, und draußen den Glanz der Sonne auf den Eisfeldern wie auf den Wassern im Alpenboden und auf den von Wasserstürzen überrieselten Felswänden, und es möchte wohl kein Münster geben, um dessen Säulen sich so wundersame Ahnung zieht, als um diese Höhlung in der Felsblock-Kirche, welche vor

hundert Jahrtausenden von einer zerfließenden Scholle der Eiszeit hieher getragen wurde. — —

Der Ruf dieses Winkels unserer Erde ist kein eitler!

Die Anzahl der Wasserfälle, welche hier allenthalben vom Eise herabkommen, ist noch von Keinem bestimmt worden. Die blauen Klüfte reichen fast bis zur Thalsohle herab, und ihr unterster Rand kann in wenigen Augenblicken erreicht werden. Unter ihnen, aus ihnen schäumt es trübgelb hervor, und die Bächlein ziehen getheilte Streifen und Bänder durch das braune Muränen-Gestein.

Dunkle Gletscherthore scheinen Eingangspforten in die Wölbungen, in deren Nacht niemals ein Strahl dringt. Manche dieser Thore, so dünkt es uns, führen nicht in Eis-, sondern in Felsen-Gänge, so sehr sind sie rings mit Schutt überlagert, der den Firn versteckt, und erst die lasurnen Spalten, die links und rechts und über ihnen klaffen, belehren uns über ihre Wesenheit.

Der Gletscher zerstört das Leben bis weit über seine Ränder hinaus. Breite Strecken zur Linken und Rechten zeigen das von ihm nackt aufgeschürfte Gestein, und erst in ansehnlicher Entfernung ziehen sich neben ihm die Grashalden bis zu jenen Höhen über ihm hinauf, auf welchen dem Pflanzenleben überhaupt kein Raum mehr gegönnt ist. An vielen Stellen erheben sich aus ihm Eispyramiden von Vergißmeinnicht-Farbe, manche noch dunkler, der Eisenhut-Blüthe zu vergleichen, die überall zwischen den Bächen des Weidegrundes ihre giftige Pracht entfaltet. Wie diese Blüthe die Färbung

der Klüfte und der stets Einsturz drohenden Pyramiden und Nadeln nachahmt, so die silberglänzenden, seidegleichen Büsche eines Grases, das weit und breit den Boden bedeckt, den Schmelz des Firns im Sonnenglanze.

Es steht eine Anzahl von Hütten, zu einem schmutzigen Dorfe zusammengedrängt, in diesem etwa fünftausend zweihundert Fuß über das Meer erhabenen Thale neben dem Gletscherstrom*). In diesen mag ein bescheidener Fremdling wohl Obdach finden, wenn auch die gastlichste von ihnen, die in manchem Buche erwähnte „Birnbaumer-Hütte“, jetzt, durch Feuer zerstört, in Trümmern liegt und verkohlte Balken die Pforte der noch übrig gebliebenen Mauer verrammeln.

Da mag denn der Wanderer die vom Eisglanz und dem Wiederspiel der Sonne in den Wassern geblendeten Augen in den beizenden Rauch der schwarzen Kammern tragen, dem man hier, nach treu festgehaltener Aelpler-Sitte nirgends durch einen Kamin den Ausweg gestattet. Von draußen herein dringt das Summen der hundert Stürze, das Gebrüll der Rinder, der Ruf der Hirten. Man bewirthet dich mit Branntwein und trübem Gletscherwasser, vor welch letzterem der Schafhirt, der dich beherbergt, als Arzneimittel nicht geringe Meinung hegt. Hast du Mundvorrath mit heraufgetragen, so reicht man dir eine Gabel aus Zirbenholz, einen Teller aus Zirbenholz — alle Geräthe entstammen dem wetterharten Baum der Höhen.

*) In allen deutschen Alpen gibt es nur einen Gletscher, den Floiten-Gletscher im hinteren Zillerthale, der noch tiefer herabreicht.

Achtes Capitel.

Kalk- und Central-Alpen.

Die Kalkalpen und ihre Eingangsthore in's Land (beispielsweise zwischen Kaiser und Pentling) zeichnen sich durch farbenreiche Mannigfaltigkeit aus, zu welcher die grauen zerrissenen Wände, das waldreiche Vorland und viele, wenn auch kleine, Seespiegel die reizenden Gegensätze beistellen.

In der That ist jenes Land, die Heimat des eigentlichen Jäger- und Almenlebens in dem sonst an lebensvollem Treiben verhältnißmäßig armen Tirol (wenn man es mit Steiermark oder den österreichischen Voralpen vergleicht), der Schauplatz einer an charakteristischen Zügen überreichen Entwicklung.

Oed und grauenhaft entfalten sich, ihm gegenüber gehalten, die Wildnisse der eisbedeckten Centralalpen, die verborgenen Schluchten des Hauptkammes, in welchen die spärlichen Menschen ein gefährdetes, mühseliges Dasein hinbringen.

Wie anders bauen sich die Berge längs des silbergrauen Inn in der Nähe des Kaisergebirges auf! Ueberall weiße, reinliche Häuser, von Obstgärten beschattet — darüber an den Hängen dichte Wälder von breitblätterigen Ahornen, feinnadeligen, durchsichtigen Lärchen und schlanken Fichten — jenseits ihrer die Grasmatten, die bis hoch zu den grauen, kahlen Graten emporzüngeln, als

ob das Leben, der Erstarrung entgegen, umgekehrte Lawinen des Keimens und Sprießens dort hinauf drängte — drüber dann malachitgrüne Tümpel und Seen, vom kalten Bergwind gekräuselt, zu denen die Schneefelder herabreichen, und deren Welle die Kalkblöcke mit zahllosen Ringeln furcht. —

Unter diesen kleinen Wasserbecken gehören manche nicht zu den hoch eingebetteten Schalen, welche die Schneetraufe von Halden sammeln, die ein fast ununterbrochenes Winterwetter und die Feuchtigkeit der Wolkenballen zernagt. Nichts verräth ihre — freilich nur geringe — Höhe über dem Innthal außer der Mangel an Dörfern, Häusern und Landsitzen, welche der Wanderer unten niemals aus den Augen verliert.

Da sind Gewässer mit einsamem, wildreichem Waldgestade, in welchem nur das Abbild der grauen Wände der Kalkberge an die Erhabenheit des Landes erinnert, an dessen Grenzmarke sie fluthen.

In solchen wohlumschlossenen, von harzduftigen Hängen engegehüteten Becken erschließt sich der Zauber jener Uebergangsstufe des Erdbodens, auf welcher die Waldnatur des Vorlandes und die Bergwüsten der ersten Wälle einander innig berühren.

Denn nicht wenige Thäler der nördlichen Kalkalpen, die, nur eine geringe Strecke vom Hügelland und der Ebene entfernt, das mächtige Gebirge durchklüften, sind nur während des Sommers von Hirten bewohnt. So ist es beispielsweise in den Gründen, welche nördlich zwischen der Landes-Hauptstadt Innsbruck und dem baierischen Walchensee liegen.

Schon ein Blick auf die Karte lehrt, daß sich dort nur wenige Häusergruppen auffinden lassen, welche zu allen Jahreszeiten Menschen Obdach bieten. Alles Uebrige ist grauer Schrofen oder Forst.

Aus eben diesem Grunde aber gibt es nirgends ein Alpengebirge im Waid- und Jagdrevier wie die Thäler jenseits dieser grauen Dolomite. Die Abwesenheit des Menschen begünstigt das Gedeihen des Wildes, und der Wanderer kann weit zuverlässiger den Anblick eines Rudels von Rehen, welches munter, dadurch erschreckt den Bergwald dahinrauscht, oder den der Gemse, welche aus dem Legföhren-Gestrüpp nach ihm auslugt, gewärtigen, als ein Zusammentreffen mit Aelplern oder Holzfällern.

Trefflich kommt solche Oede des wildreichen Gebirges den Neigungen reicher Jagdfreunde zu statten. Nicht für die Zwecke des Verkehres, sondern zur Beförderung des Waidwerkes durchziehen dort überall Reitsteige die Einöden und geleiten mühelos selbst bis auf Höhen, welche sich von fünf bis zu siebentausend Fuß über das Meer erheben.

Zu den Wohnungen, welche dort während des flüchtigen Sommers und Herbstes heimgesucht werden, gehören deshalb nicht nur jene Ansiedelungen, welche sonst überall in den Alpen um diese Zeit des Jahres Obdach gewähren, wie Sennhütten und anderes Pastoral-Zubehör der Berge.

Zu den Reitsteigen und bequemen Jagdwegen der Waidmänner, deren mancher einen fürstlichen Namen trägt, gehören auch bequeme Häuser, welche ihnen und

ihren Genossen mitten in bergiger Wildniß die Annehmlichkeiten wohleingerichteter Herbergen bieten.

Ein solches Jagdhaus erhebt sich beispielsweise wenige Schritte unter der Höhe des Plumserjoches zwischen Achensee und Hinterriß, ein anderes bei der Alpe Kasten im Hinteranthale und wieder eines im Gleirschthale bei der „Amtssäge“, nicht gar weit vom Anstieg zu den Jöchern, welche südlich steil zu den Gründen der Städte Hall und Innsbruck abfallen. Vom Menschen bekommt man auch in manchem Thale der Kalkalpen nicht viel zu sehen.

Vielleicht, daß wir im Schutze irgend einer aus Baumrinden erbauten Hütte ihre Insassen im Wald einen Stamm zur Tiefe geleiten, oder einen Heusammler seine wuchtige Last auf dem Rücken und über dem Kopf schleppen sehen, in der Hand den Bergstock, dessen einst spitziges Eisen sich zu einem Knaufe abgestumpft hat.

Im Uebrigen aber sind Hirsch, Reh und besonders Gemse die Signatur dieser endlosen Jagdgründe.

Andere Seitenthäler der Kalkalpen münden durch sogenannte „Klammen“ in die breitere Thalsohle aus.

Durch Felsengen, wenige Klafter breit, viele hundert Fuß hoch, rauscht die türkisblaue Fluth hervor, oft von Blöcken unterbrochen. Ein Heiland im österlichen Gewande der Auferstehung hängt hoch oben an der lichtgrauen Felswand über dem Wasser. Ein kühler Hauch kommt aus der vielgewundenen Schlucht und hinter ihm her der Donner, mit dem weit drinnen in dem unzu-

gänglichen Schacht die Wasser sich gegen die Mauern stauen. Der Hauch bewegt die immer feuchten Lattichblätter des Ufers, und der Donner weckt in uns das Verlangen, einzudringen in den wasserstaubigen Gang und seine Schattendämmerung.

Wie schade dünkt es uns da manchmal, daß kein Steig da hinein geleitet! Wir denken an die Eindrücke, mit denen uns der Pfad der Wasser zwischen den feuchten Mauern, durch welche der blaue Himmel nicht breiter herabscheint, als der blaue Bach in der Tiefe, beschenken mag, und an die menschliche Thorheit, welche für die Dinge, die Schmerz und Elend statt weihevoller Einblicke in das Walten der Kräfte und das Wesen der Dinge anregen, millionenfach höhere Opfer bringt, als alle Naturherrlichkeiten der Welt miteinander erheischten, wenn man sie verlangenden Beschauern zugänglich machen wollte. So müssen wir uns also meist begnügen, von dem Pfade aus, der über den Wassern hoch oben angelegt worden ist, mitunter einen Blick in die Geheimnisse des Wasser-Felspfades zu werfen.

Da erblickt man denn nun die grünblauen Tümpel, zu welchen sich manchmal der enge Strom in seiner verfinsterten Kluft erweitert, und den Schimmer des Gewässers an solchen Stellen, an welchen es die felsigen Hindernisse nicht zu Schaum zerschlagen.

Am Anfange der Klamm aber, dort, wo der aus dem Forste der Kluft Hervortretende zum ersten Mal die Thalsohle vor sich ausgebreitet sieht, überrascht uns nicht selten der Anblick eines milchig blauen

Wasserfalles, mit welchem sich der Bach kopfüber in den Eingang des grausen Felsenlabyrinthes stürzt, wie wenn er durch einen jähen Sprung, einem verzweifelten Menschen gleich, der entsagend einen entscheidenden Schritt in irgend eine Gefahr hinein wagt, den blinden unbeugsamen Willen offenbaren wollte, der ihn trotz der aufgethürmten Hindernisse zum Vordrängen nach dem tieferen Thale und dem Meere hinab antreibt.

Eine ganz andere Welt wieder eröffnet sich auf jenen grünen Terrassen, welche so zu sagen die Schemel, die Vorstufen, der Kalkalpen bilden, und zwar nicht blos dort, wo sie gegen die Ebene hin abfallen, sondern auch zwischen den unfruchtbaren Felsgraten und den grünen Thälern in der Mitte der Alpen selbst.

Diese Terrassen nennt man überall in Tirol das Mittelgebirge, nicht nur in den Kalkalpen, sondern auch in den mittleren Gruppen der Gletscherthäler.

Auf den sonnigen Höhen des Mittelgebirges dringt der Blick frei in die blaue, weit um ihn her geöffnete Welt. Erst in ansehnlicher Ferne schließen Berge und Wolken, im Duft manchmal nicht gar leicht von einander zu unterscheiden, den Gesichtskreis. Da ist nicht mehr der dunkle Tann, in welchem das schwarze Eichkätzchen vom Aste aus neugierig den seltenen Wanderer auf dem Waldwege betrachtet, sondern der Ahorn, der seine breiten Blätter der Sonne entgegen hält — der wahre Baum der grünen Matten im grauen Kalkalpengebirg, der wohl Schatten gewährt, aber niemals in Wäldern zusammen gedrängt, Licht und Luft

hemmt — der Baum, welcher solch milden Höhen zur vorzüglichsten Zierde gereicht.

Die glänzenden Wolken senken sich mitunter von den grauen Graten bis nahe zu den Wipfeln der Ahorne herab — dann glänzen ringsum auf den hellfarbigen Wiesen die Obstbäume mit ihren Früchten — aus dem entfernteren Bergwald summt irgend ein bescheidenes Wasser und vermengt seinen schwachen Ton mit dem mächtigen, dumpfen Rauschen des Stromes in der Tiefe; der Blick irrt von den weiß angestreuten Kalkschrofen zum fruchtreichen Anger dorthin, wo der singende Bursch im Schatten des Apfelbaumes seine Sense dengelt, auf die Pracht der Früchte, auf die Rauchsäule der Kohlenmeiler aus dem höheren Bergforst, auf die blauglänzende Tiefe und ihre Ansiedelungen, aber auch auf manche gleißende Fläche des fernen Himmels im Süden, aus welcher in blendender Gestalt der Winter herschaut.

Ueber diesem Mittelgebirge nun erhebt sich, theilweise von dunkelem Krummholz gesprenkelt, die unfruchtbare, von Geröllfurchen durchzogene Mauer der Kalkwände.

An ihrem Fuße ist hie und da ein kleiner See eingebettet, rings von Moor, feuchten Wiesen oder Nadelwaldung umgeben.

Gewässer dieser Art sind beispielsweise der Hintersteiner- und Hechtsee bei Kufstein, der Walchsee bei Kössen, der Lautersee am Fuße der Wetterstein-Gruppe in der Nähe des Leutaschthales.

Alle diese Seen haben den Charakter der Einsamkeit, welcher sie von manchem Wasserspiegel des Hügel- und Flachlandes unterscheidet.

Wenige Häuschen haben sich vielleicht auf dem moorigen Grund angesiedelt, der einzigen Stelle, an welcher der Forst dem Beil gewichen ist, sicherlich vor nicht vielen Jahrhunderten noch einem Grunde, über welchen die tiefgrüne Welle hinschlug. Daß wir uns noch nicht in der eigentlichen Bergregion befinden, das lehren uns die Maiskolben, deren dürre Blätter in einer winzigen Anpflanzung vor dem einsamen Häuschen rauschen.

An nur wenigen Stellen verräth der Sumpf des Gestades, den man auf vorsorglich hineingelegten Brettchen durchschreitet, die einstige Höhe des Wasserspiegels. Fast überall ist der Wald von ihm durch einen breiten weißen Streifen Kalkgesteines oder auch durch jäh abstürzende Wände getrennt, über welche die weichen moosbewachsenen und nadelüberstreuten Pfade behutsam auf- und abführen.

Besonders hübsch ist manchmal der Gegensatz zwischen dem weißen Gewänd und der ruhigen, flaschengrünen Fläche, in welche es lothrecht abstürzt.

Selten fehlt auch die Holzklause, vor welcher in der aufgestauten, trägen Fluth breite Nymphäen-Blätter sich behaglich ausbreiten. Wohin das Auge sich wendet, Wald und Wasser.

Oben aber ziehen die Nebel an den hohen Wipfeln hin, und von den Wanderungen mattglänzender Wolken längs der fahlen Grate glänzt mildes Licht bis auf die Farrenkräuter herab, welche den weichen Boden bedecken.

Unter diesen kleinen Becken gibt es auch manche, deren Wasservorrath mit dem Spätsommer und Herbst völlig verschwindet.

Wer beispielsweise zur Zeit der Kirschblüthe nach Maria-Stein bei Wörgl im Innthale hinaufgestiegen ist und sich der milchig grünen Fluth erinnert, welche den Felsen umspült, auf welchem die berühmte Wallfahrtskirche steht, der wird kaum seinen Augen trauen, wenn er zur Zeit der Flachsblüthe des nämlichen Weges kommt und statt der grünen Fluth am Fuße der Kalkberge eine schwarzbraune Mulde gewahrt, in welcher die dunkeln Büschel des Rohres und die weichen Kolben des Schilfes vom Sommerwind flüsternd gegen einander geschlagen werden.

Ein Gegenstück zu derartigen Seen ist in einem anderen Theile der Alpen beispielsweise der Dürrensee, welcher bei dem einsamen Posthause Höhlenstein am Fuße des Monte Cristallo liegt. Statt seines grünen Spiegels, der durch die Aufstauung des Wassers der Rienz und des aus Popena kommenden Baches entsteht, bemerkt der Wanderer eine kiesige Fläche, theilweise von den vermoderten Ueberresten der Wasserpflanzen bedeckt.

Selbst in der Eisregion gibt es Seen, welche verschwinden.

Der Langthaler See bei Gurgl, welcher zwischen den Langthaler und Gurgler Gletscher eingebettet ist, verrinnt gegen das Ende des Hochsommers jedes Mal durch Ritzen und Klüfte. Dann ist von seinem Wasser nichts mehr sichtbar, als die verheerenden Wirkungen, welche sie im Eise hervorgebracht haben. Man sieht in die zerfressenen schmutzigen Höhlungen, Platten, Säulen und Nadeln hinein, ein wirres Labyrinth

von morschen, graufarbigen Eistrümmern. Im Schlamme des verlassenen tiefen Bettes aber liegen die Eisblöcke, welche einst tief in die schwarzgrüne Fluth eingetaucht, umherschwammen.

Doch kehren wir zu den Erscheinungen der Kalkalpen zurück.

Die Erscheinungen dieser Art verhalten sich zu denen in den vergletscherten Centralalpen, wie die künstlichen Wasseradern, welche man in Lustgärten über zusammengeschleppte Blöcke rinnen läßt, zu den Stürzen der Wasser in der selbstschaffenden Natur überhaupt.

Der Grund hievon liegt in dem Mangel jener unvergänglichen Wasserbehälter der Gletscher, aus welchen stets lebendige Fülle losgelöst niederträufelt, an der größeren Dürre und Wasserarmuth, nicht minder aber auch in der Natur des Kalkes.

Dieser ist nämlich dem Einsickern des Wassers, der Bildung von Klüften, Höhlen, Trichtern und unterirdischen Sammelbecken wegen seiner Weichheit günstiger, als jedes andere Gestein. Schnee und Regen verliert sich leicht im Inneren des kahlen Berges, und wenn das Auge verlangend außen nach dem anmuthigen Schauspiel einer herabstürzenden Wassersäule sucht, entdeckt es auf der Oberfläche oft nur einen ungeheuerlichen Geröllhaufen, welcher einem Gletscher gleich in's Thal hinabzüngelt, während tief unter ihm in hundert stets umnachteten Rinnsalen die Wasser dem Gesetze der Schwere folgen und die Tiefe suchen, in welcher sie vielleicht plötzlich als glasklarer Tümpel, dessen Ursprung Niemand kennt, außerhalb des Berges zu Tag treten.

Wohl kommt es manchmal vor, daß der Ausfluß eines Sees oder ein aus vielen Schaumrinnsalen zusammengeflossenes Bächlein auf seinem Laufe an einen jäheren Absturz gelangt, über welchen er sich in kleineren Fällen hinweg setzt. Da kommen zwischen den rothen Alpenrosen, die gerne am Wasser gedeihen, glasige, viel zerschlitzte Striemen bald wie durchsichtige Eisbänder, bald wie Silberplättchen herab.

Mächtigere Fälle, wie beispielsweise der des Lötzbaches bei Landeck, oder die Stubenfälle bei Reute, welche dem Plansee entströmen, sind selten im nördlichen Kalkgebirge. Und trockene Geröllhaufen überhaupt weit häufiger, als herabschäumende Wasser.

Welch ein Unterschied gegen den Donner, welcher den Wanderer in der Nähe der Gletscher empfängt!

Betrachten wir gegen einen dieser flatternden, dünnen Stürze, wie sie von den grauen Wänden der Kalkalpen in geringer Anzahl herabkommen, einen jener Katarakte, welche in Eisfeldern zusammenrinnen und ein ganzes Thal hindurch eine ununterbrochene Reihe springender und stürzender Wellenbrandungen bilden.

Wenn man beispielsweise von Taufers nach Sanct Wolfgang im Rainthale hinaufgeht, so geräth man von der „Platte“ an nicht mehr außer den Bereich der hohen Staubsäulen des Wassers. Ein fast unbegreifliches Dröhnen, wie das vieler Hunderte von Eisenhämmern mit einander, zittert durch den dunkeln Wald.

Es ist eine schiefgeneigte Bahn, in welcher ein Sturz seinen Staub in die Wellen des andern hinein sendet — wenn man will, eine einzige, ungeheuerliche

Cascade vom Gletscher bis in die Erlenauen des tiefen Thales.

Dazu rieseln noch zahllose Wasser von links und rechts in die staubende Heerstraße der Eiswellen hinein. Alles brandet, zerschlägt sich, steigt in die Höhe, stürzt zurück, donnert und erschüttert die Erde. Manchmal scheint es uns unmöglich, daß das rasende Getöse vom Wasser allein herrühren möge, und wir strengen uns an, die Felsblöcke zu sehen, welche unter dem Gischt hinabgerollt werden.

Mancher hinausgeschleuderte Klumpen grauen Gletscherwassers gleicht den Blöcken am Ufer. Beugt sich aber die schiefe Ebene hie und da zu einem jäheren Abfall, so wird der ganze Strom in weiße Bläschen zerschlagen, thurmhohe Säulen von Staub schießen an den grünen Fichten hinauf, und im Regenbogen, welcher sich über die schneeige Brandung hinspannt, lodern die feuchten Felsblöcke und die hohen Fichten von siebenfarbigem Feuer.

Solche Schauspiele darf man freilich in den Kalkalpen nicht suchen.

Dafür aber bieten die dürftigeren und ruhigeren Wasser der Kalkalpen manch lebensvolles Schauspiel, welches auf den ungestümen und unzuverlässigen Wellen der Gletscherbäche nur selten gesehen wird — ich meine die Hantirung der Flößer und Holzfäller.

Das Hineinwerfen von Brennholz-Scheitern in den Bergfluß gibt den einsamsten Wildnissen einen belebten und ziemlich malerischen Vordergrund von arbeitenden Menschen. Selbst die harzigen Blöcke, welche

auf der klaren Fluth hinabschwimmen, um in weiter Entfernung dem menschlichen Bedarfe zu dienen, unterbrechen den Eindruck der weiten Entfernung von aller menschlichen Wirksamkeit, welcher mitunter in solchen Thälern auf uns lastet.

Plötzlich vernehmen wir ein dumpfes Gepolter. Es sind die Holzstämme, welche auf einer mit Prügeln nothdürftig gepflasterten steilen Bahn, die man durch den Bergwald hin geschlagen hat, den kürzesten Weg zum Fluß herab einschlagen, welcher sie weiter befördern soll.

Dort hat sich schon ein ganzer Berg solcher Stämme in dem seichten Wasser aufgestaut, und es bleibt den Holzknechten die gefährliche Obliegenheit, mit ihren eisernen Stangen das Gewirre allmälig zu lösen, damit die einzelnen Stämme nach und nach, von einander unbehindert, ihre Reise fortzusetzen vermögen.

Da solches Geschäft wegen der größeren Fülle des Wassers meist im Frühjahre vorgenommen zu werden pflegt, so mengt sich oft in das Knirschen der Aexte das Geschrei der Flößer, das Klappern der Eisenstangen, das Donnern der Lawinen, welche von den hohen Graten als ein Heer von großen und kleinen Ballen aufstäubend in die Tiefe rollen.

Oft begegnet man im Walde, nicht gar weit vom Bette des nächsten Baches entfernt, eine „Holzstube“, das heißt eine Blockhütte, in welcher die Knechte Obdach finden.

Nicht selten ist daran auch eine Hütte für Pferde angebaut, welchen die schwere Aufgabe obliegt, größere

Stämme bis zu einer Stelle zu schleifen, von welcher aus menschliche Kraft das Weitere besorgen kann.

Solche Holzstuben befinden sich beispielsweise nördlich vom Achensee im Achenwald, in der Riß.

Wenn nun schon Frühjahr die Zeit ist, in welcher man die Bäume, sei es in Gestalt des vollständigen Stammes als Bestandtheil eines Flosses, oder zerkleinert als Brennholz in die Flüsse wirft, so wird doch in sehr vielen Gegenden, wo es die Gestaltung des Bodens und der Berghalden erlaubt, die Ausbeute des Waldes schon während des Winters in die Nähe ihrer zukünftigen Straße, des Flusses gebracht.

Denn der Schnee und die Schlittbahn erleichtern das Fortschaffen des Holzes. An mancher Stelle kann sogar nur im Winter gearbeitet werden, und an mancher andern wartet man, bis über den sogenannten Rissen, das heißt Schlägen, die vom Fuß des Berges bis hoch hinauf geöffnet wurden und mit Prügeln, die das Pflaster darstellen, belegt sind, so viel harte Schneekrusten und Eis lagern, daß die Stämme leicht zur Tiefe hinabgleiten. An manchem Abhang übernimmt die Natur des Berges selbst, was anderweitig durch die von Menschen gebauten Rissen bewirkt wird.

So stürzt beispielsweise das Stempeljoch östlich gegen das Haller Salzthal in einer so engen und beschatteten Schlucht ab, daß es der Sonne selten gelingt, den Schnee, welcher sich in dem jähen Graben angesammelt hat, zu vernichten.

Aus den westlich von der Jochhöhe gelegenen, dicht bewaldeten Thälern hat man deshalb bis zu seinem

Sattel, von dem drüben die steile Schneefläche abfällt, einen Fahrweg angelegt. Auf der Höhe des Joches angelangt, werden nunmehr Bretter, Stangen und Stämme in die Tiefe hinabgelassen, in welcher sie über den vereisten Schnee hinweg mit Blitzesschnelle ankommen. Weniger bequem freilich dünken derartige Abstürze einem Wanderer, welcher mühsam und mitunter nicht ohne bedenkliche Fährlichkeiten der Spur solcher eigenthümlichen Wege zu folgen hat.

Man kann nun freilich nicht sagen, daß die Anwesenheit eines solchen flößbaren Trift-Wassers den Bergwäldern zum Vortheile gereiche. Im Gegentheile läßt sich mitunter aus dem verwüsteten Aussehen derselben auf die Nähe eines solchen Gewässers schließen. Auf niedrigeren Gebirgen, wie zum Beispiel im baierisch-böhmischen Walde, in welchem sich nicht so starke Bäche sammeln, erhebt sich deshalb der Wald in größerer Ueppigkeit und Unversehrtheit.

Wie sehr sich der Wasserstand des Frühjahres und derjenige des späten Sommers oder Herbstes von einander unterscheiden, das sieht man an mancher Spur, welche die Trift in schmalen Wasser-Engpässen, in „Klammen" zurückläßt. Man bemerkt nämlich oft in solchen Klammen Holzstämme oder Scheiter, welche in einer Höhe von vierzig oder fünfzig Fuß über dem dermaligen Wasserspiegel von der einen Felswand zur anderen hinüber eingekeilt sind. Sie hängen als Brücke über dem summenden Abgrund der Wasser, und wer nicht gerade an das frühere Hinabflößen der Hölzer denkt, der mag sich mitunter den Kopf über die Art und Weise zerbrechen,

auf welche diese mächtigen Hölzer in ihre dermalige Lage, hoch in der Luft schwebend, gebracht worden sind.

Vor Zeiten war das Hinabflößen der Hölzer auf dem Wasser noch weit gebräuchlicher als heute. Es sind der Verkehrswege mehr und bessere geworden, und so wird mancher Holzstamm auf bequemer Straße weiter geschafft, welchen man in früherer Zeit auf's Gerathewohl den Wellen überantwortet hätte.

Wenn der Wanderer zum Beispiel die Innbrücke bei Hall überschreitet und eine kleine Strecke weit auf dem rechten Ufer neben dem Strome den grasigen Fußweg verfolgt, welcher nach Volders führt, so bemerkt er im Wasser des Inns noch viele Pfähle, die Ueberreste des einstigen Holzrechens, mittelst welches die den Strom herabgeflößten Scheiter aufgefangen wurden. Man brachte diese Scheiter in die Sudstätten des Haller Salzwerkes, wo ihre Flammen dazu dienen mußten, die Salzkrystalle aus der Soolen-Lösung zu trennen.

Demselben Zwecke fiel ein prächtiger Eichenhain zum Opfer, welcher vor Jahren in der Nähe von Absam auf demselben Grunde stand, den jetzt magere Föhren und niedriges Fichtengestrüpp bedecken.

Wegen der Sudstätte zu Hall schwimmen nun keine Hölzer mehr den Inn hinab und werden keine Eichenhaine mehr ausgerodet. Statt des Holzes lodert nunmehr die Steinkohle unter den mächtigen Kesseln.

Von dem Treiben der Holzfäller ist nur ein kleiner Schritt zur Beobachtung der Behausungen ihrer Nachbarn, der Hirten und Senner.

Die Sennhütten in den Kalkalpen sind in der Regel viel bequemer eingerichtet und reinlicher gehalten, als die denselben Zwecken gewidmeten Hütten in den Centralalpen.

Die Sennhütten im Unterinnthale und einigen Seitenthälern desselben sind meist aus guten Balken festgezimmert, manche von ihnen auch aus Mauerwerk aufgeführt, so daß sie ländlichen Häusern gleichen. Ihr Inneres ist unvergleichlich geräumiger, als das der elenden Hütten in jenen anderen Gebirgen, und was die Sauberkeit anbelangt, so sorgen die Sennerinnen, welche hier meist statt der Männer verwendet werden, dafür, daß sie sich zu den erwähnten andern verhalten, wie Stuben zu Ställen.

Da fehlt selten die Wanduhr, ein reinliches Bett und Küchengeräthe glänzen wie in einer sauberen Herberge des Thales. Oft ist der Stubenboden mit Brettern ausgelegt, deren Aussehen es Niemandem verriethe, daß er sich auf einer Alphütte, das heißt an einem Orte befindet, welche den Kampf gegen den Schmutz zu einem schwierigen macht.

In den Centralalpen findet man stattlichere Hirtenhäuser in der Regel nur da, wo ihrer viele, gleichsam zu einem kleinen Dorfe zusammengedrängt bei einander stehen. Solche Hirtendörfer sind beispielsweise die Jagdhaus-Alpe in Defereggen und die G'schlöß-Hütten am Schlatten-Kees beim großen Venediger.

Statt des süßduftenden, buntblüthigen Angers, statt der Bienenstände und der einzelnen, schattenwerfenden Ahorne, welche so manche Hütte in den Kalkalpen um-

geben, hat sich dort namenloses Unkraut in dem tiefen Schlammpfuhl angesiedelt, welcher eine Hütte von der andern trennt.

Oft besteht in den Centralalpen die Unterkunft des Hirten in nichts Anderem, als in einigen großen Schieferplatten, welche kartenhausähnlich gegeneinander gelehnt sind. Häufiger sind es Bauten, aus Findlingsteinen, roh aufgeführt, durch deren Ritzen alle Gestirne scheinen und der kalte Jochwind ungehindert aus- und eingeht. Solche Hütten befinden sich beispielsweise in manchem engen Seitenthale von Passeier und in den Südtiroler Dolomit-Alpen. Ein Grund dieses unvergleichlich schlechteren Zustandes der Hirtenwohnungen, verglichen mit dem in den Nordalpen, mag darin liegen, daß man in jenem südlichen Gebirge viel häufiger die Weideplätze wechselt. Wegen des geringeren Reichthums an üppigen Triften sind die Hirten gezwungen, ihren Standort fast alle acht Tage zu verlegen. Auch findet man im südlichen Tirol weit mehr Schaf- und Jungvieh-Alpen als solche, auf welchen Kühe gehalten werden, und die schon deshalb mächtigere Ställe und im Verhältniß dazu umfangreichere Wohnstätten erfordern.

Wir haben bis jetzt nur von den äußerlichen Unterschieden der Hirtenbehausungen im Norden und im Süden gesprochen. Es mag einer anderen Gelegenheit, bei welcher wir uns das Menschenleben allseitig zu betrachten gedenken, vorbehalten bleiben, noch die viel merkwürdigeren Gegensätze zu schildern, welche auf jenen Höhen auch in gesellschaftlicher und anderer Beziehung wahrzunehmen sind. Dann werden wir den weiten

Abstand wahrnehmen, welcher zwischen den Sennerinnen obwaltet, die am Abend beim Herdfeuer singen, die sich in ihrem Heim auf dem hohen Berge behaglich fühlen, denen die Feste des Sommers nie ohne Blumenschmuck und feiertägliches Gewand vorüber gehen, die sich in hellen Nächten von einer Bergspitze zur andern mit Feuerzeichen begrüßen — und den armen Sennern im südlichen Gebirge, denen ihre Steinhütte oft nicht Raum genug bietet, den Körper auszustrecken, und in mühsamer Hantirung der Sommer als eine lange Knechts-Zeit voll von Entbehrungen hingeht.

Auch dem Wanderer ergeht es viel schlimmer in den Südalpen, denn er findet zu seiner Labung nicht einmal Milch, mit welcher die Sennerinnen im Norden oft so verschwenderisch hausen. Er trifft überhaupt auf viel weniger bewohnte Hütten und weit eher auf einen Heuträger oder Mäher, als auf einen Hirten. Denn die Meisten ziehen es vor, ihre Rinder daheim im Stalle und das köstliche Heu der Höhen nach Hause tragen zu lassen, als die Thiere auf die Bergweiden zu treiben.

Wir werden uns, wenn wir in Südtirol in einer der schwarzen Hütten zusprechen, aus welchen wegen Mangels eines Kamines der beizende Kreosot des Rauches den Fremdling rasch vertreibt, und die ringsum von bodenlosem Koth und rothblühendem Sauerampfer umgeben sind an die behaglichen Häuser im grünen Unter-Innthal erinnern, von welchen mancher Jubelruf in die blauen Fernen der Wälder und Seen hinabdringt, und deren Zitherspiel und Tanz keineswegs eine Erfin-

dung schönfärbender Gebirgs-Enthusiasten und Romanschreiber ist.

Der Fremdling braucht seine Anschauungen über das Hirten- und Sennerleben des Berglandes durchaus nicht nach den Liedern zu bilden, welche ihm in mancher Herberge des Zillerthals von den Wirthstöchtern am Abend gegen oder auch ohne Entgelt vorgesungen werden. Unsere eigenen Anschauungen werden uns späterhin lehren, daß in der That der „poetische Zauber“, welchen manche übernüchterne Realisten aus dem Treiben jener Hirten völlig hinwegläugnen möchten, dennoch mehr oder minder besteht, und daß es nur darauf ankommt, die richtigen Orte und Zeiten zu finden. Wohl aber mangelt den Behausungen des südlichen Gebirges fast aller Reiz, der mit dem Leben selbst zusammenhängt.

In jenen Bergen muß der Fremdling ein Maler sein, um etwa das wirre Schindeldach einer Hütte, welche wuchernder Lattich umgibt, auf deren modrigen Brettern Fichtenpflänzchen gedeihen, und auf welche von allen Seiten unzugängliche Geröll-Schrofen herabschauen, ergötzlich zu finden, wenn Niemand darin haust, als ein wortkarger, scheuer Hirt, der mit seinen Holzpantoffeln im Kothe umherklappert, und dem fast die ganze Tageszeit über dem Nachsuchen nach seinen wandernden Thieren vergeht.

Der nämlichen Ansicht über die Vorzüge des Hirtenlebens im Norden und Süden ist von ihrem Standpunct aus auch die ehrsame Zunft der Alpenbettler. Dieselbe ist allerdings im Pinzgau reichlicher und mannigfaltiger vertreten, als in Tirol, doch findet man auch in unserem

Berglande mancherlei arme Menschen, welche mit ihrem Bettelsack von einer Alpe zur anderen gehen und um Brod, Käslaibe und dergleichen bitten. Diese schleppen sie mit nach Hause und heben sie auf oder tauschen sie gegen anderen Wintervorrath ein — an Ort und Stelle aber erquicken sie sich mit Milch, welche ihnen gerne gereicht wird. Von diesen Alpenbettlern nun, von welchen manch packendes Genrestück beigebracht werden könnte, wandern diejenigen, welche die Sache geschäftsmäßig betreiben und sich keineswegs auf die ihrem Thale nächstliegenden Höhen beschränken, vorzugsweise gern im Norden, und man kann von ihnen mitunter im Tone des Zornes oder auch des Mitleides über die elenden Hütten dort jenseits der Gletscher reden hören. — —

Hier wollen wir, weil die Gelegenheit vorliegt, einen Blick auf die Bewegung der Gewässer werfen, welche von den Bergen herabkommen. Eine Betrachtung der Flüsse ist in der That um so wichtiger, als ja nach ihrem Laufe das Land eingetheilt wird und die Wasserscheide auf eine große Strecke hin auffallend mit einer Scheide des Klimas zusammentrifft. Begleiten wir die südwärts rinnenden Wasser, so gelangen wir bald aus öden Felswüsteneien in milde Thäler, worin die Pflanzen gedeihen, die eines freundlichen Himmels bedürfen. Folgt man den nördlichen Wassern, so erreicht man durch das grüne Innthal hindurch die weiten Gesichtskreise des baierischen Hügel- und ebenen Landes. Auf einer Seite rinnen die Wasser Tirols sogar gegen Osten dem fernen Ungarlande zu und begegnen im gro-

ßen Donaustrom wieder jenen Wellen, die vom nämlichen Gletscher, sich zur Tiefe gestürzt haben — von dem nämlichen Gletscher dessen Wasser auf dem Nordabhang mit der Salzach und auf der Südseite mit der Drau dem schwarzen Pontus zuziehen.

Man weiß, daß unsere dermaligen Gletscher nur winzige Ueberreste sind von den Firnmeeren, welche zur Eiszeit über die meisten Thäler des Landes hinweg sich bis zur Ebene hinaus erstreckten.

Ebenso verhält es sich mit den heutigen Flüssen. Die meisten derselben sind unbedeutende Wasseradern im Vergleiche mit jenen Fluthen, welche einst die Pässe der „Klammen" auswuschen und mit ihrem Drängen nach dem Meere entgegenstehende Gebirgskämme durchbohrten und niederrissen.

So mag sich die heutige Etsch zu jener Etsch, welche einst die Kluft der Veroneser Klause aufbrach, verhalten, wie der heutige Adamello-Gletscher zu jenem Eismeere, welches einst von ihm über die dermalige Mulde des Gardasees hinweg bis in die Ebene hinausreichte, woselbst noch heute die Moränen-Hügel von Solferino, Cavriana, Valeggio und Sommacampagna Zeugniß von ihm ablegen.

In welcher Silberpracht mag das Bergland zu einer Zeit geglänzt haben, in welcher seine höchsten Grate als schwarze Riffe aus den vielgewundenen starren Strömen nothdürftig hervorragten! Welches Donnern und Tosen hat aber auch die feste Erde erschüttert, als die Ströme alle miteinander sich ihre Pforten brachen und durch Thore, durch welche heute Straßen ziehen und auf deren Schwelle große Dörfer zwischen Weingeländen

stehen, die Beute ihrer Verheerungen, die Trümmer der Berge, mit sich hinab nach dem Meere wälzten!

So nehmen denn die Flüsse schon als Spuren mächtigerer Naturerscheinungen unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. Noch merkwürdiger freilich sind sie uns als die Wahrzeichen und Abkömmlinge jener unzerstörbaren krystallenen Wasserbehälter, welchen ein großer Theil Europa's lebendige Fluth und mit ihr alles das verdankt, was große Wasserstraßen den Menschen Nothwendiges und Nützliches bieten.

In der That würde ohne Rhone, Po, Rhein und Donau die Gestalt und die Entwicklung Europa's eine vollständig andere sein. Diese Ströme aber sind ohne mächtige Gletscherkämme, welche ihnen Jahr aus Jahr ein fast unabhängig von Regen oder Dürre unversiegbare Nahrung liefern, undenkbar. Und wenn das erhabene Gerüste der Alpen keinen anderen Zweck erfüllte, als diese Wogenbahnen ins ferne Flachland und an die entlegenen Küsten hinaus zu senden, wenn sie nicht den geistigsten wie den plumpsten Bedürfnissen der Menschen in sich selbst einen Reichthum böten, dessen Tiefe von den eifrigsten Wanderern erst nach Jahren geahnt wird — so müßten uns schon die felsigen Wolkenschalen, aus welchen das belebende Element zur Tiefe über die Erde hinschäumt, mit Dankbarkeit für jene Laune des Weltgeistes erfüllen, welche die Vorrathskammern aufgebaut und durch seine Heere von triefenden oder stöbernden Wolken gesichert hat.

Aus Tirol freilich kommt, streng genommen, keiner jener großen Ströme hervor, deren Wasserfülle noch in

einer Entfernung von mehreren hundert Meilen an das Alpenland erinnert. Dennoch aber könnte Jemand, dem es weniger um Namen, als um die Sache zu thun ist, behaupten, daß der Inn die eigentliche Donau darstelle, weil an dem Puncte, an welchem er mit dem erwähnten Flusse zusammentrifft, seine Wasserfülle eine weit mächtigere ist, als die des Flusses, in dessen Namen er fortan aufgeht.

Betrachtet man das Verhältniß von diesem natürlichen Standpuncte aus, so muß man allerdings erklären, daß die Hauptsumme des Wasservermögens, welches der Inn bei Passau in das Donaubett wälzt, fortan den vorzüglichsten Bestandtheil dieses letzteren Flusses ausmache. Auch die Entfernung seiner Quellen von diesem Vereinigungspuncte ist eine viel bedeutendere, als die der Bächlein, welche im deutschen Schwarzwald zusammen den ersten Anfang der „Donau“ bilden. Allein, es wird hier jene Regel der Erdbeschreibung angewendet, nach welcher das vereinte Bett zweier Flüsse den Namen desjenigen Flusses beibehält, welcher mehr oder minder genau aus derselben Richtung hergekommen ist, in welcher nunmehr das Wasser im vereinten Bette fortan weiter fluthet.

Das Gewässer, welches man den Donaustrom nennt, bewegt sich im Allgemeinen von West nach Ost. Daher nennt man auch, von Passau gegen die Quellen aufwärts schreitend, nicht denjenigen Zweig die Donau, welcher aus dem fernen Südwesten daher rauscht, nämlich den Inn — sondern den andern, welcher von Westen gegen Osten hergekommen ist, das heißt, das in mancherlei

Bogen und Krümmungen vom Schwarzwald durch Schwaben und Baiern herangekommene Gewässer. Mag dem nun sein wie immer, der Inn bleibt ein mächtiger und thatsächlich auch der Hauptstrom Tirols. Ein Flußbett, in welches mit geringen Ausnahmen fast alle Wasser der Nordabdachung einmünden, verdient deshalb wohl, daß wir uns den Ort, an welchem seine Quellen zusammen rinnen, ein wenig näher betrachten.

Zwischen den Lärchenwäldern des Julier-Abhanges, den blinkenden Gletschern der Bernina-Gruppe und der sanften Steigung, welche das oberste Engadin vom Bergell-Thale trennt, liegen zwei Seen eingebettet, deren landschaftlicher Zweck es zu sein scheint, das funkelnde Bild der Bernina-Gletscher in ungemessene Tiefen hin fortzusetzen.

Zwischen diesen beiden Seen sickern träge Wässerlein, oft in die kalte Luft des Hochthales ihre Nebel entsendend, von Krummholz und zwergartigen Lärchen umgeben. Weiter unten kommen Wasser hinzu, die sich vom Gletscher als weithin vernehmbare Stürze losgelöst haben: so entsteht der Inn, der bis zu seinem Austritte aus dem Berglande die Wasser vieler Hunderte von Eisbergen gesammelt hat.

Im Allgemeinen muß man sich die Bildung der Flüsse, welche aus den Centralalpen kommen, in ganz anderer Weise vorstellen.

Nachdem man vielleicht viele Stunden an einem tosenden, durch Tausende von Schnellen zu Schaum zerpeitschten Bach aufwärts gestiegen ist, gelangt man endlich in ein sumpfiges Hochkar, in welches von mehreren

Graten herab blinkende oder auch schmutzige Gletscherzungen herein hängen.

Das Hochkar ist ringsum von einem Wall abgeschlossen, welcher die zusammenhängende Mauer eines ungeheuëren Amphitheaters bildet. Unter jedem Schneefleck, unter jedem Lawinen-Ueberrest, unter jedem Gletscherthore hervor, von jeder moorigen Wiesenstrecke auf den geneigten Felshalden schäumt ein Bächlein herab. Es ist nichts Seltenes, an solcher Stelle rings an dem mächtigen Circus von Jöchern hundert und noch mehr summende Wasserfälle wahrzunehmen, welche sämmtlich entweder auf dem sumpfigen Boden des Hochkares sich scheinbar verlieren oder sich in ihm gewunden fortbewegen, bald zwischen dem braunen Gras zu tiefen Tümpeln erweitert, bald im hohen, selbstaufgehäuften Schotterbett gurgelnd durch die Au rasend.

In einem solchen Hochkare angekommen, schwindet dem Forschungslustigen die Möglichkeit, unter den vielen Wasserstürzen der Halbrunde denjenigen zu bezeichnen, welchen die Neugier des Laien als „Quelle“ in Erfahrung bringen möchte.

Ist die Quelle dort hoch oben, wo (der weiten Entfernung wegen, welche die Bewegung nicht mehr wahrnehmen läßt) ein sonnenbeglänzter Wassersturz gleich einer Wolke regungslos an der schwarzen Wand unter dem Gletscher hängt? Ist sie dort, wo hohe Staubwolken aus der Klamm aufsteigen und unter ihnen ein gewaltthätiger Bach gleich einem ungeheuren Pochwerk durch die Felsen stampft? Ist sie drüben in dem Gletscherthore, von welchem ein breites Wasser wie ein Schleier

über die Felsplatten herabwallt, daß sich das Auge geblendet von ihnen abkehrt? Ist sie bei den Brunnen, welche dort neben dem Kirchlein auf dem Joche, welches aus mächtigen Schieferplatten erbaut ist, zwischen mächtigen Felsblöcken herabsickern? Ist sie in dem kleinen tiefgrünen See, aus welchem ein Bach herabrauscht, dessen jäher Sturz durch die steile Schlucht dröhnt, so daß man in der Entfernung eine staubige Heerstraße zu erblicken glaubt?

Alle diese Fragen sind müßige, weil Niemand sie zu lösen vermag. Die Natur ist eben nicht nach dem Schema desjenigen Spaßvogels eingerichtet, welcher zu Donaueschingen mit dem Fuße auf eine Quelle trat und sich schadenfroh die Gesichter der Wiener vorstellte, wenn nun plötzlich vor der Kaiserstadt die Donau zu fließen aufhörte. Wie überall dringt das Leben aus zahllosen und unvertilgbaren Quellen hervor, und wie schon auf anderen Gebieten das Woher? unter die abgethanen Fragen gehört, so ist es auch mit der Frage nach den Uranfängen der Flüsse und der Bewegung der Wasser. Ueberall vermag man nur bis zu einer gewissen Grenze vorzudringen: jenseits derselben beginnt das Reich willkürlicher Behauptungen und Meinungen, von welchen einer nicht mehr Werth zugesprochen werden kann als der anderen.

So ist es denn nun auch mit sämmtlichen obengenannten Flüssen bestellt. Die Etsch kommt wenige Schritte nördlich vom Dorfe Reschen als ein Wässerlein, dessen Bett etwa zwei Fuß breit ist, zwischen Felsblöcken und Wiesenblumen zum Vorschein. Einen Büchsenschuß

davon entfernt verliert sich dieses Wasser im grünen See. Der Eigenwille der Geographen hat es zur Etschquelle gemacht, wir aber lassen es dahingestellt sein, ob man nicht mit ebenso viel Recht irgend einen der anderen Bäche, die ihr Wasser mit dem See vermengen, oder am Ende gar die mächtige Langtauferser Ache, die in der oben geschilderten Weise aus Wasserfällen zusammen rinnt, als „Etschquelle“ bezeichnen könne.

Ebenso verhält es sich mit einem kleinen Wasserfall, welcher etwas südlich, oberhalb des Posthauses auf dem Brenner, auf die reizlose Hochebene herabstürzt, welche sich vom Dorfe bis in die Nähe des Bades hinausdehnt. Diesen Wasserfall, welcher am Fuße der Felswand eine kleine Sägemühle in Bewegung setzt, nennt man hartnäckig den „Ursprung des Eisak“*).

Als ein Bächlein, welches je nach der Jahreszeit kaum sichtbar ist im Graswuchs des niedrigen Jochrückens, theilweise in einer Steinrinne fortgeleitet, theilweise von Flechtwerk den Weg gelenkt wird, den ihm der Mensch vorschreibt, erreicht es endlich das zehnmal mächtigere, ungestüme Wasser, welches aus dem vergletscherten Hintergrunde des Pflerscher-Thales in so ansehnlicher Fülle hervorrauscht, daß, um dem Schienenwege die Bahn neben ihm frei zu halten, es menschliche Betriebsamkeit durch einen Tunnel führen mußte, welchen man für es durch die Felsen am südlichen Raude des Pflerscher-Thales gesprengt hatte.

*) Eisak ist keineswegs die „Eisache“, wie Schaubach in seinen „Deutschen Alpen“ meint, sondern das Deminutiv des keltischen Wortes Isara (Isarcus) und bedeutet wie dieses: „das Gehende“.

Deutlicher schon ist von der Natur der Ursprung der Rienz gekennzeichnet, welche aus allerlei Wasserfällen unter dem Lawaredo-Sattel und den magischen „Drei Zinnen“, dem wunderbarsten aller Tiroler Berge, zusammenrinnt.

Dort tröpfeln gelbe Bäche durch unermeßliches Geröll aus den verwitterten Dolomiten. Von den Schneeflecken, welche den ausgeschürften Felsboden von einer grauen, abgestorbenen Fichte zur andern bedecken, summt es nur halb vernehmbar thalwärts, denn der Jochwind überrauscht die Bewegungen dieser leisen Wasser.

Hier trieft es aus den Ritzen einer feucht blinkenden Wand, dort murmelt es in einer vielbrüchigen Spalte, über welcher der Schnee in der Sonnenwärme knistert. Das Alles macht — im Gegensatze zu den Wassern, welche aus einem Gletscher-Amphitheater kommen — so wenig Lärm, daß vor dem Brüllen eines Rindes oder dem Blöken eines Schafes, die unten in dem fast trockenen Bachbett gehen, welches von den Wassern erst weiter thalwärts nach und nach ein wenig befeuchtet wird, alle Töne des wandelnden Elementes vor unsern Ohren verstummen. Dagegen leuchten in seine Geburtsstätte die wolkentragenden Dolomite hinein, die gelben, rothen und weißen Säulen. Das kleine Bett wird bald von einer morschen Zirbe überbrückt, welche vielleicht vor einem Jahrhundert ein Sturm darüber geworfen hat, bald aber auch von einer schmutzigen Schneewölbung, von welcher leichte Nebel hinaufsteigen durch die grünen Fichtensäle zu den kahlen grauen Masten

und zu den andern Wolken, die unbeweglich in den höchsten Winterschluchten der Dolomite haften. Dabei soll ein kleiner See nicht vergessen werden, der hoch oben unter dem letzten Schuttwall des Lawaredo-Sattels liegt und von welchem aus betrachtet die „Drei Zinnen“ an Entsetzlichkeit wohl mit wenigen anderen Werken der titanischen Alpen verglichen werden können.

Weißes Geröll ohne Moos und Grashalm, so weit das unbewaffnete Auge zu spähen vermag, — Schneeflecke, von welchen sich Nebel in die eisige Luft erheben — rings um die kleine Lacke schwarzer zernagter Fels — in spärlichem, feuchtem Gras winzige weiße Blüthensterne und ein mattes Rieseln von allerlei unsichtbaren Wassern, welche träge durch den Schotterberg sich durchwinden und mit ihren kalten Tropfen die Rienz verstärken: das ist auch mit eine der Quellen, welche den mächtigsten Nebenfluß des Eisak zusammensetzen.

Was die große Oetzthaler Ache anbelangt, so macht man sich über das Zustandekommen eines solchen Gewässers den besten Begriff, wenn man von irgend einem hohen Grate der Oetzthaler oder Stubaier Gruppe in jene gräßlichen Spaltungen, Erhebungen und Klüftungen der Erdrinde hineinschaut, deren Kämme und Ränder bis weit hinab mit Firn und Eis bedeckt sind.

Zwei große Bäche rinnen zusammen, die Fender- und die Gurgler-Ache. Diese haben wieder zahllose Rinnsale des Eisgebirges gesammelt und können sich vielleicht mit so viel Nebenflüssen brüsten, als mancher große in allen Welttheilen berühmte Strom.

Doch ist es in der That sehr merkwürdig, auf einem sanft geneigten Gletscher, wie etwa dem Ramol-, noch mehr aber dem Hochjoch, dem Toben der Wasser zuzuschauen und zuzuhören, welche unter unsern Füßen ihren Spuk treiben und mit zu den ersten Anfängen der Ache gehören, welche dem Inn von allen Bergwassern den mächtigsten Tribut zubringt. Stellen wir uns einen Hochsommertag vor, an welchem der Ferner zum größten Theile „aper", das heißt schneefrei ist. Seine Oberfläche hat ein Aussehen angenommen, wie das einer Landstraße im Vorfrühling, wenn die aus den Schneefällen allmälig durch die Wärme, durch Druck und Fußtritte entstandene schmutzige Eiskruste zu schmelzen beginnt. Da plätschert und rieselt es überall durch die knirschende, schmutzige Frostdecke hin, der Boden blendet vom Wiederspiel der Sonne in den Wassern, die behend ihre geraden und krummen Wege über das vergängliche Eis hinweg nach den nächsten Gräben eilen.

So schmutzig die Oberfläche des Ferners am Mittag aussieht, durch dessen Glanz und Wärme überall die kleinen Wasser plätschern, um bald darauf in kleinen und großen Spalten zu verschwinden, so rein scheint sich das Gewimmel der kleinen Bächlein von dem fein zertheilten Moränenschutt zu halten, dessen zerschlämmte Theilchen über den Eispanzer des Berges hingestreut sind.

Unsere Aufmerksamkeit wird plötzlich durch ein Geräusch eigenthümlicher Art in Anspruch genommen, durch ein Geräusch, welches uns vielleicht einige Augenblicke lang an der Deutlichkeit unserer eigenen Sinneswahrnehmung zweifeln läßt. Es scheint uns da nämlich

plötzlich, als hörten wir das Klappern einer Mühle oder die Bewegung eines mächtigen, oberschlächtigen Rades. Wir blicken uns vielleicht erstaunt um. Da fällt unser Blick auf den triefenden Boden und in eine schmale, etwa zwei Fuß breit auseinander klaffende Spalte, welche sich da im Eise aufgethan hat.

Ihre Wände sind himmelblau, die Farbe aber wird immer dunkler, je weiter sich die Wand in die eisige Tiefe hinabzieht. Wunderbar jedoch ist die perlende, sprühende, blühweiße Schaumfluth, welche die Spalte ausfüllt, und deren Rauschen, vom Wiederhall der Eiswölbungen verstärkt, in uns die Täuschung des klappernden Mühlenwerks hervorgebracht hat. Wie eine schneeweiße Dachtraufe jagt sie durch den vergißmeinnichtfarbigen Spalt. Wenngleich nur ein kleines Wasser, so ist sie dennoch verhältnißmäßig wieder ein Hauptstrom, zusammengesetzt aus unzähligen der kleinen Wasseradern, die sich wie Eidechsen auf dem Ferner hin- und herbewegen und lange Zeit unschlüssig die Kluft nicht finden können, in welcher sie sich mit anderen Traufen vereinigen.

Haben wir uns nach einer Weile von dem Hämmern, Stampfen, Dröhnen und Rauschen im Innern des Ferners erholt, so treibt uns vielleicht die Neugierde, möglichst genau zu erfahren, nach welcher Richtung hin denn diese Fluth inmitten der blauen Kerkergänge sich weiter bewege. Denn es ist auf einem fast ebenen oder nur sanft gewölbten Firnboden oft nicht gar leicht, den nothwendigen Lauf der Wasser nach dem Augenmaß voraus zu bestimmen.

Und so verfolgen wir denn vielleicht vorsorglich die zackige Kluft und bemerken, daß sie sammt ihrem sprühenden und quirlenden Inhalt endlich nach vielen Umwegen und Biegungen den Thalweg nach Süden oder nach Norden hin einschlägt. Im ersteren Falle gehen die bläulich angeglänzten Schaumperlen in ihr mit der Etsch nach Süden, im zweiten Falle dagegen haben wir eine der zahllosen uranfänglichen Quelladern der Oetzthaler Ache entdeckt.

Vergleicht man die Geburtsstätte eines solchen Wassers beispielsweise mit dem der Rienz, so hat man sich zugleich die wesentlichsten Unterschiede zwischen der Gestaltung vergletscherten und eisfreien Gebirges vergegenwärtigt. Als nachträglicher Gegensatz möge hier auch noch ein Blick auf die Entstehung manches Flusses in den Kalkalpen geworfen werden. So setzen beispielsweise drei Bäche, die aus unbewohnten Thälern kommen, die blaue Isar zusammen.

Einer dieser Bäche fängt an wie der andere: aus dem feuchten Rasen unter dem Krummholz sickern laue Wasser, manchmal stockt es im Boden als leuchtender Tümpel voll von saftgrünen Algen, es trieft zwischen dieser Steinritze und sickert leise aus einem mit Schnee verstopften Spalt in einer andern — so bildet sich lautlos und unsäglich langsam ein Bächlein, welches erst eine geraume Strecke weiter thalwärts, die tiefste Furche der Einsattlung aufsuchend, ein bescheidenes Bett ausfüllt.

Weiter draußen kommen ihm aus „Klammen“ seitwärts andere lichtblaue Wasser entgegen, mit dem

sich erweiternden Thale erweitert sich das Bett, endlich erscheint der Fluß nur mehr ein farbiger Streifen inmitten des weißen Kiesgerölls, und noch lange bevor er die letzten Ausläufer der Alpen verlassen hat, erscheinen auf ihm Flösse, die kunstgerecht durch das Labyrinth der Kiesinseln gesteuert werden. —

Ich habe nunmehr den Leser, um ihm in den gröbsten Umrissen eine Andeutung der Mannigfaltigkeit zu geben, welche die Alpenwelt in sich birgt, in verschiedene Werkstätten der Natur blicken lassen, von deren Einrichtung der Flachländer in der Regel ungenaue Vorstellungen mitbringt. Ich schalte nun, um ihm an einem faßlichen und nahe liegenden Beispiele zu zeigen, wie diese Mannigfaltigkeit und die mit ihr zusammenhängenden Erscheinungen des Lebens auch räumlich auf dem Flächenraume nur weniger Meilen sich offenbaren, die Darstellung eines Ganges ein, in welcher er vom Wald bis auf den Firn geführt wird.

Neuntes Capitel.

Ein Gang nach Stubai.

Von der Landeshauptstadt kann Derjenige, welcher nicht etwa das Streben in sich fühlt, in die Lisenser Gebirge zu steigen, auf anmuthigen und bequemen Wegen

in eines der bedeutendsten Gletscherthäler, ins hintere Stubai gelangen.

Es kann hier nicht die Rede sein von dem bekannten Fahrwege über das alte Zollhaus auf dem Schönberg, von welchem aus man die großen Ferner des Thales fast deutlicher überschaut, als von jeder anderen Stelle aus, welche ihnen näher liegt — noch auch erscheint es nothwendig, hier den schattigen Steig zu schildern, welcher auf der nördlichen Seite des Rutzbaches durch die Wiesen und Lärchenwälder der Berghänge gegen Telfes führt.

Wir versetzen uns, um dem Leser einen Begriff vom Uebergange der Wald- in die Gletscher-Region beizubringen, in die Umgegend der Dörfer Fulpmes, Medraz und Neustift.

In dieser Gegend, wie auch in der von Mieders, auf dem jenseitigen Ufer, ist freilich von der eigentlichen Natur eines Hochgebirgsthales noch wenig zu sehen. Wohl schauen die grauen Dolomite des Innthales herein, und im Südwesten glänzen am hellen Morgen schier blendend die kupferfunkelnden Kämme der Gletscher; aber im Allgemeinen sind es mehr Mittelgebirgsansichten, welche da den Hintergrund mit seinen Felsabstürzen und Schneewüsteneien verhüllen.

Da wir es vorziehen, irgend eine Landschaft in bestimmter Beleuchtung und von Hantirungen des Menschen belebt zu sehen, welche von gewissen Zeiten unzertrennlich sind, als eine allgemeine Beschreibung zu liefern, welche wohl für alle Monate des Jahres paßt, aber von keinem einzigen einen eigentlich bezeichnenden und bedeutsamen Zug mittheilt, so betrachten wir uns

beispielsweise Stubai bei Gelegenheit einer Wanderung, welche der Verfasser an einigen Tagen des Spätherbstes durch das Thal unternommen hat.

Die prächtigen Nadelwälder der Vorberge beschatteten nicht mehr saftschwellendes Unterholz, die schwefelgelbe Blüthe des Fingerhut oder die rosige Himbeere — die abgemähten Wiesen zeigten nicht mehr die satte sammtglänzende Farbe des Spätsommers, sie lagen fahl da, und nur der Morgenreif gab ihnen Ersatz für die Thau- und Blumenpracht, welche mit der sinkenden Sonne des Jahres verschwunden waren. —

Jeder Gebirgswanderer weiß, daß in den Alpen kein Umstand mehr an das Vorrücken des Herbstes erinnert, als das längere Verweilen des Schattens der Berge am Morgen und das frühere Hereinfallen derselben am Abend. Ueber die Wiese, auf welcher zur Zeit der Sommer-Sonnenwende betäubend duftige Gluth lag, geht nunmehr der Wanderer zur nämlichen Stunde des Tages und bemerkt von der Sonne noch immer nichts, als einen gelbröthlichen Wiederschein, welcher über den Kamm des schattenwerfenden Berges, einer pechschwarz ausgeschnittenen Silhouette, heraufdringt.

Der Herbst also kündigt sich dem Aelpler durch das eigenthümliche Dämmerlicht der Schatten an, welche noch lange über seinem Thale zusammenschlagen, während dem Bewohner der Ebenen die Sonne vom tiefblauen Herbsthimmel scheint.

Wie aber nun schon überall in der Welt das Licht neben den Schatten tritt, so wird auch die Unbehaglichkeit dieses fahlen Scheines, welcher so manche Morgenstunde

anhält, durch ein herrliches Schauspiel ausgeglichen. Denn überwindet nun endlich die schon hochgestiegene Sonne den Rand des Gebirges, so geht im Thal mit jener Schnelligkeit, mit welcher sie selbst ihre Strahlen durch den Weltraum sendet, eine wundersame Veränderung vor sich.

Die Reifwiesen lodern in tausendfarbigem Feuer, die Lärchen mit ihren feuchten gelben Nadeln scheinen urplötzlich fast durchsichtige Gebilde aus Bernstein geworden zu sein, und die Ache, welche vorhin graublau, dem kalten Himmel an Farbe ähnlich, an uns vorüber floß, ist jetzt plötzlich ein glitzernder Feuerstrom, von welchem sich die Augen abwenden. Die Dünste, welche, aus ihr in die frostige Luft aufgestiegen, über den Wellen schwebten, haben wir vorhin auch nicht gesehen. Nunmehr aber erscheinen sie als ein gleißendes Wolkenband, welches den Lauf des Wassers begleitet, sich allen seinen Windungen nachzieht und einen blendenden Streifen in der Luft bildet, wie die Fluth unter ihm in der farbenreichen Erde. — —

Es ist heute ein Tag, welchen die Hirten von den östlichen Alpen, beispielsweise im Pinzgau, in Steiermark, für ein Fest erachten und die heimkehrenden Thiere mit vielfachem Zierrath, mit Blumen, Goldflitter, ja selbst mit Spiegeln und noch theurerem Gepräng ausstatten. Dergleichen ist nun freilich nur in wohlhabenden Gegenden zu sehen, sonst behilft man sich meist auf weniger prunkhafte Art.

In Stubai tragen von den Zügen, welche uns da zwischen den Berberizenhecken der Hohlwege, die nun völlig rubinroth glänzen, entgegenkommen, nur die An-

führer, die Hirten, einen auffallenden Schmuck. Sie haben sich mächtige Blumensträuße auf die Hüte gesteckt, und der Ausdruck ihrer Mienen zeigt wohl, daß sie, für den Augenblick wenigstens, nunmehr die langwierigen Mühseligkeiten ihrer Hüterzeit nicht ungern hinter sich haben.

Hinter ihnen folgen dann in langer Reihe ihre Pflegebefohlenen.

Ihren Reigen führt die stattlichste Kuh an — hier und dort gibt es Prachtstücke von glänzender schwarzer Farbe — welche mit einer Schelle, deren Klang ohrenbetäubend wirkt, und einem breiten gestickten Halsband ausstaffirt ist. Wenn man an einem solchen wuchtigen schweren Hornträger vorübergeht, der mit dem gellenden Lärm seines Erzes sicherlich das Gespräch unterbricht, welches wir vielleicht mit dem Hirten angeknüpft haben, so begreift man die Meinung des Bergbewohners, welcher annimmt, das Thier sei in solchem Schmucke an seinem Ehrentage von besonderem Stolze erfüllt. Schier hochmüthig dünkt uns der kurze Blick, welchen es im Vorüberschreiten auf uns geworfen hat.

Der geschmückten Führerin folgen andere Kühe und Rinder, deren natürlichem Werkeltagsgewand die Kunstfertigkeit des Hirten keinerlei Schmuck beigefügt hat.

Hinter diesen kommt eine endlose Schaar klingelnder Geißen und Ziegenböcke, welche niemals verfehlen, sich auch die Gegend links und rechts jenseits der Hecken neugierig zu betrachten. Manches scheue Kitzlein, welches vor den des Weges Kommenden zurückflieht und Unordnung in die Heerde bringen will, wird von den

begleitenden Hüterbuben auf den Arm genommen und an dem lebendigen Schreckbild vorüber getragen.

Den leichtfüßigen Ziegen schließt sich als plumper Nachtrab die schwere grunzende Schaar der Säue an, welchen man als den unpoetischesten Bewohnern der Alpenhöhen mit Fug den letzten Platz angewiesen hat.

Den Schluß der Karawane bildet ein von Sennern oder den Dirnen gezogener Wagen, welcher mit einem großen Theile der Einrichtungsstücke, wodurch die Hütte bewohnbar gemacht worden war, beladen ist. Auf ihm liegen schwere Decken, schmutzige Kissen und Bettsäcke, eiserne Pfannen und allerlei Holzgeräthe.

Solchergestalt ist der Zug der heimkehrenden Aelpler und ihrer Heerden beschaffen.

Es fällt uns vielleicht auf, daß die blökenden Wollträger, das Schafvolk, welches viel höher als Rinder und selbst als Ziegen in die Berge hinauf weidet, nicht in dieser Versammlung mit inbegriffen ist. Aber gerade mit diesen haben die Hirten ihre liebe Noth. Die sonst so zahmen und scheuen Vierfüßer werden durch den langen Aufenthalt in der Felseinöde wild und unternehmend. Viele von ihnen streifen in den Hochkaren umher und wollen, des Vagabundirens gewohnt, sich nimmer fangen lassen. Die Hirten sind noch im Gebirge beschäftigt, die ihnen anvertraute Schaar allmälig in den weiten Wüsteneien zusammen zu suchen.

Während ein solcher Anblick uns das Sommerleben der Alpenhöhen vergegenwärtigt, gemahnt uns Mancherlei, was neben uns vorgeht, an den Herbst des Thales.

Der vorherrschende Laubholzbaum ist die Esche, welche sich allgegenwärtig über den Zäunen erhebt. Von diesen Bäumen werden nunmehr überall die Blätter abgerissen, bevor sie der Herbst völlig bleicht, und als Streu in die Ställe getragen.

An den sonnseitigen Mauern der Häuser hängt man überall zum Trocknen Mohnköpfe auf, deren Samen als Gewürz für allerlei Backwerk beliebt ist. Hie und da begrüßen uns auch wohl aus den offenen Tennen die Drescherinnen, welche Gersten- und Haberkörner aus den Garben schlagen. Von den Geräuschen, welche die menschliche Hand hervorbringt, stellt dieser Lärm in den Tennen wohl die Signatur des Spätherbstes dar, gleichwie klirrendes Sensendengeln den Hochsommer verräth.

Ehe ich nun den Leser weiter in das Hochgebirge einführe, muß ich ihm mittheilen, daß der Weg über den hohen Gletscherstock zwischen Stubai und Ridnaun erst vor wenigen Jahren von einem Menschen aufgefunden wurde, mit welchem wir nunmehr Bekanntschaft machen müssen, weil ohne solche Anleitung und Führung der Weg uns wohl allzu viel des Bedenklichen böte.

Geflissentlich führe ich den Freund der Berge auf einen so wenig betretenen Pfad, denn je entlegener von bewohnten Gegenden die Wildniß, desto schroffer und deutlicher begegnen uns die erhabenen Erscheinungen des Hochgebirges, und desto lehrreicher wird der Gang über die Höhen.

Der eigentliche Entdecker des Pfades, welcher auf diese Weise in der Gletscherregion die Wasserscheide des

Brenner umgeht, und von den Bächen, die zum Inn rinnen, zu jenen führt, welche mit dem Eisak dem südlichen Meere zustreben, ist ein wunderlicher Kauz im Dörfchen Milders (nicht zu verwechseln mit der stattlicheren Ansiedlung Mieders am Eingange des Stubaier Thales, von wo man eine weite Aussicht auf die Dörfer des Mittelgebirges und auf die sanfte Kuppel des Patscher Kofel genießt).

Man nennt ihn den „Marxer Gratzer", eine Bezeichnung, welche so nichtssagend ist, wie viele der Bei- und Spitznamen, die von dem Volke in den Alpen ersonnen werden. Es ist ein knochiger, ältlicher Mann mit klugen Augen, straffen Muskeln und krausem, grauem Haupthaar. Wohl ist er seines Zeichens ein Uhrmacher, aber im Herbste findet man ihn leichter auf den Jöchern hinter den Gemsen her, als in seiner stattlichen Stube beim Vergrößerungsglas. Im Uebrigen zeugt auch diese seine Stube von den Liebhabereien ihres Bewohners. Da hängen Gemsköpfe und Krickeln und allerlei Holzschnitzwerk, welches an das Treiben der Jagd erinnert.

Es muß bemerkt werden, daß man sich unter Führern wie der Marxer Gratzer und anderen seiner Genossen in manchem Gletscherthale von Tirol keineswegs jene lohndienerhaften Gestalten vorzustellen hat, wie sie in betretenen und überfüllten Gegenden dem Fremdling oft die Hoheit des Gebirges verleiden wollen. Ueber die Eigenschaften dieser Hochgebirgsführer gibt eigentlich mancher Aufsatz, den die Zeitschriften der Alpenvereine enthalten, eine hinreichende Vorstellung, und

in dieser Beziehung sei namentlich auch des zweiten Stubaier Führers, des „Urbas Loisl“, gedacht, von welchem Nachrichten unserer unternehmendsten Bergsteiger vorliegen.

In solchen Leuten steckt das nämliche Wesen, welches die natursüchtigen Fremdlinge antreibt, ihren Fuß in die Fahrnisse der Gletscher zu setzen. So betrachten sie die sauern Gänge, auf welchen sie dem Wanderer zur Seite stehen, keineswegs vornehmlich als eine Gelegenheit zum Gelderwerb. Sie werden, wenn sie die Wahl haben, lieber die mühevollere und ruhmreichere Reise antreten, als sich mit gewöhnlicher Taglöhnerei auf ausgetretenen Pfaden herumschlagen.

Ebenso verhält es sich mit ihrem Betragen gegen die Männer, welche ihrer Dienste bedürfen. Am meisten Achtung und Zuneigung werden sie demjenigen zuwenden, welcher etwa eine neue Spitze oder einen bis jetzt niemals gewagten Uebergang mit ihnen „angreifen“ wollte. So kommt es denn, daß sie sich gern ihren Mann sorgsam betrachten und so zu sagen im Stillen eine Prüfung anstellen über die körperlichen oder moralischen Eigenschaften, welche sie ihm abzuschauen vermögen. Es ist ein Verhältniß eigenthümlicher Art, in welches da der Fremdling mit dem starken und selbstbewußten Mann tritt. Dieses Verhältniß hat wenig gemein mit dem eckigen und lieblosen Wesen, das sonst wohl zwischen bezahlten Dienern und ihren Arbeitgebern obwaltet. Diese Führer wissen wohl, daß ohne sie in der Regel die beabsichtigte Reise nicht unternommen werden kann, und die Aussicht auf die bevorstehenden gemeinsamen Müh-

sale, vielleicht Gefahren, läßt an ihnen kein Zeichen der Unterwürfigkeit aufkommen*).

Im oberen Thale, der Strecke von Stubai, welche zwischen dem genannten Milders und Ranalt liegt, bemerkt man freilich immer mehr an den Verwüstungen, welche die Wasser anrichten, daß in nicht weiter Entfernung mächtige Vorrathskammern der Fluthen, steile Hänge und weit ausgedehnte Wildnisse sich befinden müssen, aus welchen die bunten Blöcke des Bachbettes und seiner Ufer allmälig herabgerollt worden sein müssen. Da beginnen jene alpinen Bilder, wie sie unserer Einbildungskraft vorschweben, wenn sie sich in die einsamen Schluchten des Hochgebirges versetzt: in der Höhe der Firn gleich brennendem Morgengewölk, scheinbar dicht unter ihm der nahe, dunkle Fichtenwald, dann der klare Bach und in ihm die tausend Felsen, an welchen die durchsichtigen Wellen von zurückgestautem Schaum bedeckt werden.

Es ist wohl begreiflich, daß selbst der eiligste Wanderer an solchen Stellen inne hält und es versucht, sich ihren Eindruck mit fort zu nehmen.

Die hohe Herrlichkeit ragt über Trümmer und Elend. Da hat, von den Fluthen schmelzender Gletscher im heißen Hochsommer geschwellt, der Bach, der alle Wasser des Thales sammelt, einen herrlichen Wiesenplan

*) Die allerletzte, vielleicht aber die beste Herberge im Stubaier Hauptthale ist der „Jagersepp“ zu Ranalt. Dorthin verspricht der Marxer Gratzer mit dem Frühesten des nächsten Tages zu kommen und mit uns den Gang über sein Ridnauner Joch zu unternehmen.

unter klafterhohem Schlamm begraben. Durch das graue Schlammfeld ziehen winzige Wasseradern, die dem damaligen Laufe des einbrechenden Wildstromes treu geblieben sind, ihre hundertfach gewundenen Linien. Kümmerlich nehmen sich die Heustadel mitten darin aus, unter welchen sich in Mulden die stehenden Wasser der grauen Fläche gesammelt haben, und die aus dem fein zerschlämmten Gletschermehl hervorschauenden Blöcke, die die einstigen Markzeichen der blühenden Wiesen, auf welchen die Bienen ihre süße Beute sammelten. Nicht weit davon (in Volderau) ist ein Haus völlig in Schlamm und Schutt begraben, und das Funkeln des Eises dort oben, hoch über all der todfarbigen Verheerung, mag dem armen Bergbewohner als ein tückischer und boshafter Glanz erscheinen — überhaupt denkt er mit Scheu an die „Ferner“, denn ihre Eishallen und Wälle sind die Behälter, in welchen die nämliche Fluth, die sein Besitzthum vernichtete, zwar starr gehalten wird, die aber doch nicht immer der Kraft der Sonne oder des Südwindes widerstehen und ihm dann, urplötzlich geöffnet, jene Schlammwogen senden, die Thälern zwischen unvereisten Bergen niemals mit solcher Last und Wucht drohen.

So ist auch der Weg, welcher durch wohlriechenden Wald und über helle Wiesen das rechte Ufer des Rutzbaches entlang führte, durch das zermalmte Felsenpulver des Gletschers, welches der Bach über ihm aufthürmte, an das andere Ufer hinüber gejagt worden. Aber auch dort mag er sich nicht völlig sicher fühlen: wuchtige Dämme, Steinplatten und Baum-

stämme schützen ihn an mancher Stelle gegen die Ferner-Tücken.

Der Weg hat übrigens nicht nur den Thalbach, sondern auch manches seitliche Rinnsal zu fürchten, in welchem an klaren Herbsttagen freilich nur eine dürftige Schaumcascade herabträufelt, wie etwa bei den Mühlen von Valbeson, sowie Lawinen und Muhrbrüche der Berghänge, welche natürlich immer steiler werden, je näher man an den vergletscherten Hauptkamm hinkommt*).

Einem Blockhause gleich erscheint die Herberge, in welcher vor dem langen Gange das Nachtlager genommen wird. Aber darinnen waltet behagliche Gastlichkeit, wie an wenigen Stellen des Berglandes. Es flammt der Herd, es dreht sich der Spieß, ein duftiger, milder Wein fließt, und die Lagerstätten sind so weich, wie nur irgendwo in einem städtischen Hause.

Anderl, der Bruder der anmuthigen Wirthschafterin, ist ein erwünschter Genosse des Marxer Gratzer und wohl mit scharfen Fußeisen, Stricken und zuverlässigen Bergstöcken für die Fremdlinge ausgerüstet. Mit diesen Beiden mag sich selbst der Neuling im Gebirge manche Spitze und manchen jähen Kamm zutrauen, vor welchem in den Büchern Warnungszeichen aufgestellt sind. Ihre Sehnen und Muskeln sind stark, ihr Blick scharf und die trügerische Oberfläche der Ferner ihnen

*) Ranalt ist die letzte, ständig bewohnte Häusergruppe im Thale. Was weiter darüber hinaufliegt, das sind Sennhütten, welche um die Zeit schon längst verlassen sind, in welcher uns der Marxer Gratzer über sein Joch führen will.

wohl bekannt, wie dem Waidmann das Jagdrevier im Park oder dem Bauern die Gemarkungen seiner Felder und Wiesflächen. — —

Im Spätherbste dampfen am kalten Morgen die bereiften Wiesen gleich den Kohlenmeilern, welche sich hier und dort am Rande der Lärchenwälder erheben.

Man braucht nicht gar hoch zu steigen, so findet man den Boden der feuchten Alpenwiesen gefroren, man wundert sich über die Härte, welcher der Fuß auf der braungrünen Rasendecke begegnet, in welche man auf lästige Weise einzusinken besorgt hatte.

Das enge Thal, durch welches man nach den Gletschern zwischen Stubai und Ridnaun ansteigt, heißt das Längenthal. Die eine und andere seiner Alphütten lehnt sich malerisch an Blöcke, und es verdiente namentlich die grüne Mulde in ihm, von welcher man zum Traunjoch und ins G'schnitz ansteigt, unmittelbar vor der Klamm, aus welcher der Eisbach zu Tage tritt, von dem Liebhaber gelungener Farbenskizzen besucht und fleißig betrachtet zu werden.

Für Diejenigen, welche den weiten Weg und seine glänzenderen Ansichten vor sich haben, ist das Alles freilich nicht genug, um sie zum Genusse fest zu halten.

Bald wird von ihnen die Reihe von steilen Felswändchen überklettert, an welchen hin die Klamm umgangen werden muß, weil der stäubende Tobel und seine Wasser in der Tiefe viel zu viel jähe Hindernisse entgegenstellen.

Aber auch schon hier, an den abschüssigen Hängen, die von zahllosen Glimmerblöcken überlagert werden, hat

sich der Spätherbst in einer Weise fühlbar gemacht, von welcher der Sommerwanderer verschont bleibt. Wo nämlich diesen der feuchte Duft von Quellen erquickt, welche unter dem morschen Gestein hervorrieseln, da erwartet nunmehr uns ein heimtückischer, spiegelblanker Eiswulst, vor dessen Glätte der Fuß sich sorgsamer hüten soll, als vor den gröberen Frostkrystallen der Ferner.

Nachdem nun aber auch diese kleinen Unbequemlichkeiten überwunden sind, erreicht der Wanderer die kleine Hochterrasse der „Grübel-Alp", und mit ihr eröffnet sich ein deutlicher Einblick in das kluftige Labyrinth des Längenthaler Gletschers, welcher in zwei mächtigen Armen, von Jöchern herabgeflossen, in seiner Eispracht vor uns starrt.

Nicht weit von seinem Rand quillt in tiefem Felsrinnsal ein Wässerchen, ringsum vom frischen Grün bewachsen, dem einzigen in der völlig kahlen Trümmerwildniß. Das ist so ein rechter „Gemsplatz". Aber auch von den Wanderern, denen der Gang über den Gletscher bevorsteht, schreitet nicht leicht einer vorüber, ohne an dem klaren Tümpel Rast zu halten.

Die Spuren des Lebens haben aufgehört, und die Blicke werden mächtig von den Erscheinungen der Eiswelt angezogen, welche uns da ihre ersten Vormauern entgegen hält.

Der Unkundige wird da manchen Anblick vermissen, welchen seine Einbildungskraft aus ungenauen Schilderungen aufgesaugt hat. Statt blinkender Krystallwälle und schimmernder Eisdome bemerkt er das wüste Wirrsal

der Muränen und den kothigen Schutt, der über die Stirnklüfte hin ausgebreitet liegt. Nur hie und da blaut es aus mancher weiteren Kluft, der eigentliche Glanz aber kommt von den Höhen herab, von welchen die schrägen Strahlen der Sonne zurückgeworfen werden.

Der Gletscher ist um diese Zeit meist mit einer Schneeschicht von ziemlicher Härte bedeckt, und diese Schneeschicht ist es, welche sich über den Rand der Klüfte hineinwölbt, so daß ihre Wände ein Aussehen haben, wie etwa ein laufender Brunnen im Winter. Oben hängt der Schnee über, und unter ihm setzt sich, theilweise von den Eiszapfen verborgen, die sich aus dem triefenden Schnee fransenartig gebildet haben, eine wenig prächtige, blaugrüne Masse fort. Ihr tieferer Absturz wird für den Blick weiter unten oft durch harten Schnee unterbrochen, der, von dem überhängenden Wulst herabgefallen, die Kluft verstopft. Manchmal rücken auch die beiden Wände der Kluft so zusammen, daß sie wohl auch einen geringfügigen Gegenstand aufhielten, eben so oft aber endigt der Riß des Eises erst in undurchdringlicher Nacht.

Es ist unumgänglich nothwendig, selbst auf diesen todten Gefilden herum zu schlendern, um eine hinlängliche Vorstellung davon zu tragen. Nur in der Nähe gesehen und selbst erprobt offenbart sich ihr sonderbarer Aufbau. Und dennoch entbehrt diese Erstarrung des thierischen Lebens nicht.

Saussure beobachtete auf den Spitzen und kahlen Wandungen der Gletscher kleine Thierchen, die hier, sich massenhaft anhängend an Stellen, welche vielleicht nie

ein menschlicher Fuß betrat, und wo die Vegetation vollständig aufgehört hat, immer noch sich finden und in eine Region noch Leben bringen, in welcher man dasselbe nicht ahnen würde.

Diese Thierchen sind die Poduren, und ihre eigentliche Heimat ist die niedrigere Berg- und Almen-Region, wo sie im Moose, zwischen Baumrinden und in den Fußtritten von Menschen und Thieren sich aufhalten. Nach den Beobachtungen, die Dr. Heer in Zürich über den schwarzen Schnee angestellt hat, rührt diese merkwürdige Erscheinung nur von den kleinen Poduren her. Hauptsächlich ist es die Baum-Podure (podura arborea), die in ganz Europa lebt und sich im strengsten Winter selbst in Schweden vorfindet.

Während die meisten Thiere bei Annäherung des Winters sich ruhige Stellen suchen, um an ihnen, vor Kälte geschützt, die rauhe Zeit vorüber ziehen zu lassen, gibt es andere, die gerade zu Zeiten, in welchen die Natur zu ruhen scheint, recht lebendig ihr Dasein beurkunden.

Es darf nur ein wenig warmer Sonnenschein kommen, so wagen die kleinen Poduren sich auch auf die Flächen des Schnees und machen sich durch Hüpfen und Springen bemerkbar. Sie verlassen das Versteck, welches sie dem Auge des Beobachters entzog, und wandern hinaus. Ein plötzliches Unwetter oder ein gewaltthätiger Schneesturm können deshalb dieselben leicht weit von ihren Brutstätten weg bis an jene hochgelegenen Orte hinführen, wo inmitten weißer Flächen schon ihre schwarze Farbe sofort sie als eine außer-

gewöhnliche Erscheinung verräth — gerade so wie heftige Winde den Blumenstaub hier entführen und dort als Schwefelregen wieder auf die Erde streuen.

Der schwarze Schnee der Gletscher besteht deshalb nicht aus Thierchen, die an Ort und Stelle selbst sich von der Erde aus bis zur Oberfläche emporgearbeitet haben, sondern aus Verschlagenen, welche mit den Schneeflocken daher gewirbelt worden sind.

Erklärt wird die plötzliche massenhafte Erscheinung dieser kleinen Geschöpfe dadurch, daß die oft rasch eintretende Sonnenwärme sie verlockt, die bergenden Stellen in der Niederung zu verlassen, worauf sie, von einem plötzlichen Schneesturm überrascht, in Höhen verweht werden, in welchen man sie äußerst selten findet.

Gänzlich, nicht nur der Farbe nach, verschieden von dieser Erscheinung ist der weit häufiger vorkommende rothe Schnee. Dieser besteht aus winzigen Algen wie Protococcus nivalis und Giges sanguineus.

Oft belehrt uns der Bergstock, welcher, durch den Schnee hindurch getrieben, auf eine Höhlung ohne Widerstand gestoßen ist, und das schwarze Loch, welches nach seiner Entfernung erscheint, daß wir uns auf einer nicht völlig unbedenklichen Luftbrücke befinden. Manchmal verschärft der Führer sein Gebot, genau in den von ihm getretenen Fußstapfen zu gehen, und wir erblicken bald, daß wir uns auf einer schmalen, schneeüberwölbten, knirschenden Schneide weiter bewegen, welche zwei Klüfte trennt, wie die eiserne Wand einer Doppelflinte die beiden Mündungen.

Gar manche dieser Klüfte bieten durchaus nichts Erschreckliches in ihrem Ansehen. Man könnte sie mitunter mit halb verschneiten Chausseegräben vergleichen, wenn die überhängenden Wülste graublauen Eises nicht wären. Für Diejenigen, welche über einen Gletscher gehen, sind solche Klüfte, auf deren trennenden Kanten sie sich hindurch bewegen müssen, stets Erscheinungen unheimlicher Art.

Am meisten Scheu flößen jedoch die Klüfte ein, wenn man sich unmittelbar über ihnen auf einem jähen Eishange emporarbeiten muß, auf welchem die Steigeisen ihre Dienste versagen wollen, und der Gedanke unwillkürlich den Blicken folgt, welche immer und immer wieder von der schwarzen Nacht im klaffenden Eise angezogen werden.

Noch übler freilich gestaltet sich ein solcher, von Klüften unterbrochener Hang für den Herabsteigenden.

Wir können uns in diesem Capitel, welches nur in allgemeinen Linien eine Physiognomik der Bergwelt bieten soll, nicht weiter auf die Schilderung von Gefahren und deren Ueberwindung einlassen. Wir werden in einer andern Arbeit, in welcher die Geschichte einzelner merkwürdigen Bergbesteigungen behandelt werden soll, ausführlich auf dieses Thema zurückkommen.

Hier nehmen nur einige besonders auffallende Eigenthümlichkeiten der Eiswelt im Verhältnisse zu anderen Gebirgen unsere Aufmerksamkeit in Anspruch.

Wer über einen Gletscher hingeht und sich das Ungethüm in der Nähe betrachtet, wird bald bemerken, daß es feindselig sich verhält gegen das Leben von

Thieren wie von Pflanzen. Man findet im Herbste über das Eis hin verstreut nicht selten die Leichen von Zugvögeln, welche den Schrecknissen der Pässe auf ihrer Wanderung nach Süden erlegen sind, und von den Muränenblöcken oder den seitlichen Abhängen der daranstoßenden Felsen ist das organische Leben mitunter vollständig weggetilgt worden. Selbst das Licht, welches über die Firnhalden hinglänzt, erscheint uns wunderlich beschaffen, und Manchen hat der seltsamer Weise zugleich scheinbar umflorte und dennoch grelle Himmel mehr an Mondenschein als an Sonnenstrahlen gemahnt. In der That liegt ein gedämpfter Ton in diesem Glanze, aus welchem die schwarzen Felszacken sich ganz besonders finster und drohend abnehmen. Dazu kommt dann das Hämmern und Stampfen von Wassern, welche Niemand erblickt, und ihr Geheul aus den Thälern herauf, in welche wohl die Zungen starren Eises, nicht mehr aber der Blick hinabdringen.

So kann es nicht auffallen, daß vor der Zeit, in welcher das Touristen-Wesen entstand, die Thalbewohner nur selten ihren Fuß auf das Firneis setzten. Es mag manchmal vorgekommen sein, daß Jäger den Gemsspuren im Schnee folgten, oder ein Schafhirt mit seinem pappdeckelnen Fernrohr verlorene Thiere suchte, aber im Allgemeinen hielt man sich wohl fern von den Gletschern, und es mögen selbst diejenigen Eisgrate, welche verhältnißmäßig bequeme Uebergänge von einem Thale in das andere bieten, nicht gar häufig betreten worden sein — wenige Jöcher ausgenommen, welche auch zum Hinübertreiben von Heerden geeignet sind,

wie beispielsweise manche Eisfelder, die in der Ortler-Gruppe liegen, oder der eine und anderere Grat zwischen Martell, Sulden und der Thalsohle des Sulzberges. Auch mancher der Gletscher, welche zwischen Langtaufers, Kauns, Piztthal, Matsch und Schnals sich hinziehen, ist gewiß schon in frühern Jahrhunderten häufig betreten worden. Ja die Geschichte lehrt uns, daß in den Märztagen des Jahres 1799 General Laudon mit einer ansehnlichen Heeresabtheilung durch das Langtauferser Thal über den Seejochgletscher nach Kauns hinüber stieg, und noch heute findet man, nach der Behauptung der Aelpler, manches Rüstzeug und Waffenwerk unter dem abschmelzenden Eise.

Zehntes Capitel.

Piz- und Oetzthal.

Am schönsten ist der Anblick der Hochthäler zur Zeit, in welcher Heckenrosen an den Hängen blühen und von der Sichel den Bienen noch nicht die süßeste Nahrung hinweggenommen worden ist. Dann tragen auch die Felsblöcke, ungeheuerlichen Blumentellern gleich, die mächtigen Sträuße der Alpenrosen, und die Wasser, welche lärmender als zu irgend anderer Zeit von den

Wänden herabstäuben, machen auf den schmalsten Felsritzen bunte Kelche erzittern. Alles blüht und wächst, und die Ahnung des Volksgeistes überträgt das herrliche Prangen selbst auf Dinge, welche dem verständigen Auge schier unbeweglich gleichförmig verharren. In der heiligen Sonnwendnacht sieht man nicht nur die gegen den allgemeinen Lenz scheinbar so theilnamslosen Farrenkräuter, sondern selbst die Erze blühen.

Wer an einem solchen Tage eines der lang in die Gletscherwelt hineinziehenden Thäler durchwandert, der sieht lehrreiche Spuren lebendigen Menschentreibens und des Schaffens der sich umgestaltenden Natur. In solcher Beleuchtung des Frühsommers betrachten wir zwei der gestaltungsreichsten Thäler des westlichen Berglandes, nämlich Piz- und Oetzthal, beide hervorragend durch die Pracht ihrer Eiswelt, durch die Wildheit der Wasser und durch Sonderbarkeiten vielfältiger Gestaltung.

Auf dem blendenden Firnfeld liegt der dunkle Himmel, und Murmelthiere pfeifen am Rand der Schneemulden. Die verschneiten Gletschernadeln der Finailspitze schauen wie ein Geisterheer den Wanderer an, welcher den schweigsamen Pfad des Hochjochs zieht, und nicht minder lautlos wandelt die große Sommerwolke an fernen Spitzen hin. Jugendlicher Sinn dachte sich so den reinen Himmel durch blühweißen Glanz von der Erde getrennt.

Wer sich dem Mittelberg-Ferner nähert, watet durch weiches, überrieseltes Land von den Wassern der reinen Eishöhe durchsumpft. Jenseits des Kammes, im tiefen Etschland, röthet sich der Kirschbaum mit süßer Frucht.

Hier bewegt sich die Winterkresse im Wasser und blüht der Crocus auf dem Gestein. In endlosen Staffeln erheben sich die blauen Wölbungen, links und rechts von Schutt begleitet; die einstige Marke des Eises erkennt das Auge hoch oben am Berge an jener Linie, welche das entblößte Geröll von fahlem Graswuchs trennt. Keine Spur menschlichen Treibens auf dem unheimlichen Ungeheuer — graue Bretter ausgenommen, welche Denjenigen, die im Winter von der jenseitigen Grashalde das Heu herüberzogen, die Brücken über die Wasser bildeten, die den dunklen Gängen im Eis entströmen.

Ueberall winden sich diese aus dem starren Körper los. Oben plätschern sie zwischen den messerscharfen Eisrändern, in den Klüften und eingeborstenen Vertiefungen summen sie, schäumend bahnen sie sich ihren Weg durch das Wirrsal der braunen Moränenblöcke. So sieht's im Hintergrund der Hochthäler und auf den eisigen Kämmen aus. Im Menschentreiben offenbart sich die Wildheit des Gebirges durch die Chronik des Unglücks, wie sie auf den Holztafeln längs der Pfade durch Wort und Bild verzeichnet ist. Daß der Wildheuer beim „Grasropfen auf einem hohen Belfen" verunglücken kann, das lehrt die Steilheit der Glimmer-Wände, von Vorsprüngen mit dürftigen Grasbüscheln unterbrochen, über welche der Bach aus dem Eise herabsaust. Dieser Mann stürzte vom Schlitten herab, während er im Winter das Bergheu von den steilen Halden zu Thal führte, und wurde jenseits grauer Wolken vom heiligen Franciscus in grauer Kutte empfangen. Jener wurde von herabrollenden Steinen, oder beim Holzfällen von jäh umstürzenden Bäumen

erschlagen; dabei vergißt der Künstler niemals, uns seinen traurigen Helden in doppelter Gestalt vorzuführen: neben der blutig auf dem Boden liegenden steht immer in einiger Entfernung rechts die unbeschädigte und aufrechte, von einem Engel an der Hand geleitete. Meist schweben auch heilige Männer und Frauen in den Lüften, die den armen Ankömmling im seligen Land erwarten.

Das „Verlehnt werden“ (unter die „Lahn“ kommen) erscheint da als eine gewöhnliche Todesart, nicht minder selten aber erzählt auch das Bild von Knaben, die beim Schafhüten oder beim „Kitz-Aus-steigen“ (d. h. beim Suchen nach verlorenen Zicklein) von dem Felsen herabstürzten. Auch das Aufsuchen von Alpenblumen, der Blitz des Hochgewitters, zufällige Schüsse bei der Jagd zerstörten unversehens manches Leben. Ja (zwar nicht im Pitzthal, sondern in Vilnös, in der Nähe des Froier-Bades) ein ganzes Haus sieht man mit dem Dache nach unten, die Einwohner kopf-über voran, von dem abrutschenden Berg in die Tiefe gestürzt.

Auch lieben es die Oetzthaler, den Tod als einen Bogenschützen darzustellen, dessen Pfeil den Verunglückten trifft. Manchmal trägt das Knochengerüste des Schützen einen Schild mit der Unterschrift: „Ich bin der große Ueberwinder“.

Wenn man in der Nähe solcher Tafeln zur Zeit des Frühsommers die Leute im Bett des donnernden Bergstromes auf den Blöcken umhersteigen sieht, um nach den herabschwimmenden Holzscheiten zu haschen, oder dabei über einen Prügel schreiten, der als Steig dient,

wobei das um den Leib geschlungene Seil sie kräftiger tragen muß als der Steig — so verschwindet die Wirksamkeit der Sprache auf den Unglückstafeln vor der Schilderei der Wirklichkeit.

In der Wildheit, mit der Zwecklosigkeit und dem dämonischen Wesen solcher Natur ist die Schönheit eng verbunden. Von der Gefährdung leiblichen Wohles wendet sich der Wanderer gern ab und ergötzt sich in der Morgendämmerung des Sommertages am Anblick der schillernden Wolkenströme, von vielen Regenbogen durchbrochen, die lautlos und ruhig, wie es himmlischen Gebilden ziemt, von den nämlichen Berggraten herabwallen, deren Steinblöcke so manchen Menschenleib zermalmt haben. Oder er vergißt die Verheerung des Bergstromes und die kothigen Trümmer, mit welchen er weite grüne Felder bedeckt hat, über dem silberglänzenden Rauch, in welchen das von hoher Wand herabgeschmetterte Wasser sich verwandelt und so, ohne den Kreislauf, der es nach dem Meere zöge, abzuwarten, sofort wieder den Himmel anstrebt, von welchem es herabgekommen ist.

Oetz- und Pitzthal, obwohl nur durch einen einzigen Höhenzug getrennt, weisen doch mehr Verschiedenheiten auf, als man bei ihrer Nachbarschaft vermuthen möchte. Und zwar stehen Menschen und Natur dabei in einem offenbaren Gegensatz. Das erstere Thal, obwohl breiter, freier und leichter zugänglich, hat eine Bevölkerung, die sich bäuerisch abgeschlossener und scheuer verhält als die scheinbar noch mehr eingeschlossenen Nachbarn. Ich sage scheinbar, denn in Wirklichkeit kommen die Pitzthaler viel

mehr in den Verkehr der Menschen und in die weite Welt hinaus. Sie gehören unter die beweglichste der Bevölkerungen des Berglandes. Im Sommer erwerben sie sich als Handlanger, Maurer und dergleichen in der Fremde ihr Dasein, im Winter durchziehen sie als Händler mit Kitzfellen das Land. Zieht nun auch das Oetzthal, vornehmlich wegen seiner leicht zu begehenden Gletscherpässe, über welche der Wanderer rasch ins Land der Kastanien und der Reben hinüber schreitet, eine größere Anzahl reisender Naturbewunderer an, und sind deswegen auch die Herbergen etwas besser bestellt als im Nebenthale, so wird es dem Fremdling dennoch unter den Pitzthalern vielleicht besser gefallen, als in den Dörfern an der Oetzthaler Ache — immerhin die Zufälligkeiten der Begegnung und manches freundliche Haus dortselbst abgerechnet.

Im Uebrigen ist die Landschaft des Pitzthales, wenn sie auch solcher Wasserstürze, wie des von Umhausen und solcher Felsenwildnisse, wie der zwischen Sölden und Zwieselstein entbehrt, dennoch kaum in minder gewaltigem Style angelegt, als die jenseits seines östlichen Walles.

Auf den Karten ist zwar die Einmündung des Thales in's Innthal heraus bei den Felsen gegenüber von Brennbühel angegeben, der Sprachgebrauch dagegen läßt es jedoch meist erst hinter Wens beginnen und rechnet den unteren Theil desselben als eine Ausbuchtung oder Ausweitung des Innthales selbst. In der That stimmt das auch mit dem Abschluß jenes oberen Theiles bei „der Wies“, wo eine wasserdurchtoste Felspforte sich aufthut, durch welche der Wanderer aus einem breiten, schön bebauten Gelände rasch in ein enges Hochthal flieht.

So sehr etwa wie die Ansiedelungen Wens und Ritzenried unterscheiden sich die breite Ausmündung und jenes engere Hochthal.

Dort schaut der Telfser Mundi auf üppige Wiesen und Getreidefelder herein, an deren Rainen, von Goldkäfern umsummt, die wilden Rosen blühen. Dort ist der Karrenweg überall auf den jäh zum Innthal sich absenkenden Hängen vom breiten Geleise des Radschuhs durchfurcht, es tönt die gedengelte Sense, und hochwogige Doldenpracht zieht sich bis zum tiefen Wasser hinab. Noch um Artzl herum rauschen die Maishalme und stehen die behäbigen Häuser in Obsthainen.

Hier aber treiben im Fichtenwald die Pechler ihr Handwerk, zahlreich wie die Unglückstafeln hängen die schaumigen Bogen über die Wände herab, statt weißer Kirschblühe fliegt Wasserstaub auf den Weg, und schmutzig braune Höhlungen, Gletscherthoren vergleichbar, lassen den Blick auf den feuchten Grund der Lawinenreste eindringen.

Weiß wie Schneeflocken liegen zerstreute Ansiedelungen weit über tausend Fuß ob dem Thale, dessen Dörfer der Strom bedroht. Die Trümmer der zerstörten Schutzbauten, über welche hinaus die Wellen mitunter ansehnliche Schollen vom Lande abgenagt haben, sind Zeugnisse, daß solche Drohung in verheerende Wirklichkeit übergeht.

Im Oetzthale wird der Wanderer gleich an der Einmündung zur Sommerzeit vom Anblick weiter, blauwogender Flachsfelder erfreut, deren Erträgniß, das „Haar“, den vorzüglichsten Erwerb der Thalbewohner darstellt. Daneben deuten Nußbäume auf die mildere Luft des Oberinnthales.

Das glänzende Laub dieser Bäume bildet im Verein mit den blitzenden Wassern und den großen Felsblöcken Landschaftsstücke eigenthümlicher Art, an welchen wohl auch hie und da ein Maler sein Genügen gefunden hat.

Wer einen erstarrten Schlammstrom sehen will, der betrachte sich die Muhr oder „Lahn", die „Farster-Rinne", welche sich aus der östlichen Bergschlucht zwischen Oesten und Umhausen hervor über die Felder ausgebreitet hat. Mit dem darin vergrabenen Wurzelwerk, mit den Blöcken, welche aus ihr hervorschauen, mit den geknickten Stämmen, mit dem klaftertiefen Geröll ist ihr Anblick eine nothwendige Beigabe zu dem ästhetischen Eindruck, welchen das herübertönende Gebrüll des Umhausener Falles hervorbringt.

Deren Anblick läßt sich mit den berüchtigten Muhrbrüchen von Enneberg vergleichen. Hier herrschen in der Muhr die groben Steine vor, dort aber in Enneberg sind es gewölbte Flächen, einer Gletscherzunge oder einem Lavastrom vergleichbar. Auf ihrer mehr oder minder weichen Oberfläche wird dem unkundigen Wanderer durch Pfähle der Weg angezeigt, welchen er einzuschlagen hat, damit er nicht abirrend versinke, werden trockenere Stellen, namentlich Klüfte, angezeigt, über welche hier und dort ein Brett hinüber helfen muß, und trübe Bäche rieseln über den Koth hin, unter dem die Saaten vergraben liegen, gleich den Eiswassern, die sich schlangenhurtig auf der Oberfläche der Gletscher hin und her bewegen.

Mehr als in andern Thälern die Heuhütten, fallen im Oetzthale die niedrigen Hütten auf, in welchen der Flachs gebrochen wird. Diese stehen mitunter, beispiels-

weise in der Nähe von Umhausen, gleich den Hütten auf mancher Alpe, in Gruppen bei einander.

Eine der eigenthümlichsten Landschaften des Oetzthales ist die Gegend von Huben, einem von der wilden Ache des Thals mit besonderer Vorliebe heimgesuchten Dörflein. Mehr als hunderttausend Gulden, Summen, welche vielleicht den Werth des vertheidigten Grundes überstiegen, wurden in's Ufer des Bergwassers versenkt, um die Wellen zu bändigen. Die Brücken über die tobende Fluth sind mit Felsblöcken beschwert, andere zittern unter dem eilenden Fuß. Es wird selten vorkommen, daß man in der Umgegend von Huben nicht über einen neuen Steg geht. Auch der Kirchthurm ist neu, denn der alte wurde von einer Lahne der Oetzthaler Ache fortgetragen, und die Glocken mußten aus der Muhr hervorgesucht werden. Das Dasein der Ansiedler hängt also mit der Festigkeit der Schutzbauten und der Gnade jener Mächte zusammen, die auf dem Ferner hausen.

„Ruisen" nennen die Pitzthaler riesige Waldweiber, welche sich ihre Einbildungskraft als gespenstische Scheusale der Bergwildnisse vorstellt. Solche Unholde sind in Wirklichkeit der Südwind, welcher im Frühsommer den Schnee und späterhin das Eis von den Fernern ablöst und hinter seinem Geheul die grauschlammige Fluth herwälzt — solche Unholde sind jähe Hochgewitter und die eigene Thorheit, welche die Bergoberfläche des schützenden Waldes beraubt.

So ist es denn kein Wunder, daß sich Fürchten und Hoffen Derjenigen, die so bedroht sind wie die Hubener, um das Walten der Unholdinnen bewegt.

Nicht selten sieht man eine Procession, entweder zur Danksagung für abgewendete Wassergefahr oder zur Bitte um Schutz vor einer drohenden, sich nach der Capelle „Brand“ hinbewegen, die gegen Sölden zu, jenseits der Klamm liegt.

Eine solche Procession wäre ein Vorwurf für denjenigen Maler, der bedeutsame Idyllen aus dem Leben des Volkes schafft.

Der Pinsel könnte wohl den Fluß darstellen, welcher sich sein Bett seit zwei Jahren um die Länge eines Mannes erhöht hat, auch die blendend weißen Schotterfelder des Bettes, in deren Mitte die vom Hochwasser herabgetragenen grauweißen Wurzelklötze einer neuen Fluth harren, die sie weiter thalabwärts tragen oder ihrem Wanderleben durch ein hohes Schuttgrab ein Ziel setzen wird — auch kann er den weiß und rothen Aufputz der Priester, die schwarzröckigen Weiber und das barhäuptige Volk darstellen, wie es auf dem Blockwege dahinschreitend seine Arabesken zum Gemälde menschlicher Drangsal bildet, aber die ruhigen Sommerwolken, die glänzend am Himmel stehen, das helle Geläute des Kirchleins und jenes räthselhafte, urgewaltige Summen, das sich in der Nähe der Gletscher aus zahllosen Bewegungen der Wasser und der Lüfte zusammensetzt, das muß er dem Dichter vorbehalten, dessen Gemüth von solcher Erscheinung nicht minder erschüttert wird, als der Steig, über welchen er dahinschreitet, von der Fluth, die, über ihre Erlösung aus der Eisnacht aufjauchzend, Fels und Land mit sich zum freien Meere hinabreißen will.

Der Weg im Oetzthale ist bis Sölden hin für Roß und Reiter gangbar. Weiter hinauf aber schließt sich an diesen ein Saumpfad an, der geschickt die Hindernisse zwischen den Blöcken, an den Abgründen hin und über die Wasser besiegt. Wenigen Freunden des Berglandes ist es unbekannt, daß die Ehre der Herstellung dieses Saumpfades, welcher bequemen Wanderern den Zugang zur Eiswelt öffnet, den Bemühungen des Herrn Senn zu Nauders verdankt wird. Nicht fein ist der Ruhm, der in solcher Hinsicht den Oetzthalern gebührt, wenn sich die Wahrheit der üblen Nachrede bestätigt, daß beispielsweise die Umhausener nur wenig Genugthuung ob der gelungenen Eröffnung dieses Pfades empfanden. Man sagt, diese seien zufrieden gewesen mit der angenehmen Fahrstraße, die sich just hinter ihrer Ansiedlung in einen schlechteren Krüppelweg verwandelt. Auch seien sie, heißt es, so entzückt von den Reizen ihres Wasserfalles, daß sie auch den fremden Reisenden so viel Geschmack zutrauten, um an dieser Stelle wieder umzukehren und sich nicht weiter um die Wildnisse zu bekümmern, in welche die vorwitzigen Erbauer des Saumpfades den Naturbewunderer zu locken trachten.

Indem also Herr Senn den sicheren Pfad anlegte, der zu den weißen Fernern führt, erfreute er sich wohl der Dankbarkeit des Wandervolkes, nicht völlig aber des allgemeinen Beifalles in seinem Heimatthal. Schön ist er, dieser Steig unter den verschneiten Glimmerhöhen, über den tiefen brausenden Tobeln, im Schatten langastiger Lärchen, unter dem Angesicht der weißen Grate

die durch das zitternde Nadelholz glänzen, unter dem tiefblauen Himmel, über welchen oft der Südwind seine langgefiederten Wolken-Vorboten heraufjagt.

Heiligkreuz ragt schon mit seinem Thurme scheinbar mitten in die blaue Thalleitspitze hinein, welche die Pfade des Hoch- und des Niederjoches von einander trennt. Weiterhin erscheint Vent auf kühlem Wiesenplan, der noch die gelblich abgestorbene Winterfarbe zeigt, die nur Vergißmeinnicht und Lawinenreste unterbrechen, wenn im tieferen Thale schon die Sense das Futter niedermäht.

Nicht minder anziehend sieht es im oberen Pitzthale aus.

In der Zeit, in welcher der Schnee anfängt, „sommerhart“ zu werden, und die Passeierer Schafhirten schon ihre Schafe über Timbljoch und Trenkwald in die Hochkare des Pitzthaler Gebirges hinüber treiben, donnert es in seinen Amphitheatern von Wasserfällen, die, im Thale angelangt, hier mit wildem Geräusch die Muhren annagen, dort sich zu tiefen stillen Wiesenbächen sänftigen. Diese gewaltige Menge von hoch herab stürzenden Wassern ist eine Eigenthümlichkeit des Thales, durch welche es seinen östlichen Nachbar an Reiz merklich überragt.

Aber auch der Bach selbst tritt mit allerlei Gewaltstücken auf. Er fließt nicht im geebneten Wellengang, sondern springt und stürzt, hüpft auf und greift seitwärts in die steinigen Ufer. Im Dorfe Ritzenried, wo eine Menge von Sägmühlen und anderes Mahlwerk schnarcht und klappert, stürzt er gar mit voller

Wucht auf einen Block, den Ueberrest einer Felsenbarre, an der sich einst die Fluth staute. Wohl hat er ihm eine Höhlung beigebracht, aber es werden noch manches Jahrtausend lang die Sommerfrischler in's Pitzthal wandern können, bis der Bach, wie die umliegenden Sägmühlen ihre Stämme, so seinen Block durchsägt haben wird.

Die sommerliche lebendige Staffage in solchem Hochthale verdient nicht minder einige Blicke.

Es dauert lange, bis sich die Rinder von der Magerkeit erholt haben, der Folge des Futtermangels eines schneereichen Frühlings. Sie erregen das Mitleid, wie sie hungrig auf dem kurzen Grase umherirren, dessen Wachsthum noch immer der Reif des Hochthales hemmt. Wildtauben girren im Lärchengehölz, und auch der Kukuk hat seinen Weg in die Wildniß gefunden.

Frisch sind noch die Spuren der Pechler an den Nadelholzbäumen — die keilförmigen Pflöcke, mit welchen die sorgsameren unter ihnen die dem Baume geschlagene Wunde wieder zu heilen versuchten. Hart neben den Lawinenresten sieht man über den kümmerlichen Acker hingebückt Weiber, welche jäten. Andere kommen von den im Schneewasser versumpften Berghängen und tragen in Rückkörben das fette Unkraut der „Pletschen" heim, wo sie es mit Milch im Kessel sieden und den Schweinen vorsetzen. Hüterinnen von Zicklein und Rindern stricken neben den rauschenden Schneewassern. Hie und da hütet ein Knabe oder auch ein Mädchen, mit der unumgänglichen Tabakspfeife im Mund, Pferde und Fohlen.

Uebergänge über die Ferner sind so oft beschrieben worden, daß Neues darüber in einem Buche, wie diesem nicht beigebracht werden kann; stets bleiben solche Gänge Wanderungen, deren Gedächtniß nicht verschwindet. Selbst die einfachsten und mühelosesten Pfade, wie beispielsweise der über das Hochjoch, hinterlassen durch die begleitenden Umstände tiefen Eindruck.

Schon das Halbdunkel der Morgendämmerung über dem Hochgebirge, in welcher gewöhnlich solche Wanderung angetreten wird, überrascht mit den fernen Purpurstreifen und den todtbleichen Schneefeldern den Stadtmenschen, welcher selbst die reizlose Umgebung seiner Heimat selten oder noch niemals zu dieser feierlichen Stunde gesehen hat. Die Spitze des Rofener Bergs röthet sich — Morgen-Alpenglühen. Aber bald erlischt solcher Schein, es legt sich wieder Dämmerung über die Höhe, und erst geraume Zeit nachher geht hier weingelb die Sonne auf.

Mit der Betrachtung dieses Weges sei der kurze Einblick in die beiden Hochthäler abgeschlossen.

An die Rofener Höfe hängt sich der alte Mythus vom volksthümlichsten Herrscher Tirols, Friedrich mit der leeren Tasche, der dort in seinen Drangsalen Zuflucht fand. Es ist nächst dem Gampenhof in Sulden und dem Eishof im Pfossenthal sicherlich die höchste Behausung des Berglandes. Kleine Wasserfälle schäumen allenthalben zwischen den mit grünen Flechten bedeckten Blöcken, zwischen denen die Nachkommen der Beschützer des vielgefeierten Fürsten hausen.

Dann kommt ein schwanker Steg über die tiefe Ache, ein Zirbenwald, über den braune Halden und

die zuckerweiße Wildspitze herschauen, das Denkmal des verunglückten Führers Cyper, von Alpenrosen umbuscht.

Dann der Ueberrest des Vernagtferners — dessen Oberfläche, ein Gemeng von Schutt, Eis, Koth und Blöcken, in deren Wirrsal nur manchmal ein aufgähnendes schwarzes Loch mit schmutzig weißgrünen Firnwänden uns das Element zeigt, auf dem wir uns bewegen, während hoch oben auf dem gegenüber stehenden Berge eine Linie, die lebloses Geröll von fahlem Gras trennt, uns jene Größe des Ungeheuers angibt, welche dasselbe noch vor wenigen Jahrzehnten behauptete. Zwischen diesem kothigen Eisüberrest und dem zu seiner heutigen Unbedeutendheit zurückgewichenen, weiter oben lagernden Vernagtferner breitet sich nunmehr eine steile, gräuliche Trümmerwildniß aus — todt, keim- und leblos, wie alle Stätten, über welche sich einmal ein Ferner mit seiner dunkeln Eismasse gewälzt hat. Nicht einmal Schafe, welche sonst hungrig neben dem Kesselwand-Ferner nach grünen Halmen suchen, versteigen sich in dieses Geklipp.

Ueber den sanft geneigten Ferner geht sich's bequem nach der Absenkung zum südlichen Lande. Rasch ist Kurzras erreicht, und im Pavillon neben lautem Wasser mag sich der Fremdling noch einmal den eben durchschrittenen Winter vergegenwärtigen, nicht minder aber auch sich im Voraus der warmen Thäler erfreuen, zu welchen ihn nunmehr die nächsten Pfade geleiten.

Eilftes Capitel.

Auf dem Hochjoch.

Ich führe den Leser in eine Gesellschaft, welche sich höher als neuntausend Fuß über dem Meere versammelt hat. Sie ist nicht unmalerisch zwischen Steinblöcken gelagert. In der Entfernung eines Steinwurfes beginnt der Hunderten von Reisenden bekannte Hochjoch-Gletscher, der Oetz- und Schnalser Thal trennt, und die Räumlichkeit, in welcher die Gesellschaft sich unterhält, heißt das „Bödele“ — eine kleine Mulde auf der Höhe des Joches.

Das Wasser, welches hier neben einem spitz hinabhängenden Eislappen über die steile Wand gegen Süden rieselt, eilt dem adriatischen Meere zu. Einige kleine schäumende Bäche, welche über die braune Moräne und den morschen Grat, der Hintereis- und Hochjoch-Gletscher trennt, in die Randklüfte herein plätschern, werden gemach den Pontus erreichen. Unzählbar sind die weißen und die dunkeln Spitzen nah und fern. Es ist ein weitschauendes und kühles Belvedere, welches sich die Gesellschaft erwählt hat.

Die Männer, welche sich da in Begleitung wetterbrauner Führer und einiger Maulthiere zusammengefunden hatten, waren von Nord und Süd hergekommen.

Denn für Wanderer aus beiden Richtungen ist das „Bödele“ ein Rastplatz. Die Einen, welche den

etwas jähen Anstieg aus Schnals heraufgekommen sind, schnaufen aus, ehe sie ihren Fuß auf den, übrigens bescheidenen, Gletscher setzen. Die Anderen, die von Vent herüber gekommen sind und nun den weitaus größten Theil ihres Weges hinter sich haben, rasten vergnügt, bevor sie sich an das geringe Stück Arbeit machen, welches im Hinabsteigen noch vor ihnen liegt.

Wenn ich die Führer abrechne, unter welchen sich ausnahmsweise auch der alte, grauhaarige Nicodemus Klotz von Rofen befand — jenem oben genannten Hofe, in welchem ein Mythus des Berglandes seinen beliebtesten Fürsten, Friedrich mit der leeren Tasche, zeitweilig Zuflucht gefunden haben läßt — so konnte man unter den Anwesenden bald vier Hauptpersonen unterscheiden, welche vorzugsweise das Gespräch führten. Der Eine von ihnen, ein junger hochaufgeschossener Norddeutscher, führte sich selbst als Neuling in den Alpen ein. Es war die erste, von ihm unternommene Tiroler Reise. Er erzählte, wie er auf Anrathen eines Freundes mit der Eisenbahn bis Sterzing gefahren und von dort über den Schneeberg, durch das oberste Passeier, das Timbljoch, nach Zwieselstein und Vent gewandert war. Ergötzlich schien sein Bericht über die Enttäuschung, welche ihm in den ersten Stunden seiner Wanderung die Alpenwelt bereitete, von der er sich auf Schritt und Tritt blaue Wunder erwartet hatte.

„Ich gerieth sofort in den Sumpf“, berichtete er „welchen die Leute das Rintlermoos nennen. Ich mußte bis an die Kniee im Wasser waten, hatte es aber immer doch noch besser, als ein Wagen, der sich in das

Erlengestrüpp verstrickt hatte und im weichen Thonboden nicht mehr weiter zu kommen vermochte. Hie und da war wohl ein Balken gelegt, um den Fußwanderern den Weg zu erleichtern. Aber auch diese Balken überfluthete das Wasser, aus welchem die Erlen zitternd hervorschauten."

„Ganz richtig," unterbrach hier den Erzähler ein bleicher Mann mit grüner Gletscherbrille, welchem man den stubenhockenden Gelehrten ansah. „Das Thal, welches Sie betreten haben, heißt nach seinem Flusse Ridnaun, und das will in romanischer Sprache, die einst überall im Lande gesprochen wurde, nichts weiter sagen, als: Erlen-Fluß, denn Naun oder Aun heißt die Erle. Auch der Nonsberg ist ein „Erlenberg", wie das Cembrathal ein Wachholderthal und Schlandernaun ein „Haus vor den Erlen", und" —

„Genug," entgegnete ein junger Mann, welchen sein breitkrämpiger Hut sowie eine Zeichenmappe leicht als Maler erkennen ließen. „Sie erklären sich diese Worte so, indem Sie willkürlich eine Sprache zu Grunde legen, von welcher man nicht einmal genau weiß, ob sie jemals wirklich bei den Leuten dieser Thäler gebräuchlich war. Vielleicht ist es möglich, daß alle diese Worte Ueberbleibsel aus der verschollenen Sprache der Rhätier oder gar noch älterer Völker sind, von welchen Niemand mehr etwas weiß. In diesem Falle tappen alle Erklärer von Ortsnamen dieses Berglandes im blauen Nebel herum, und wenn man den Grundsatz anwendet: Reim' dich, oder ich fress' dich, so kann man vielleicht das Oetzthal wie das Schnalserthal ebensowohl aus dem

Deutschen, als aus der Sprache jener vorgeblichen Romanen, als aus dem Hebräischen oder Baskischen herleiten."

Der alte Herr warf dem Maler einen grimmigen Blick zu. Er war sicherlich im Begriffe, etwas zu entgegnen. Aber der redselige Reisende, der seine Wanderung im Rintlermoose begonnen hatte, fuhr fort:

„Kaum war ich dem Erlenwasser, wie der Herr Professor sagt, entronnen, so erblickte ich vor mir den Uebelnthal-Ferner. Aber wie enttäuschte mich dieser erste Anblick eines Gletschers! Ich hatte mir vorgestellt, daß eine blauschimmernde Eiswelt mit Tausenden von Säulen und Pyramiden in das Thal herabreiche. Und was sah ich? Einen breiten weißen Streifen auf den röthlichen Schieferwänden, gleich einem großen Schneefelde, welches die Sommersonne nicht zu schmelzen vermocht hat."

„Nun, was sagen Sie aber zu dieser Eiswelt, welche uns hier umlagert?" frug den Erzähler ein freundlich aussehender Mann mit grünem Steirer Hut und grauer Joppe. Und damit deutete er auf das weite, silberglänzende Rund, aus welchem kein Ton in unsere Ohren drang, als das leise Rauschen der Ache, die von einem südwärts über das Joch hinübergeschlagenen Gletscherfetzen jäh in das mürbe Glimmergestein des Schnalserthales hinabfällt.

„Das ist freilich etwas ganz Anderes," erwiderte der Neuling, indem er seinen Hut abnahm und laut in die glänzende Wüste hinausjauchzte.

Alle lächelten. Der Fragesteller aber fuhr fort:

„Sie konnten wohl auch an jenem Uebelnthal-Gletscher, der Ihnen, aus einer gewissen Entfernung betrachtet, so geringfügig erschien, noch Ihre Wunder schauen, wenn sie über die „steinerne Treppe“ hinauf zur Agelsalp und von dort über die steilen Wände bis zu dem tiefgrünen See gestiegen wären, der nicht mehr weit vom Eise in einem kleinen Kessel liegt. Da hätten Sie die rothen „Feuersteine“ gesehen, die sich als verwitterte Säulen aus der weißen Hülle erheben, die schillernde Sonklarspitze, die wie die Kuppe eines Domes im Westen aufsteigt, und die Schlangenwindung des mächtigen Gletschers selbst, der sich um die tiefen Felsen herumlegt. Auch hätten Sie das erschütternde Tosen des Baches vernommen, welcher aus den blaudurchfurchten jähen Eisfeldern zusammenrinnt und weit draußen im Thale die weiße Geröllfurche durch die Matten zieht. Aber das ist es nicht eigentlich, was ich sagen wollte. Ich beabsichtigte nur, darauf aufmerksam zu machen, wie bei aller Pracht, welche da um uns ausgebreitet liegt, diese doch nur ein schwacher Ueberrest ist von den Erscheinungen, die vor vielen Jahrtausenden in diesen Bergen zu sehen waren. Damals hätten Sie, mein lieber Herr, nicht bis zu Ihrer Ankunft im Oetzthal warten müssen, um gewaltige Eisberge zu sehen. Sie wären von Sterzing an bis hieher ununterbrochen auf Eis gegangen. Denn in allen von Ihnen durchwanderten Thälern starrten die Eislager, die Gletscher zweiter und dritter Ordnung, die sämmtlich sich zu einem der mächtigsten Gletscher der Eiszeit, dem alten Etsch-Gletscher vereinigten. Wo Sie jetzt die Flüsse

durch die Thäler hinausrinnen sehen, da lagerten vor Zeiten thurmhohe Krystall- und Firnmassen, die sich in der nämlichen Richtung thalwärts bewegten. Diese winzigen Wasseradern deuten den alten, zähen Lauf des Eises an, und die Gletscher, die wir da rings um uns sehen, wollen im Verhältniß zu jenen allerdings nicht viel mehr bedeuten, als kleine Schneeflecke, die vor der Sommersonne noch in hohen Lagen zurückgeblieben sind, nachdem schon überall in den Thälern die warme Zeit eingezogen ist. Von der Eiszeit kann man sagen, was Faust vom Winter sagt: „Der alte Winter in seiner Strenge zog sich in die rauhen Berge zurück.“ Nur möchte man hinzufügen: Auf die Spitzen und in die Schlünde der höchsten Berge. Denn dort, wo einst an den Berghängen das unsägliche Gewicht des Gletschers die Steine abschliff oder zermalmte, grünt jetzt die Cypresse, reifen Feige und Weinstock.“

„Ich verstehe nicht recht, was Sie von einem Etsch-Gletscher gesagt haben“, erwiderte der Neuling. „Ich habe noch nie von einem solchen gehört.“

„Nun, dann sind Sie gerade an der rechten Stelle, um sich einen Begriff von einer der ungeheuerlichsten Natur-Erscheinungen zu bilden. Sehen Sie da hinab in's Schnalserthal, wohin jetzt nur ein winziger Gletscherrest hinabhängt. Wohlan! An den Hängen dieses Thales bemerken Sie die Spuren der Gletscherschliffe bis zu einer Höhe von mehr als fünftausend Fuß, und seine Stirn-Moräne, welche aus lauter Gestein besteht, welches aus Schnals und dessen Seitenthälern stammt, findet man zwischen Staben und Naturns dort unten.

Noch viel mächtigere Moränen finden Sie freilich am Küchelberg bei Meran und bei Riffian. Auf die nämlichen Stirn-Moränen, welche eine mineralogische Musterkarte der verschiedenen Gegenden darstellen, treffen Sie überall, wo die Gletscher aus den engen und steilen Seitenthälern in der Hauptsohle des Vintschgau's ankamen. Freilich sind Sie theilweise unter anderem Gestein vergraben, welches der von der Malser Haide herabrückende, durch die Zuflüsse des Ortler- und Marteller-Gebietes verstärkte Hauptgletscher mit sich brachte. Denn, als die Eiszeit über das Land kam, mußten die beweglichen Eismassen aus den steilen Seitenschluchten das große Thal früher erreichen, als der Hauptgletscher selbst, welcher sich in einem breiten und sanfter geneigten Becken abwärts bewegte."

„Sieht man denn in der That viele Spuren jener schauerlichen Zeit?" fragte der junge Wanderer, wie es schien, noch immer halb ungläubig.

„Zahllose," entgegnete der Geognost. „Am merkwürdigsten wohl bei Meran, wo überhaupt der Gletscher aus mehreren Gründen seine größte Massenhaftigkeit und Tiefe entwickelte. Denn erstlich strömte hier dem vom Vintschgau herabrutschenden Eismeer aus Passeier und seinen sämmtlichen Seitenthälern ein gewaltiger Zufluß entgegen. Und dann staute sich überhaupt dort der starre Strom in der engen Windung, welche das Etschthal zwischen Marling und Obermais macht, so daß die Massen zusammengedrückt und ihre Oberfläche entsprechend erhöht wurden. Daher findet man auch nirgendswo die Gletscherschliffe und die durch seine Bewe-

gung abgelagerten Blöcke aus den hohen Gesteinhalden der innersten Alpen in solcher Höhe, als eben bei jener jähen Wendung des Thales. Am Ifinger oberhalb Meran sieht man die Ueberbleibsel jener wunderbaren Frachten der starren Scholle noch bis zu einer Höhe von sechstausend Fuß über dem Meere. Es hat sich also, wenn man die Höhe des festen Bodens abzieht, das Eis dort etwa fünftausend Fuß hoch angestaut. Wer auf jenem Gletscher gegangen wäre, der hätte auch mit dem stärksten Fernrohr nicht die Nacht der grün- und blauschillernden Schründe durchdrungen, unter welchen damals der Boden des klimatischen Curortes so manches Tausend von Jahren begraben lag. Nicht einmal weiter unten, in der Gegend von Bozen, wo doch der mächtige Eisak-Gletscher mit allen Frostgeschieben vom Brenner und vom Pusterthal dem Etsch-Gletscher in die Flanke drückte, hat dieser laut Zeugniß der Findlingsteine auf den Seitenbergen eine solche Höhe erreicht. Denn dort ist das Thal viel breiter, und der Eisstrom braucht sich nicht von einengenden Bergen emporstauen zu lassen."

„Also auch einen Eisak-Gletscher gab es?" fragte der Novize.

„Natürlich. Fast überall, wo heute ein Wasserfaden in ein breites Thal oder in die Ebene herauskommt, dürfen Sie an das Verschwinden eines ehemaligen Eisstromes denken. Und dieser Eisak-Gletscher als Zufluß des Etsch-Gletschers ist vielleicht nicht minder merkwürdig als der letztere selbst, denn er wurde, gleich dem Flüßchen, von dem er — rückwirkend — den Namen hat, durch manche Thalenge gar sehr zusammen gequetscht und in die Höhe

getrieben, namentlich in den Schluchten von Mauls und in den engen Schlünden von Atzwang und Blumau. Darum hat er auch dort überall in mächtigen Höhen seine Spuren hinterlassen — denken Sie nur an das mürbe Moränengestein der sogenannten Erdpyramiden auf dem Ritten. Aber, wie gesagt, eine Tiefe wie bei Meran hatte das bewegliche Eislager nirgends. Denn weiter hinab entdeckt man die Moränentrümmer tiefer. Zwar zwängte sich bei Deutsch-Metz der ungeheuerliche Gletscher des Nonsberges in ihn hinein, und noch heute können Sie auf den Kalkhöhen über Margreid und Tramin die Granitblöcke liegen sehen, welche der letztere aus dem Val di Sol herabgeschleppt hat — aber im breiteren Thale verflachte sich der grobkörnige Eiswall. Sie kennen vielleicht den spitzigen Monte Bondone, den weidereichen grünen Berg, der in die Gassen von Trient herabschaut — wohlan, selbst auf diesem hat er immerhin noch Muster vom Gestein des Sarnthales, sowie Glimmmerschiefer vom Krimler Tauern, und zwar auf einer Höhe von mehr als fünftausend Fuß zurückzulassen vermocht."

„Sie sagten, die Flüsse seien in den meisten Fällen die Anzeichen, wohin die Bewegung dieser verschwundenen Gletscher sich gerichtet habe?" sagte der jugendliche Wanderer.

„Freilich, weil das Wasser sowohl als das Eis dem Gesetze der Schwere folgen und thalwärts wandern. Indessen verdankt auch mancher Seespiegel, welcher heute das Auge des Naturbewunderers entzückt, mancher der „luftklaren Wasserbusen" sein Dasein der Wirksamkeit jener Gletscher, welche den Boden tief auf-

schürften, den sie mit ihrer zermalmenden Wucht belasteten. Eine solche Höhlung ist zum Beispiel heute von der blauen Fluth des Gardasees angefüllt. Indessen paßt die Hinweisung auf die Flüsse nicht völlig. Bekanntlich läuft das Wasser nicht bergauf, wohl aber thut das unter gewissen Umständen einer jener Eisströme, welche man Gletscher nennt. Es kommt vor, daß der zähe Wall, in seiner Vorwärtsbewegung an einem Hindernisse angelangt sich an demselben staut und so fort und fort in die Höhe dringt, bis die eine Hälfte desselben sich über einen niedrigen Querrücken oder Sattel hinüber in ein anderes Thal ergossen hat. So schob sich, um bei dem Etsch-Gletscher stehen zu bleiben, ein Theil der vom Bondone aufgehaltenen Eismassen um diesen herum und gelangte durch den Buz di Vela am Monte Gazza und dem Toblino-See vorüber zu dem andern mächtigen Gletscher, der vom Adamello nach Italien hinabreichte, und dessen Lage durch den Lauf der Sarca und die Bildung des heutigen Gardasees bestimmt ist. So ragte also der Bondone aus dem Eismeer, wie jetzt da drüben die Wildspitze oder die Suldnerferner, die Sie dort über dem Duft des Thales unterscheiden können."

„Weiß man, wo dieses Ungeheuer endete?" fragte der Adept.

„O ja, südlich vom Gardasee sehen Sie im weiten Bogen die Stirn-Moränen, welche es in den Diluvial-Schotter der oberitalienischen Ebene vorschob. Alle jene Hügel um den Mincio herum, welche das Blut so vieler Schlachten getränkt hat, die Höhen von Somma-Campagna, Valeggio, Cavriana und Solferino sind Moränen jener

Gletscher, welche in die Ebene hinausreichten, als dort das Renthier weidete, wo heute Citronen blühen. Es wären Bücher zu schreiben über die Verbreitung jener Ungeheuer, und Männer wie Gastaldi und Götsch haben auch — um von vielen Andern nicht zu reden — helles Licht über die Veränderungen verbreitet, welche von ihnen auf der Erdoberfläche hervorgebracht worden sind. Doch für ein Gespräch auf dem „Bödele“ haben wir uns schon viel zu lange bei den Spuren uralter Zeiten aufgehalten. Beschauen wir uns lieber die Herrlichkeiten des Tages, der heute über uns so rein strahlt, wie es den Wanderern auf solcher Höhe nicht gar zu häufig begegnet!“

„Für mich ist ein Gletscher kein Gegenstand,“ nahm nunmehr der Maler das Wort. Ein Gletscher mit seinem blendenden Silberblick, mit seiner Fläche, die von ferne einem glühenden Metall, in der Nähe betrachtet, einer schmutzigen, im Aufthauen begriffenen Landstraße zur Winterszeit gleicht, ist nicht für den Pinsel geschaffen. Ich kann ihn nicht anders als halb transparent, von Gewölk verschleiert, bringen. Da lob' ich mir die tieferen Thalstufen des Oetzthales dort drunten — stellen Sie sich zum Beispiel das köstliche Wirrsal der Wasser um Sölden, die tannigen Wege mit den Unglückstafeln, den Donner der Wasser unter der Brücke vor Umhausen mitten im engen Bergwald, die felsigen Staffeln, in welchen das Thal zwei- oder dreimal zu einer tieferen Stufe abfällt, die Wasserfälle an den Riesenwänden, die hohen Pfade zwischen Zwieselstein und Heiligkreuz vor: das sind wohl Fundgruben für den

Künstler, der in Farben gestaltet, nicht aber diese einförmigen Wüsten, deren überirdischen Schein kein Farbstoff und keine Mengung von solchen nachzuahmen vermag."

„Für uns Andere," erwiderte der Geognost, „die wir beim Anblick der Natur keineswegs nach dem Eindruck fragen, welchen dieses oder jenes Schaustück, durch verschiedene Metall-Oxyde auf Leinwand dargestellt, hervorbringen möchte, geht vielleicht nichts über die Wirkung einer solchen Wüste, wie Sie unsere Umgebung nennen. Ich nehme den „überirdischen Schein", von welchem Sie sprechen, dankbar an und erwidere, daß ohne diese starre, hehre Glorie die hohen Gebirge dieser Erde kaum des Besuches werth wären. Lauschen Sie — hören Sie in der weiten Runde hier einen anderen Ton als den unserer Stimmen? Alles schweigt wie am ersten Tag und wie an einem anderen Tage, von welchem Lenau sagt:

— Dann ist des Todes großes Werk vollbracht,
Und es erglänzt des Eises stille Haide
Nur mehr von seines Lächelns Wiederschein.

Steigen Sie tausend Fuß und noch tiefer hinab, so tritt Ihnen die Mühsal der Menschen, die geschändete Natur entgegen. Hirten und Sennen quälen sich ab in ihren rußigen Blockhütten, Holzfäller verwüsten den Wald, Jäger durchstreifen Krummholz und Geröll, Wurzgräber zerstören die blühenden Rasen, Pechler hacken die Fichten an. Von dem millionenfachen Getöse der Welt verspüren Sie aber hier keine Ahnung. Das Leben, welches der gräßlichen Flucht eines geschlagenen

Heeres auf der Landstraße gleicht, auf welcher Dieser niederstürzt, der Andere mühsam nachhinkt, vom unbarmherzigen, nachrückenden Feind, von den Furien des Hungers, der Begierden gehetzt, von zahllosen Wahngestalten weiter gelockt — dieser lärmende Zug voll Hitze, Blut und Staub mag Einem, welcher von hieraus das blaue Gewölbe und die silberweißen Pyramiden in ihm betrachtet, ein unheimliches Märchen dünken — düster, dunkel, unerforschlich, wie die Thaltiefen dort unten, in welchen es sich tagtäglich abspielt. Ich kann mir keinen halbwegs gut angelegten Menschen vorstellen, der, wenn ihn sein Reiseglück jemals an einen Ort geführt hat, wie diesen, davon nicht eine eigenthümliche Erinnerung nach Hause bringen sollte. Es will mir dünken, als sei ein Mensch vor und nach einem solchen Besuchtage im geheimsten Empfangzimmer der Isis nicht mehr der nämliche. Doch das sind Empfindungssachen, die nicht nach Jedermanns Geschmack sind und allenfalls einem „Impressionisten", wie ich bin, zu gut gehalten werden, weil man sieht, daß er es in der That aufrichtig meint, im Allgemeinen aber als unnütze Phantastereien nicht sonderlich im Werth stehen. Unsere Welt hat sich auf den „Positivismus" geworfen, und so barbarisch latein das Wort klingt, so congruent ist der Begriff mit den Fortschritten der Bildung. Wir wollen deshalb von Aether und Silberglanz absehen und uns erinnern, daß ohne diese „Wüsten" ein großer Theil Europa's in der That ein ödes Land wäre. Diese ungeheuerlichen Eismassen sind die Wasserbehälter, durch welche das Land Jahr aus Jahr ein mit kühler Fluth gespeist wird,

mit um so mehr, je heißer und dürrer die Luft über dem Lande liegt. Die Länder, zu welchen nicht Gletscher ihre Ströme hinabschicken, leben mit ihrem Wasservorrath so zu sagen von der Hand in den Mund, denn was heute aus den Wolken zur Erde gefallen, rinnt morgen als Bach oder Quell weiter. Hier aber werden die Niederschläge von Jahren aufgestapelt, hier ist die unermeßliche Vorrathskammer, die der Trockenheit kalter Winter wie der Hitze der Hundstage trotzt. Die größten Flüsse des Erdtheiles, Rhein, Donau, Po, Rhone, sind ohne die silberglänzenden Magazine dieser Wüsten undenkbar — nicht minder auch der heilige Ganges, der große Maranon, und selbst dem geheimnißvollen Nil werden als die äußersten Stätten des Ursprungs weiße Berge zugeschrieben. Ich wünschte, daß Sie, meine Herren, einmal eine Wanderung durch diese Hochgebirge unternähmen, nachdem zwanzig Tage lang kein Tropfen Regen vom Sommerhimmel gefallen. Sie gelangen an den Strand eines Flusses, dessen Quellen aus dem Kalkgebirge zusammenrinnen, welches, wie Sie wissen, keinen Gletscher trägt. Da erblicken Sie mitten im weiten, blendend weißen Schotterbett ein glasklares, flaschengrünes Wässerlein, welches von den heißen Geröllsteinen so erwärmt wird, daß Sie frischen Muthes darin baden mögen, wenn es gleich von den kalten Hochgiebeln herab geronnen ist. Betrachten Sie sich dagegen an dem nämlichen Tage einen von Gletscher-Wassern zusammen gesetzten Fluß! Schon von ferne vernehmen Sie den Donner der hochangeschwollenen Wasser, dennoch aber vermögen Sie sich das Schauspiel nicht zu denken. Die

Granitblöcke des Ufers sind überschwemmt, und gurgelnde Wasser haben hier glimmerigen Schlamm hoch aufgehäuft, dort weite Buchten in den Thonboden der Erlen gerissen. Eine eisige Luft, durch Verdunstung erzeugt, haucht von den klafterhoch aufgebäumten Wogen. Völlig überraschend aber ist die Farbe des Gewässers. Dunkelbraun wie Porphyr-Tuff staut es sich zwischen den von ihm überrieselten Blöcken des Bettes und wirft Schaum-Raketen auf die zitternde Brücke. Das ist der Löß, der vom Gletscher fein zermahlene Berg, der Anfang der Gebirgszerstörung, die Beutezeichen, welche die Wasser und die Flocken des Himmels von ihrer starren Gefangenschaft auf der Erde zum Meere hinabtragen. So ist also die Eiswüste, selbst vom Standpuncte des Nützlichkeitsmannes aus betrachtet, ein gebenedeites Land, aus welchem der Welt Segen herabtrieft, gleichwie uns Anderen Trost, vielleicht Andacht, von ihnen entgegen kommt."

„Ich wäre froh, wenn ich das nasse und wehthuende Eis hinter mir hätte," entgegnete der Brillen-Mann. „Man hat mir gesagt, es führe ein Saumweg darüber — allein ich sehe schon von hier aus, daß ich einen pfadlosen Pfuhl voll von Schneewassern vor mir habe, abgesehen von den Klüften, vor welchen man sich auf Schritt und Tritt zu hüten hat."

„Und doch," sagte der Geognost, „sind selbst auf dieser kleinen Eiskuppe merkwürdige Dinge zu sehen, welche die Theilnahme eines Jeden beanspruchen, dem hinter dem Ofen bei seinen Büchern noch nicht das Verständniß für das Schaffen der Kräfte abhan-

den gekommen ist. Sie werden zum Beispiel hie und da auf eines jener Wasserlöcher treffen, welche man Gletschermühlen, in der Schweiz Mittagslöcher heißt, und welche mitten in der starren Decke, wenngleich aus andern Ursachen, eben solch offene Wassertümpel darstellen, wie die „Kelchbrunnen“ in den eisbedeckten Seen der Alpen.“

„Ich habe von dergleichen nichts bemerkt,“ rief der junge Wanderer. „Wohl sind mir viele Rieselbäche aufgefallen, die sich in allen möglichen Schlangenwindungen rasch auf dem Eise hin- und herbewegten, und auch manche blaue Kluft habe ich gesehen, durch welche sich das freigewordene Wasser hindurchzwängte, einem lasurnen Glasbecken ähnlich, in welchem schaumige Milch gequirlt wird.“

„Dann hat der Führer über seinen Maulthieren die Wißbegierde des Reisenden vernachlässigt,“ erwiderte der Geognost. „Der hätte Ihnen Ihren Alpenstock nehmen und mit aller Gewalt in ein solch aufschäumendes Wasserloch hineinstoßen sollen. Die Hände der Gletschergeister hätten ihn sofort wieder in die Höhe geworfen. Ohne Gleichniß gesprochen, sage ich, daß auf einem Gletscher, wie dieser, welcher gegenwärtig im Abschmelzen und auf dem Rückzuge begriffen ist, sich an mancher Stelle völlige Ebenen und selbst Einsenkungen bilden, in welchen die Wasser, welche die Sonne von der Oberfläche abschmilzt, und die nach Ihrem Ausdrucke schlangenhurtig den Weg zur Tiefe suchen, sich sammeln. An einem solchen Sammelplatze bohren sie sich eine Röhre durch das Eis und gelangen in die Tiefe, wo

sie polternd durch die vielen dunkeln Risse sich einen Ausweg bis zu jenem Gletscherthore suchen, aus dessen Portal sämmtliche Wasser des Eises gesammelt als Bach hervorbrausen. Die Röhre, welche das bewegliche Wasser sich durch das Eis zur Tiefe bricht, mag nur wenige Hand breit sein, dennoch aber entschuldigt das stampfende, klappernde Geräusch, welches die hinabgurgelnden Wasser zwischen den starren Hindernissen hervorbringen, den phantastischen Namen der „Mühle", welchen ihnen die Einbildungskraft der Bergbewohner gegeben hat. Im Uebrigen halte ich die Bezeichnung „Mittagsloch" für nicht minder zutreffend. Denn die Sonne des Mittags ist es, welche die Wasser löst, deren laue Gewalt sich die Bahn zu den Abgründen aufwühlt."

„Es thut mir leid, daß ich auf diese Mühlen nicht aufmerksam gemacht worden bin," entgegnete der jugendliche Wandergenosse. „Dagegen kann ich anführen, daß ich wohl über eine halbe Stunde lang auf dem Vernagt-Gletscher gegangen bin, ohne zu wissen, daß wir über Eis hinschritten. Dieses war so von Schutt und Moränen-Trümmern bedeckt, daß ich vermeinte, wir schritten durch eine Felshalde. Der schlaue Führer sagte nicht eher etwas, als bis wir am Rande eines schwarzen Schlundes angelangt waren. Das ist eine Gletscherkluft, sagte er trocken und stieß mit dem Fuße einen ansehnlichen Block in die gähnende Finsterniß hinab. Einige Augenblicke lang vernahmen wir wohl sein Aufschlagen an den Eiswänden, allein kein Schall verkündete uns seine Ankunft in der Tiefe. Da trat mir zum ersten

Male jenes Grauen entgegen, welches mich in früherer Zeit, allerdings weniger mächtig ergriff, wenn ich in Büchern von Menschen las, die ein Fehltritt unvermuthet in einem dieser engen Schachte begrub."

„Haben Sie nicht weiter unten, kurz vor der Stelle, an welcher der Hocheis-Ferner sich in die Schlucht hereinschiebt, die Tunnels bemerkt, welche sich der Bach unter dem Gletscher hindurch ausgewühlt hat, um in's tiefere Thal zu gelangen?" fragte der Geognost.

Jener antwortete nach einigem Nachdenken:

„Ja, ich erinnere mich an solche Wölbungen. Aber ich hielt dieselben für Felsenthore."

„Da ist Ihnen der nämliche Irrthum begegnet, wie auf dem ebenen Gletscher selbst. Diese Eiswölbungen sind so mit Felstrümmern, Geröll und Schutt, welche von allen Seiten auf sie hingeschwemmt werden, bedeckt, daß ich es wohl begreiflich finde, wie ein Neuling sie geradezu für Gänge im morschen Gestein selbst halten mag."

„Noch etwas Anderes möchte ich nicht unerwähnt lassen," fuhr der junge Mann fort. „Als wir in der Morgenkühle Vent verließen, lag Reif auf den Matten, und der Führer freute sich, daß wir bei solcher Kälte leicht durch die Bäche kommen würden. In Wirklichkeit fand ich jedoch nur einige spärliche Rinnsale, in tief eingeschnittenen Furchen die Zwergwand durchkreuzend."

„Das steht uns noch bevor," erwiderte der Geognost, zu dem Mann mit den grünen Brillen gewandt. „Mittags tobt dort ein Strom, wo der junge Herr seine „Rinnsale" fand, und es wird aller Kraft der Führer

bedürfen, uns hindurch zu hissen. Jedenfalls dürfen wir auf feuchte Beinkleider rechnen."

Der Brillen-Mann stieß einen Seufzer aus und wiederholte, daß er des Weges nicht gekommen wäre, wenn er nicht an einen Saumpfad geglaubt hätte, der sich über den Gletscher zöge.

Der Geognost lächelte:

„Einen Saumpfad über das Eis, welches sich vorwärts bewegt und abschmilzt, welches heute als dichte Decke, morgen als zerrissenes Geklipp daliegt, heute von Schnee, morgen von Wassern bedeckt ist, anlegen wollen, wäre fast so viel unternommen, als eine Straße über das Wasser bauen. Der Gletscher ist pfadlos, wie Homer die See nennt, und nur der Kundige mag sich ihm anvertrauen, gleichwie nur der Kundige sich auf die Wellen des Meeres wagt. Und dennoch erblicken Sie hier unter allen Gipfeln nur sehr wenige oder gar keinen, welchen, durch alle Schrecken der umstarrenden Schründe hindurch, der Mensch nicht bezwungen hätte, und fast jede der weißen Jungfrauen ist mit einem „Steinmandl" getraut worden, welches die Hände jauchzender Eroberer auf dem schwindelnden First erbauten. Um aber auf die Pfade zurückzukommen, so sage ich, daß vor einigen Jahrhunderten wirklich da Saumwege über trockenes Gestein hingingen, welches heute der Gletscher bedeckt. Der Beispiele sind zahlreiche, und selbst auf diesem Joch, welches da in seiner Eishülle vor uns liegt, sind die Spuren eines alten Pfades nachgewiesen worden, auf welchem die Maulthiere, ohne Eis zu berühren, von Nord nach Süd gezogen sind.

Die Gletscher sind seit jener Zeit theilweise vorgerückt, theilweise zurückgewichen, so daß man im Allgemeinen nicht recht weiß, in welcher „Periode“ ihrer Entwicklung wir uns dermalen befinden. Doch mit den alten, nunmehr thurmhoch von Eis bedeckten Pfaden hat es seine Richtigkeit. Hier in allernächster Nähe, von Kauns nach Vent, zog sich im Mittelalter ein viel befahrener Saumweg, der „Sextenweg“, über Strecken, welche heutzutag nur die Gletscherfahrer waghalsigster Art zwischen argen Hindernissen überwinden. Am Piz Buin findet man im Moränenschutt allerlei Waaren, von verunglückten Kraxenträgern früherer Zeiten herrührend, und der pfadkundige Trautwein erzählt von Hufeisen, am Krimmler Gletscher gefunden, welche auf einen Verkehr mit Saumrossen an Stellen hindeuten, die heute unter zehn Touristen ein Einziger zu begehen wagt.“

Die Führer mahnten zum Aufbruch, und die Gesellschaft trennte sich.

Der junge Novize der Alpenkunde stieg mit dem Maler südwärts, und nach einiger Zeit erblickten wir sie auf den Windungen, in welchen der Steig auf der Schnalser Seite neben den Glimmerwänden hinab führt.

Wir aber begaben uns sofort auf den Gletscher, dessen Rand keine zehn Schritte vom „Bödele“ entfernt ist. Er war schneefrei, und sein grobes, weißgraues, von vielen Höhlungen und Luftblasen durchsetztes Eis lag blank unter unseren Füßen, die knirschend darüber hinschritten. Die „schlangenhurtigen“ Wasser, welche uns der Geognost im Vornehinein geschildert hatte, wanden

sich hin und her über die Decke, und es währte einige Zeit, bis wir mit Sicherheit feststellen konnten, welche von ihnen dem Adria, welche dem Pontus zueilten. Auch fanden wir die Mühlen und vernahmen das stampfwerkähnliche Geräusch der Wasser in engen Spalten. Der Gletscher mochte so sorgenfrei begangen werden wie eine Wiese. Nur um einige große Blöcke, zusammengestürzte Gletschertische, herum lagen winzige Schneewälle, von diesen gegen die auflösende Sonne beschattet.

Ueberall zogen kaum merkliche Dunstwölkchen vom Eise in die dünne Luft.

Unser Brillen-Mann verlor einen Theil der Angst, mit welcher er seinen Fuß auf das Element gesetzt hatte, das ihm noch weniger „Balken“ zu haben schien, als das Wasser. Seine Laune hatte sich sogar soweit gekräftigt, daß er im Angesicht der Wildspitze, deren weiße Nadel vor uns aufstieg, auf seine Etymologieen zurückkam und mir den räthselhaften Namen „Tirols“ als interioli deutete, was nach seiner Meinung „Innerländer“ oder „Binnenländer“ bedeuten soll.

Wir ließen ihm seine Freude und nahmen erst wieder Notiz von ihm, als es galt, ihn über das glatte Eis der Randkluft, welche in diesem Jahre ungewöhnlich groß war, auf den neuen Pfad hinüber zu schaffen. Eine schwierigere Arbeit war das Ueberschreiten der jäh abstürzenden, schaumig angeschwollenen Bäche der Zwerchwand.

Endlich erblickten wir die Hintereishütte und gelangten noch vor Sonnenuntergang über die Brücke bei den Rofener Höfen. Der gelehrte Mann war erschöpft

und die Ortsnamen-Erklärungs-Manie ergriff ihn erst wieder, nachdem er an der reichbesetzten Tafel des Venter Widums seine Kräfte hergestellt hatte. Anlaß dazu bot ihm die reichliche Büchersammlung des Hausherrn.

Wir Anderen aber traten, als der Mond im Osten erschien, in die frische Abendluft hinaus. Die rauschenden Wasser blieben im Dunkeln und die heute durchwanderte Eiswelt hinter den schwarzen Massen näherer Felsen verborgen. Was lag näher, als ein stilles Sinnen über die Wunder vergangener Zeiten und die schweigende Frage an uns selbst gerichtet, ob und wann wohl wieder die Tage kommen würden, in welchen auch diesen grünen Grund die Frosthüllen auf Jahrtausende zudecken?

Zwölftes Capitel.

An den Lech-Quellen.

Mit Ausnahme des alten Weges über den Arlberg wird kein Pfad, der aus Tirol nach Vorarlberg führt, so lebhaft begangen, als derjenige, welcher in das oberste Gebiet des Lech, auf den Tannberg, geleitet und seit nicht minder langer Zeit bekannt ist, als die berühmt gewordene Arl-Berg-Straße.

Um einen Begriff von dem Aussehen eines solchen Pfades und der an ihm liegenden Ansiedelungen zu geben, wähle ich eine Zeit, in welcher um die Hügel des tieferen Vorarlberg herum schon Heugeruch die Luft erfüllt und die halbreifen Kirschen aus dem Laub der dichten Fruchthaine schauen.

Versetzen wir uns zu diesem Behufe nach Stuben, dem ersten vorarlbergischen Dörfchen, welches man erreicht, wenn man, von Osten kommend, den Arlberg überschritten hat. Ich will bei dieser Gelegenheit erwähnen, daß genannter Berg keineswegs, wie es nach dem Dafürhalten „ämtlicher" Weisheit den Anschein hat, seinen Namen von einer angeblichen Verkleinerung des Wortes Aar hernimmt, und daß man in Folge dessen über die beliebte Uebersetzung des Bergnamens in's vornehme „Adlerberg" lächeln wird. Die „Arle" ist in der alemannischen Mundart der Rhätier das Nämliche, was in Tirol die Leggen- oder Zunderstauden, in Baiern die Latschen, nämlich das Krummholz, die Legföhre, und von diesem gemeineren Wesen hat Berg und Land seinen Namen erhalten.

Was Stuben anbelangt, so behauptet der Volkswitz, es sei die „größte Stube" des Kaisers, und in Wirklichkeit mag sich der Fremdling dort so wenig behaglich fühlen, als überhaupt in großen Stuben. Schon die mächtige Lawinenmauer, welche in nordöstlicher Richtung die zwanzig Häuser, aus welchen die „Stube" besteht, gegen das Herabrollen von Schneebergen zu schützen hat, mag in Manchem kein Vorgefühl der Behaglichkeit wachrufen.

Stellt man sich dann noch beispielsweise einen Frohnleichnamstag vor, an welchem schmutzige Schneelacken vom Krummholzberge noch immer bis nahe zu den Häusern herablangen, auf den durchweichten Wiesen eben der Crocus aufblüht, und der mächtige Ofen willkommen geheißen wird, der die qualmige Luft hinter den Winterfenstern aufwärmt: so macht man sich eine Vorstellung von den Scenen, die der Winter um die „Stube“ herum ausbreitet.

Ich erinnere mich an eine Winterreise, welche allerdings im Wagen zurückgelegt wurde, dabei aber dennoch uns so viel Mühsal auferlegte, als irgend ein Joch den Sommerwanderern.

Als der Wagen durch die Felsenklamm von Feldkirch rollte, strömte ein Fluthregen herab. Zu Dalaas erreichte der Schnee die Achsen. In der Nähe von Stuben sah man keine Telegraphenstangen mehr, und zu einem der in der Nähe befindlichen Wegmacherhäuschen führten zwölf Stufen innerhalb der Schneewand hinab, welche dieselben überall umragte.

Einige von den Mitreisenden vertauschten in einem Bauernhause den mitgebrachten Veltliner gegen Enzian-Branntwein und „Mutschören“, ein Gebäck, das mit dem Tiroler „Kletzenbrod“ in nächster Verwandtschaft steht.

Im Posthause von Stuben aber gab sich die Gesellschaft keineswegs mit der Aussicht auf Gefangenschaft zufrieden, mit welcher die angeblich unbesiegbaren Schneehaufen des Arlberg drohten. So gut die Briefbeutel über den Berg geschafft werden konnten, so ausführbar däuchte den Wanderen die eigene Reise.

Es war ein eigenthümlicher Zug, mittelst dessen die Post nach Tirol verbracht wurde. Drei Männer schleppten dieselbe in Tornistern, welche sie auf ihren Rücken trugen. Ihnen waren nicht weniger als neun und zwanzig Begleiter beigegeben, denen die Aufgabe oblag, abwechselnd jenen die Bahn zu treten. Von der Höhe des Berges an hielt sich die Gesellschaft niemals an den Hängen, an welchen die (damals verschwundene) Straße hinläuft, sondern immer in den Mulden, den verwehten Hochthälern. So gelangten Alle glücklich, aber von rühmlichem Schweiße bedeckt, in die bescheidene Herberge zu St. Jacob vor Petnen.

Jene Wanderung war zwar nicht ohne Fährlichkeit, weil man auf die Lawinen sein Augenmerk richten mußte, allein, was Mühsal anbelangt, möchte ihr die von erwähntem Frohnleichnamstage recht wohl zur Seite gestellt werden. Eine seltsame Zusammenstellung vielleicht — aber aus ihr lernt der Leser ein Stück des rauhen Lebens in diesen Bergen kennen.

Gerade nördlich von Stuben zieht sich der Pfad zur Zürser Alp in zahlreichen Windungen durch brüchiges Gestein bergan. Der Bach, der von dort herabkommt, schneidet sie alle durch einen kühnen Sturz ab. Jemehr man sich der Höhe näherte (die jedoch immerhin noch etwas unter der des Arlberges bleibt), desto mächtiger wurden die Schneehaufen. Am ansehnlichsten lag die weiße Decke oben im Hochthale des Alpendörfleins Zürs, dessen mitunter stattliche Holzhäuser nur im Sommer bewohnt sind. Traf man irgend eine Stelle, an welcher die Wasser des Baches offen zu Tag traten, so war es

erst möglich, die Tiefe der Schneelager zu ermessen: gleich dem Blick in eine Gletscherspalte eröffnete sich da die wasserdunkle Kluft. Es war ein Glück zu nennen, daß über den alten Schneewehen frisch gefallener Neuschnee lag, der, leicht zu ballen, vom Fuße in eine dichte Kruste zusammengetreten wurde und dadurch das weitere Einsinken verhinderte.

Ein Freund von Gegensätzen findet da Studien, die alle seine Wünsche befriedigen werden. Schon lange hinter Dalaas kann im dichten Buchenwald der Waldmeister duften, und hier, drei Stunden Gehens weiter, sieht er nur die grauen Nebel um die gleichfarbigen Schrofen wandern — alles Uebrige liegt weiß, starr und unbeweglich da. Hie und da ragt eine Fichte, von welcher der Südwind den Schnee abgeschüttelt hat, in den Himmel. Zürs war todt und unbewohnt — die hohen Schneemauern um seine Häuser gaben ihm das Ansehen eines Dorfes zur Weihnachtszeit.

Das wäre in seiner Wildheit und seinem nahen Felsgeklipp ein Tummelplatz der „wilden Leute“, der „Rutschifengen“ und „Muggastütz“, aller jener Unholde, mit welchen die Einbildungskraft des Vorarlberger Volkes so manche Wüstenei seiner Berge bevölkert.

Weiterhin konnte, schon im Gebiete der zum Lech eilenden Wasser (die Wasserscheide zwischen Schwarzem Meer und Nordsee liegt da nur wenige hundert Schritte auseinander), die Umgebung wie ein Modell zu den Decorationen von „Alpenkönig und Menschenfeind“ oder zu irgend einem anderen Zauberspiele, in welchem die Behausung des ewigen Winters erscheint, betrachtet werden.

Lagen die Felsen auch nicht mehr unter klaftertiefem Schnee, so waren sie doch stark überpudert, und links und rechts um sie herum gingen in Stürzen die blaugrünen Wasser nieder.

„Es stürzt der Fels und über ihn die Fluth.“

Als bescheidene Andeutung des Frühlings hob sich wohl hie und da ein roth blühender Haidekraut-Zweig aus den Flocken, und auch die Blüthen des Seidelbastes waren hie und da in der weißen Hülle erkennbar. Die Legföhren hatten sich einen besonderen Schmuck, nämlich ganze Reihen von Eiszapfen, angelegt, und wäre statt des trüben Winterhimmels ein heiterer Sonnentag über dem Joch gelegen, so hätte es an schillerndem Prunk keineswegs gefehlt.

Im Juni kann man die Stellen, an welchen während des Winters und Frühjahres haushohe Lawinen sich in die Mulden herabgewälzt haben, immerhin noch vorzüglich an den Gewölben erkennen, welche sich hier und dort über die dumpf rauschenden Wasser hinspannen. Der Fluß bewegt sich fast mehr im Dunkel dieser eisigen Hallen, als unter dem freien Himmel, in welchem die widerstrebenden Winde mit den Nebeln ihr Spiel treiben. Es versteht sich von selbst, daß es die ehemaligen untersten Lagen der so stark abgeschmolzenen Lawinen sind, welche als solche Gewölbe übrig blieben, und an diesen erkennt man das steinfeste Gefüge, welches der starke Druck der oberen Lasten erzeugte.

Dort, wo sich, nachdem er eine furchtbare Klamm durchtobt hat, der von den Zürser Schrofen herabkommende Bach mit dem Lech vereinigt, liegt in unwirth-

licher Höhe das Dorf „Am Lech“, 4548 Fuß über dem Meere, schon seit dem Jahre 1400 in den Chroniken des Landes als Pfarre genannt.

Es erhellt nicht, welcher Beweggrund die Leute angetrieben hat, es mit dieser Ansiedelung nicht ähnlich zu halten wie mit Zürs und dieselbe nur während des kurzen Sommers zu bewohnen.

Der Verfasser dieses Buches hat, durch Schneewetter zurückgehalten, gegen die Mitte des Brachmonates dort oben drei Tage zugebracht und sich allerlei Betrachtungen darüber hingegeben, wie fünfhundert Menschen, ohne dem Stumpfsinn zu erliegen, die übrige Zeit des Jahres dort haushalten mögen. Während man in der Bodensee-Gegend das Heu erntete und die ersten Kirschen zu Markt brachte, waren dort die schneebedeckten Felder noch nicht einmal überall gedüngt, noch weit mehr aber, als die Menschen, litt das Vieh, welches seine Winternahrung verzehrt hatte, dagegen an den sturmdurchtobten Halden noch keine frischen Halme fand.

Zu einer Zeit also, in welcher tief unten der Wetzstein gegen die Sichel klingt und die Mäherinnen sich nach gethaner Arbeit des Schattens freuen, sitzen die Dirnen und Frauen dort oben noch in der Stube und beschäftigen sich mit der winterlichen Arbeit des Stickens, wofür sie von wohlhabenden Schweizer Fabriksherren entlohnt werden. Dabei schauen sie gleichmüthig dem Gestöber zu, welches draußen wirbelt, und wunderbarer vielleicht noch als solches Sommerwetter wird dem Fremdling der völlige Mangel an Verwunderung vorkommen, welchen jene darüber zur Schau tragen.

Höher noch als „Am Lech“, wo die zusammenfließenden Bäche schon ein annäherndes Bild davon geben, wie in den Hochthälern die Flüsse, hier der Lech, Gestalt und Namen erhalten, steht Bürstegg (5426 Fuß), überhaupt das höchste Dorf im Lande Vorarlberg. Hier gedeiht keine Frucht, kein Holz mehr. Bergmann erzählt in seiner Landeskunde von Vorarlberg, daß im benachbarten Dorfe Hochkrumbach der Schnee manchmal so massenhaft herabfalle, daß die Bewohner, selbst der der Kirche zunächst gelegenen Häuser oder Hütten Tunnel ausschaufeln müssen, wenn sie zur Kirche gelangen wollen, an welche die Wohnung des Curaten angebaut werden mußte, damit durch solchen Schneefall nicht auch er von der Kirche abgeschnitten werde.

Unter solchen Verhältnissen ist es begreiflich, daß winterlicher Fleiß gedeiht, und daß auch die Weiber nach Kräften beitragen, die Sorgen um den schwierigen Haushalt zu lindern. In der That regen sich gar viele fleißige Hände an der Stickerei feinster Baumwollgewebe, und der Fleiß hält nicht nur, wie in Salzburg oder Tirol die Thätigkeit am Spinnrocken, während der kurzen Tage und langen Abende an, sondern setzt sich, wie wir gesehen haben, auch in den „Sommer“ hinein fort.

Nicht nur vor den Häusern im Schatten der Obstbäume sieht man zur Sommerszeit die Weiber sticken, sondern selbst auf den Alpen begegnet man der nämlichen Beschäftigung. Manches Gewebe, am Fuße der grauen Zacken mit den seltsamen romanischen Namen gefertigt, tritt sogar die Reise über das Weltmeer an.

Ich setze noch einige landschaftliche Züge hinzu, welche das Bild eines Landes vervollständigen, in welchem nicht einmal Erdäpfel gedeihen. Wenn man an einem Sommertage von der Art, von welcher der erwähnte war, von „Am Lech" nach Wart hinüber geht, sieht man bis zum Flusse, der in der Tiefe summt, noch immer die mächtigen Lawinenreste herabreichen, an ihrem oberen Ende oft von einem grauschillernden Wasserfall durchbrochen, dessen Fluth durch ihre finsteren Gewölbe hindurch den Lech sucht. Winzige Schneeflocken, Staubregen vergleichbar, wehen durch die Luft, färben das Gestrüpp der Zwerg-Erlen, durch welche der Pfad führt, und lassen ferne Jöcher wie schwer niedergelagerten Nebel erscheinen. Bei aller solcher winterlichen und unwirthlichen Scenerie schauen die menschlichen Ansiedelungen keineswegs schmutzig oder verkommen aus, wie man das wohl in manchen der höchsten Thäler Tirols, insbesondere des südlichen, antrifft. Im Gegentheile zeugt das Aussehen der Wohnungen nicht nur von einem gewissen Wohlstande, sondern auch von Sinn für Bequemlichkeit und Sauberkeit.

Es hängt dies sicherlich mit dem gesteigerten Erwerb und der großen Betriebsamkeit des Ländchens im Allgemeinen zusammen. Auch die Nahrung ist eine weit reichlichere und bessere, als im benachbarten Tirol, und wie im gesegneten Etschland bei keiner der zahlreichen Mahlzeiten für die Knechte der Wein oder Nachwein fehlt, so steht hier überall Aepfel- oder Birnwein in reichlicher Menge auf dem Tisch. Den Sinn für Behäbigkeit, aber auch den Fleiß, durch welchen dieselbe

errungen wird, hat der Vorarlberger mit sämmtlichen Alemannen, insbesondere mit den Schweizern gemein, und ist derselbe deshalb, von einem anderen Standpunkte als dem der Nützlichkeit aus aufgefaßt, eine trockene und wenig zur poetischen Romanverklärung geeignete Bauernfigur. In dieser Hinsicht vermag er mit den armen, unwissenden und in bigottem Schlendrian befangenen Insassen eines der Hochthäler Tirols keinen Vergleich auszuhalten — ein Beweis, wie sehr sich zwei Richtungen menschlicher Entwicklung, in deren einer das wirthschaftliche Streben, in der andern dagegen ideale Neigungen und historischer Sinn (hier in ihrer carikirten Verkümmerung als Formelwahn und Aberglaube, sowie als eigensinniges Festhalten an kunterbunter Ueberlieferung) vorherrschen, einander ausschließen und fliehen. Nach echter Bauernart ist „Bettler" das größte Schimpfwort, welches ein Vorarlberger dem andern an den Kopf werfen kann. Bergmann führt in dieser Hinsicht eine bezeichnende Anekdote an: „Ein Fremder, dem zu Bezau in einem Garten eine städtischgekleidete Frau auffiel, fragte eine vorübergehende Bezauerin: wer ist diese Frau? Jene, nach dieser umsehend, antwortete rasch: „Ah, Sie moane die fremdhäßige (fremdgekleidete) Bettlerin, das ischt unsere Frau Landrichterin!"

Wenn der Fremdling, welcher aus Tirol herüberkommt, vorerst eine merkliche Abnahme an Bildstöckeln und Heiligen-Darstellungen wahrnimmt (womit indessen durchaus nicht gesagt sein soll, daß es hier der Klerisei an Macht über die Bauerngemüther gebreche), so findet

er dagegen in den vielfensterigen Stuben, deren Wände mitunter denen eines Glashauses gleichen, viel mehr Licht als in den Stuben der Tiroler Hochthäler, in welchen, um den übelriechenden, brodelnden Qualm des Gemaches möglichst zusammen zu halten, die Fenster den Gucklöchern eines Seeschiffes gleichen. Auch wird ihm Messing und anderes Metallzeug sauberer gescheuert vorkommen, und die blühweißen Vorhänge an den Kreuzstöcken — eine bis in's Elsaß hinein wahrnehmbare Zierde alemannischer Bauernhäuser — deuten ihm zur Genüge an, daß er Tiroler Hausbrauch nunmehr hinter sich hat.

Trotz des rauhen Schneewetters, welches keine Aufmunterung zu Spaziergängen bot, standen zu jener Zeit überall Gefäße mit duftigen „Schrofe-Maien" (Primula Auricula) auf den Tischen, und es war für allerlei Nahrung gesorgt, deren Mangel in Tirol durch die weite Entfernung entschuldigt worden wäre, aus welcher dieselbe in solche Einöden geschafft werden muß. Freilich darf dabei die Bemerkung nicht unterlassen werden, daß derlei Anzeichen der „Cultur" auch ihre Schatten werfen. Vorüber ist's da mit der Bescheidenheit mancher Anforderung. Die schweizerische Geldmacherei ist mit den Tugenden eingezogen, welche die Betriebsamkeit begleiten, und in einem Dörfchen, wie die Ansiedlung „Am Lech" ist, einem Orte, in dessen Gleichen mancher Tiroler Wirth den Fremdling dutzen würde, erhält man gedruckte Rechnungen, wobei die gedruckten Worte weniger unangenehm überraschen, als die geschriebenen Ziffern.

Sicherlich einer der angenehmsten und bequemsten Spaziergänge im Lechgebiete ist der von Lechleiten zum tirolischen Steg hinab.

Man geht manchmal hoch über dumpfbrausenden Klammen, manchmal durch wilden Forst, bald an kühn geschwungenen Wasserfällen vorüber, bald über Lawinenreste, in deren Höhlungen man wie in Keller hinabschaut. Der Lech in der Tiefe erscheint bald blau, bald schwarz, je nach dem Farbengegensatze, den dunkler Fels oder weiße Schneehaufen an seinen Uferrändern hervorbringen.

In der Ferne aber blinkt es überall von Jöchern, und die Luftströme, die von ihnen herabfließen, erfüllen den Wanderer allenthalben mit dem durchkräftigenden Gefühl der Höhe.

Dreizehntes Capitel.

Im Lechthal.

Im Flußgebiet der Vils, welche sich unweit des gleichnamigen Tiroler Städtchens mit dem Lech vereinigt, ist die Gegend von Schattwald und den in der Nähe liegenden Seen diejenige, welche die meisten Besucher der nordwestlichen Ecke von Tirol anzieht.

Schattwald, dem in neuerer Zeit sogar ein Schwefelbad — in der Art jener mehrfach erwähnten „Bauernbadeln" — als besonderer Reiz beigezählt wird, liegt auf einer Art von Joch. Gering ist die Entfernung von der Wasserscheide zwischen Iller und Vils (Lech), und wäre sie auch eine weitere, so gewahrte man die jochähnliche Lage am Aussehen des Pflanzenwuchses und an der Luft, welche es den Insassen des Thales erspart, in die Sommerfrische zu gehen. Die grauen Dolomite über den dunklen Wäldern sind noch bis spät in den Sommer hinein mit Schnee gefleckt, und wer im Frühjahre heraufkommt, findet die geschlossenen Knospen der nämlichen Baum-Arten, die er im tieferen Thale in reichlichem Laub und blüthenbedeckt gesehen hat.

Natürlich wird für den Fremdling der Anblick solcher Rauhheit durch die Frische und Größe der Landschaft in einen Gegenstand der Bewunderung verwandelt. Er hat weder den Berg-Winter auszuhalten, noch, wenn die Rasen grün werden, sein Geschäft im Stich zu lassen und im Schweiß seines Angesichtes die Alp von den Steinen, Holzsplittern und anderem unerwünschten Zuwuchs „abzuräumen", den die winterlichen Lawinen darauf liegen gelassen haben. So freut er sich nur der raschen blauen Wasser und der Zacken, von denen sie, oft verderblich genug, herabrinnen, und theilt nicht die Sehnsucht der Bauern nach einem Himmel, wie dem jenseits der „türkischen Grenz"*).

*) „Türkische Grenz" nennen die Lechthaler die Umgegend von Nassereit, weil von dort an der im milden Innthal betriebene Anbau von Mais („Türken") aufhört.

Dennoch kann auch ihm die Laune des Sommer-Wetters (was man eben da „Sommer“ nennt und besser mit dem bekannten Worte „grüner Winter“ bezeichnen könnte) Streiche spielen, an denen er, wenn die erste Ueberraschung der Neuheit vorüber ist, schleunigst allen Geschmack verliert.

Es kann ihm eines Morgens begegnen, daß er beim Aufwachen jenen fahlen Schein in seiner Stube wahrnimmt, der den Flachländern aus ihren November-Erinnerungen bekannt ist, den Wiederschein des ersten Schnees, der draußen während der Nacht fiel und über der fröstelnden, kahlen Erde wie ein weißes Sterbehemd liegt.

Hier aber schaut das ganz anders aus. Blaue und rothe Blumenglocken erheben sich aus der kalten Decke, als ob sie sich mit Gewalt davon los machen wollten. Nur unter den Tannen, deren weitragendes Geäst den Schnee abhielt, haben sich grüne Kreise erhalten, die Gangsteige in den Wiesen sind schwarz geblieben, weil die schon durchwärmte Erde den Schnee nicht duldete, auch die Fußstapfen der Kirchgänger haben den Boden „aper“ gelegt. Eine eisige Verdunstungskälte lagert über dem Thal, die Hände frieren mehr als mitten im Winter, und es dauert wohl bis Mittag, bis die Wärme der hochstehenden Sommersonne den Schnee so feucht macht, daß er knisternd, in nassen Ballen, von den Bäumen des Waldes fällt — was Demjenigen, der daran vorübergeht, dünken will, als knirschte der Hag zornig über die roh verwüstete Sommerpracht.

Um Schattwald herum haben solche Launen der Berggeister weniger zu bedeuten, weil es keine Frucht-

bäume gibt. Weiter unten aber, im Lechthale, wo die Bäume noch Mitte Juni in Blüthe stehen, braucht nur nach nächtlichem Schneefall sich der Morgenhimmel über den Blüthen plötzlich aufzuhellen, und die „Wärmeausstrahlung", die darauf folgt, verleidet den Lechthalern für dieses Jahr ein- für allemal das Kirschen-Essen.

Der Sommer-Reisende erkennt die Spur winterlicher Lawinen oder großer Schneewehen, wie überall im Hochgebirge so auch hier, häufig an den gelben Lücken in den grauen Zäunen, mit welchen diese oder jene Halde eingefriedigt ist. Die neuen gelben Hölzer haben die älteren grauen ersetzt, welche an jener Stelle durch den aufgehäuften Schnee zusammengedrückt worden sind. Die Spuren neuerlichen sommerlichen Schneefalles aber nimmt er an dem niedergedrückten Grase wahr, welches noch geraume Zeit, nachdem die weiße Decke von milderem Wetter wieder weggenommen worden ist, auf dem Boden liegen bleibt und sich nicht zu rühren vermag wie ein erstarrtes Glied, auch nachdem es in die warme Stube gebracht worden ist.

Ich habe dort oben etwas gesehen, was nicht gar Vielen aus eigener Anschauung bekannt sein mag: im sommerlichen Schneegestöber einen Regenbogen, der sich von einer Thalwand zur anderen spannte, eine prächtige Pforte, hinter welcher Frau Hulle ihr flimmerndes Bett aufschüttelte. Und am nächsten Morgen lag Alles silberklar im Sonnenglanz da, und nur um die höchsten Grate flatterten durchsichtige Schleier — ein seltsamer Anblick. —

In landschaftlicher Beziehung sollte vor Allem die Gegend um das Dörflein Katzensteig gelobt werden, weil

dort die „Rothe Flühe“ in das Bild tritt — so nennt den wunderbaren Berg der Volksmund, während die Weisheit der Karten die Bezeichnung „Gimpelberg“ für richtiger erachtet hat. Dieses Gebirge läßt sich, von Katzensteig aus betrachtet, nur mit den hochberühmten „Drei Zinnen“ vergleichen, während es freilich für Denjenigen, der es vom Rande des Halden-Sees, in welchen es abfällt, anschaut, keine Ueberraschung mehr zu bieten hat. Auch der Bergsteiger, dem es etwa beifiele, die furchtbare Steilheit der Felsthürme zu einer Unternehmung im Grohmannschen Styl auszunutzen, fände seine Rechnung nicht: die „Rothe Flühe“ ist von anderer Seite her gar leicht zu „besiegen“.

Schon Schaubach hat auf die „unästhetischen“ Namen aufmerksam gemacht, welche in diesem Winkel der Alpen an die Berge gehängt worden sind, und von welchen der landesübliche Name des nächsten Nachbars der Rothen Flühe, der „Metzenarsch,“ noch nicht einmal der am meisten „unästhetische“ ist. Ich glaube, es wird Niemand der Empfindelei geziehen werden, der wünscht, daß solches Zeug ausgemerzt und den Bauern überlassen wird. Verschwinden die Namen allmälig aus den Karten, aus den Lehrbüchern und der Schule, so können sie sich auch nicht mehr lange im tagtäglichen Gebrauche halten. Im Uebrigen sind viele der in deutscher Sprache so unästhetisch klingenden Wörter eigentlich Ortsbezeichnungen der hier ursprünglichen Romanen, Verstümmelungen, für welche die ersten wälschen Namengeber nicht verantwortlich gemacht werden können.

Der „Halden-See“, gerade an den Wänden der

„Rothen Flühe“ (die jedoch löschpapierfarbig grau aussehen), gehört unter die Tiroler Schaustücke, denen man nicht selten auf Kunstausstellungen begegnet. Die Fluth hat keinen sichtbaren Abfluß — fast scheint es, als ob sich die Wasser im Kalkgeklüft des Berges verlören. Von Schneefeldern, die erst der Julisonne weichen, rinnen jähe Bäche in seine Mulde — da ist ein allgegenwärtiges Summen, das den Sommer einläutet, wie die schweren Pfingstglocken eines fernen Münsters. Eine niedrige Reihe jugendlicher Fichtenbäumchen säumt das dunkle Gewässer gegen die Straße hin ein, und leise schlägt die Welle gegen Blöcke, von rostfarbigem Moose gesprenkelt.

Eine weitere „Gegend“, der „Paß Gacht“, durch welchen die Straße sich zum Lech hinabsenkt, verdiente in noch höherem Grade die Aufmerksamkeit der Landschafts-Maler. Erdrutschungen, Wasser-Abgründe, schauerlich ausgefressene Tobel, dazu die Thätigkeit der Menschenhand, welche die morschen Halden hie und da wie Weinbergterrassen untermauert und abgestaffelt hat, damit sie nicht dem verhängnißvollen Zuge nach unten folgen; die Männer der Holztrift, welche mit ihren langen Stangen im Wasserschlunde herum steigen, um die festgeschwemmten Hölzer wieder flott zu machen, das mitleidige Christusbild hoch auf kegelförmigem Block, von welchem aus es die rastlosen Mühseligen betrachtet, die zahllosen Zielen und Endzwecken entgegen wallen: das harrt der Künstlerhand, welche der Erscheinung durch verbindenden Gedanken ihre Weihe gibt.

Wir Andern, welche die Heerstraßen oder betreteneren Wege fliehen, folgen am Lech von Weißbach auf-

wärts nicht dem breiten Pfade am rechten Ufer des Flusses, sondern bleiben auf dem einsamen Steig des linken Ufers, an welchem der Wanderer stundenlang auf kein Haus stößt. Hier geht dem Einsamen die Hoheit dieses Thales auf — des von allen großen Flußthälern des Alpenlandes am wenigsten genannten und bekannten. Zwar die Thalbewohner sind übel zu sprechen auf den Strom, der die Thalsohle in weiße Kiesauen verwandelt, durch welche er selbst in Dutzenden seichter Arme sich seine Bahn gräbt und den geringen noch übrigen Uferrand der westlichen Berghalden unausgesetzt so bedroht, daß die schlichte Kunstfertigkeit der Menschen ihn mit rohen Mitteln, mit Holzböcken und anderen Vorbauten, gegen welche die Welle rauscht, schützen muß. Aber Derjenige, dessen „Alles, was sein ist“ durch solches Ungethüm der Wasser nicht angegriffen wird, geht verwundert durch die Erscheinungen.

Der Steig wird vom Flusse mitunter hart gegen die Berge gedrückt. Um so gewaltiger sind die Fernblicke in die sich stets aufthuenden und wieder zusammenschließenden Windungen des Thals, sowie in die Seitenschluchten, in deren Hintergrund die gebogenen Wassersäulen hängen, die als milchblaue Gießbäche durch die Felsen heraustreten. Einsam ist der Weg durch das Wachholder-Gestrüpp am tobenden Lech, der sich Buchten mit zitternden Rändern aushöhlt und im Angesicht der Risse, in denen die hohen Berge abbröckeln.

Wer solchen Anblick im Gedächtniß behält, wird sich nicht mehr darüber wundern, daß zeitweilig die Auswanderungslust groß war im Lechthal. Es ist dies

zwar nicht nur eine Folge des Zwanges, der von der Unwirthlichkeit der Heimat ausgeübt wird, sondern in noch höherem Grade des Brauches, der Mode, wenn man diesen Ausdruck auch auf solche Verhältnisse anwenden will. Denn heute verläßt nur mehr ein geringer Bruchtheil der Anzahl die heimischen Ufer, welche vor zwanzig oder dreißig Jahren in die ferne Welt hinauszog. Kein Erdtheil dünchte den unternehmungslustigen Lechthalern zu entlegen; ihre Schnittwaaren-Gewölbe sind überall bekannt.

Daran ist nun nichts Absonderliches, denn Gleiches kommt in vielen rauhen Thälern der Schweiz und unserer Alpenländer vor. Eine Lechthaler Eigenthümlichkeit dagegen ist gewiß, daß durch jahrelangen Aufenthalt unter fremden Völkern ihr Wesen weder äußerlich noch innerlich sich merkbar verändert, wodurch sie einen offenbaren Gegensatz zum Zillerthaler bilden, von welchem in dieser Hinsicht vielfältige, nicht immer erfreuliche, Kunde verlautet. Mit Reichthümern beladen ist Mancher heimgekehrt in sein einsames Dorf und setzt sich wieder zur Milchschüssel und zum Erdäpfelhafen, als ob sich gar nichts verändert hätte und die zwei Jahrzehnte belohnten Fleißes nur ein Traum gewesen wären, der das Gestern des armen Burschen vom Heute des wohlhabenden und erfahrenen Mannes trennt.

Der Verfasser selbst hielt sich acht Tage lang bei einem wackeren Wirthe des Lechthales (auf der Post zu Holzgau) auf und brachte die langen Abende im Gespräch mit ihm hin, ohne daß er auf irgend eine Spur gerathen wäre, die ihn aus der bekannten Tiroler Sphäre

hinweg, aus dem engen Thale und den engen, hart umschriebenen Gedankenkreisen hinaus in die offene Welt geführt hätte. Nur eine zufällige Aeußerung machte ihn späterhin mit dem nicht geringfügigen Umstande bekannt, daß der schlichte Gesprächs-Genosse ein Dutzend Jahre lang in der Nähe von Ostende einem blühenden Geschäfte vorstand — eine Erfahrung, die, bei der sonstigen Ruhmredigkeit der Deutschen über fremde Grenzpfähle, welche sie von ferne gesehen haben, billig in Erstaunen, und zwar der angenehmsten Art, versetzt.

Doch ist bei allem Festhalten an vaterländischer Art und einem Betragen, welches mitunter die Eindrücke der Fremde wie verwischt erscheinen lassen mag, nicht zu leugnen, daß an angenehmem Entgegenkommen und dem Mangel gewisser bäuerischer Eckigkeiten, die, obwohl nicht bös gemeint, doch mitunter lästig fallen, der Einfluß geschäftsmännischen Treibens in der großen Welt sich erkennen läßt. Wie es Leute gibt, die aus der „Civilisation“ vorzugsweise das Widerwärtige mit nach Hause bringen, so bemerkt man hier und dort an solchen Lechthaler Heimgekehrten die erwünschteren Folgen, die aus dem Herumgestoßenwerden in dem brausenden Wirbel des Menschenkampfes gewonnen werden. Dies ist ein Titel der Anziehungskraft des Thales, der auch nach seinen hohen Bergen noch genannt werden soll. Es ist dem Wanderer, der abgehetzt sich irgendwo erfrischen will, angenehm, wenn er, bevor ihm nur ein Trunk vorgesetzt wird, nicht von der Neugierde jene Reihe von Fragen gestellt bekommt, deren erste unabänderlich lautet: „Wo bleiben S' denn, mit

Verlaub?“ und deren weiterer Verlauf an die Interrogatorien der vormärzlichen Thorwarte erinnert. Die gewöhnliche Bauern-Neugierde läßt sich mit dem gespannten Dampf vergleichen, der den Kessel zersprengen will — sie muß sich Luft machen. Der Verfasser hat es mitunter für gerathen gefunden, ohne die bekannten Fragen abzuwarten, schnell Alles herzusagen, um nur zu Ruhe und schleuniger zu erwünschtem Trank und Speise zu kommen.

Wie gesagt, diese Bauern-Unsitte ist im Lechthal vor den eingeschleppten Ueberlieferungen gewichen. Im Uebrigen aber verspürt der Wanderer durchaus nichts von jener Verquickung kluger Weltläufigkeit und städtischen Eigennutzes mit biderber Aelplerei, welche in Tirol vorzüglich den Zillerthalern zugeschrieben wird. Wenn Künste und andere edle Uebung im Thale betrieben werden, so weichen Diejenigen, welche sich ihnen hingeben, nicht vom heimischen Brauche in weitesten Sinne. Und es gibt deren nicht wenige, die außerhalb ihres Thales im Reiche der Geister bekannt geworden sind. Im armseligen Dörflein Obergiblen steht das Geburtshaus des Malers Koch, der 1839 in hohen Ehren zu Rom starb, halb aus braunen Balken gezimmert, halb gemauert. Zu Elbigen Alp ist die, auch durch Schönheit ausgezeichnete Malerin Anna Knittel geboren, deren selbstangefertigtes Bildniß im Innsbrucker Ferdinandeum manchen Beschauer länger festgehalten hat, als das Wamms Andreas Hofer's oder ein vielgedeuteter römischer Votivstein, den die glaubenseinheitliche Erde achtzehn Jahrhunderte lang bewahrt hat. Ein fleißiger Sammler und um

die Jugend hoch verdienter Mann ist Falger zu Elbigen Alp, von dessen Thätigkeit in der Steindruck-Kunst und Verdiensten um die Kenntniß des Heimat-Thales in manchem Buche zu lesen ist. Auch darf Christian Schneller nicht vergessen werden, gebürtig in einem kleinen Häuschen dort, wo der von Mädele kommende Bach aus der furchtbaren Klamm gegen Holzgau zu Tage tritt, ein gelehrter Sprachforscher und Kenner der romanischen Mundarten, die im Süden des Berglandes gesprochen werden. Und hinten in Gramais, einer wilden Schlucht, deren Bach sich bei Haselgehr mit dem Lech vereinigt, haust noch heute ein in's Astronomische übersetzter Peter Anich, ein Bauer, von dem die Kunde geht, daß er Sonnen- und Mondesfinsternisse voraussagen könne gleich dem Kalender, so wie den Auf- und Niedergang sämmtlicher Gestirne vorher bestimme.

So hat es denn an geistiger Rührigkeit niemals gefehlt im Lechthale, und ebensowenig fehlt es in der Chronik derjenigen Kaufleute, welche auf den Weltmärkten zu Wohlstand gelangt sind, an Namen, die dem verborgenen Thale der rhätischen Alpen entstammen.

Die behäbigste und freundlichste Ansiedlung des ganzen Thales ist zweifellos Elbigen Alp mit seinen weißen Häusern und Kirschengärten. Ueberhaupt tragen die Ansiedlungen des oberen Thales, etwa von Haselgehr an, ein anderes Aussehen zur Schau, als die um Weißbach. Mit Ursache mag sein, daß die breite Sohle des oberen Thales von gewinnbringenden Wiesen, die des unteren dagegen von dem Gerölle des feindlich ausgebreiteten Lech bedeckt ist. Sprichwörtlich ist das Elend

solcher Seitenschluchten des Lechthales, wie Namlos und Bschlaps, deren Bevölkerung auch, dem wirthschaftlichen Zwange weichend, von Jahr zu Jahr abnimmt und Wohnsitze verläßt, welche sie niemals hätte dauernd einnehmen sollen.

Das obere Thal hat, wie erwähnt, einen von dem des unteren ziemlich verschiedenen Charakter. Unten ist es nicht mehr ausschließlich die weiße Fläche des Lechschotters, auf welcher die Berge mit den vielfarbigen Schatten ihres Faltenwurfes aufstehen, sondern breite grüne Anger und Wälder, auch Kirschbäume, mit deren Blüthen an Weiße die hohen Wasserfälle wetteifern, die oben wie lautlos und unbeweglich an den Felsen hängen.

Auf diesen Auen sieht man auch die grauen „Heinzenschöpf“ zerstreut umherstehend, deren endlose Anzahl Kunde gibt von dem Reichthum an Heu, welches die Lechthaler längs der Ufer ihres Flusses sammeln. Diese Heinzenschöpf sind kleine Stadel, in welchen die zackigen Stangen (Heinzen) aufbewahrt werden, um welche herum man im Sommer das Heu aufhäuft. An die Heinzen knüpft sich im Uebrigen eine Ueberlieferung von Heldenmuth tirolischer Weiber, welche verschiedenartig abgeändert im ganzen Berglande wiederkehrt. Es wird berichtet, daß die Weiber des Lechthales, als während des dreißigjährigen Krieges die Schweden ihre Raubzüge bis hieher ausdehnten, einer Anzahl solcher Heinzen allerlei Lappen umhängten, wodurch sie für die Feinde das Aussehen von so und so vielen Landesvertheidigern erhielten und dieselben zur Umkehr nöthigten. Der Brauch, welcher noch heute zu Elbigen Alp und Holzgau herrscht,

daß die Weiber beim „Opfer“ in der Kirche den Vortritt vor den Männern haben, soll sich auf jene ihre schlaue Heldenthat beziehen.

Trotz dieser ausgedehnten Wiesenflächen und Anger, an denen die Dörfer des oberen Thales stehen, steht dasselbe an überraschender Entwicklung des Hochgebirges und anderem wilden Zubehör keineswegs dem unteren nach. Ein prächtiges Bild beispielsweise ist die Einmündung des Bschlapser Thales, wo die Holzknechte auf den Kiesbänken die Triftstämme aus der blauen Fluth des Bergbaches holen und die unterspülten, geneigten Lärchen des Lechufers ihre schwarzen Schattenzacken auf die empörten Wellen werfen.

Schön sind auch die steilen Graslahnen oberhalb Haselgehr, welche dem Unkundigen gefahrdrohend dünken wegen der Lawinen, die von ihnen zum Dorfe abrollen möchten. Aber auf so jähen Hängen vermag sich niemals so viel Schnee anzusammeln, daß er den Ansiedelungen der Tiefe verderblich werden könnte. Kaum niedergefallen, wälzt er sich in harmlosen Ballen hinab.

Jöcher von ähnlicher Steilheit überragen im Norden Elbigen Alp. Da tummeln sich an den sonnigen, vom Schnee fast stets befreiten, hohen Halden zur Winterszeit die Gemsen, den Elbigen Alper Jägern eine peinliche Lockung.

Vierzehntes Capitel.

Vaduz, Metropole von Liechtenstein.

Die Schweizer haben in ihrem Lande nur eine einzige Festung. Das ist der Luziensteig, ein ziemlich verwahrlostes Gebäude. Es erhebt sich inmitten eines Tannenwaldes über den Rhein. Statt vaterländischer Krieger bewegen sich Kühe im Hof und zwischen den Mauern, welche das hohe Gras abweiden, das in diesem ungefährlichen Bollwerk wuchert.

Der Leser fragt: „Wo ist denn dieser Luziensteig?“ und die Muse der Erdbeschreibung antwortet: „Ganz hart an der Grenze jenes winzigsten der deutschen Vaterländer, an welches du vielleicht niemals mehr erinnert worden bist, seit du auf der Schulbank gelernt hast, daß es dem durchlauchtigsten deutschen Bunde ein Heer von fünf und fünfzig Mann zuführte.“

Liechtenstein! Ja, du bist's, in welchem die germanische Art, sich an „berechtigten Eigenthümlichkeiten“ zu ergötzen, es zu einem Staatengebilde gebracht hat, zu welchem der Plan auf dem Rathhause „derer Lalenbürger“ entworfen worden zu sein scheint. So verworren, wie die Erdschichten Liechtensteins aus fast allen Perioden unserer Kugel, sind die „staatsrechtlichen“ Beziehungen seiner Bürger. Wer dieselben Deutsche, Schweizer oder Oesterreicher nennen wollte, hätte nahezu gleichviel Recht oder Unrecht. Wir wollen denn auch der Entscheidung

dieser Frage keineswegs vorgreifen. Uns beschäftigt ein Blick, den wir auf dem Spaziergange in das wunderliche Ländchen werfen.

Von seiner Südmark beim Luziensteig bis zu seiner Nordmark bei Galmischl besteht es aus Wald, Garten und dem flüchtigen Boden, welchen der Rheinstrom bald hier- bald dorthin trägt. Schilfauen, Maisfelder, Rebengelände und schöne Hochwälder wechseln. In dieser Beziehung, der Abwechslung, übertrifft der „Staat", den ein Fußgänger in etwa sechs Stunden nach seinem Meridian durchschreitet, allerdings manches der weiteren Vaterländer.

Ohne erschütternde Zwischenfälle hat er die Zolleinigung mit Oesterreich vollbracht. Dagegen wußte er sich vor dessen Papiergeld zu hüten, und wenn auch der Liechtensteiner Bürger in Gulden rechnet, so versteht er darunter nicht die bekannten grün und schwarz bedruckten Zettel, sondern die Metallstücke mit der stolzen lateinischen Inschrift, welche die Königs- und Fürstenkronen des Ostreiches aufzählt. Nicht minder hat er die ehrenvolle Last der Vaterlands-Vertheidigung, damit freilich auch die Lorbeeren des Sieges, von sich ferngehalten. Seine Erinnerungen an den Wehrstand bestehen nur in einer kleinen Pension, welche er an den Herrn von Falkenhausen auszahlt, der einst sein Bundesheer einübte und dieselbe friedlich irgendwo in Baiern verzehrt. So können denn die Männer im Sommer „draußen" nach Art der Schweizer und Vorarlberger sich ein Stück Geld verdienen und im Winter, wenn der Strom gering ist, an der Bändigung des Rheines

arbeiten. Denn auch dieses Ländchen hat seine, für uns Deutsche nunmehr glücklich abgesetzte, Rheinfrage. Nur bedroht sie es nicht mit gallischer, sondern mit sündfluthlicher Verwüstung. Und ich fürchte, diese Rheinfrage wird sich länger in der Schwebe halten, als jene andere „Frage", die mit dem vielbegehrten Strome zusammenhängt.

Dem mag nun sein wie immer — unser Erdtheil hat wenige Ländchen, wie dieser reizende Winkel.

Man frage einmal an diesem obersten Laufe des Rheines, wo er noch weder Deutschlands Strom noch Deutschlands Grenze ist, die alten Weintrinker nach der Clevener*) Traube. Sie würden den Kopf schütteln und euch von der Traube erzählen, die zu Vaduz um den Schloßberg herum wächst. Denn es ist zu bemerken, daß die Residenz dieses neutralsten aller Länder mitten zwischen Gärten steht, aus welchen im Herbst purpurne Trauben geholt werden. Aus den Fenstern der lobenswerthen Herberge zum „Löwen" dortselbst sieht man wohl in der Ferne die weißen Firste von „alt fry Rhezien" und näher jenseits des blinkenden Stromes die grünen Hänge des Appenzeller Landes — so weit aber der Blick die Nähe der engsten Heimat umfaßt, findet er sie von Reben und wiederum von Reben bedeckt.

Aus den Kreidehügeln quillt der rothe Saft. Ich rathe, an einem Juli-Abend euch an jenes Fenster zu setzen und die Sonne zu betrachten, deren Schein,

*) Chiavenna.

roth wie der Vaduzer Wein in euerem Glase, immer höher und höher zu den Graten hinanklimmt. Vielleicht preist ihr Denjenigen, welcher ringsum den unabsehbaren Garten anlegte, höher als Lucius, den alten britannischen König der Fabel, der dort beim „Luziensteig“ den Rhätiern das Christenthum in's Land brachte. Der Duft der Rebe und der Lindenblüthe mag euch die Sinne verstricken und euch vom Geiste des fünfundsechziger Saftes (des berühmtesten) hinaustragen lassen in alle diese Herrlichkeit: über die weiten Pflanzungen zu den Lindenbäumen, deren süßer Hauch zum Fenster herein quillt, zu den glührothen Höhen der Flavena-Alp, in die alten Zeiten Theodorich's, des Königs der Ostgothen, und in die noch älteren, von denen die Felsen über dem Schloßberg untrügliche Zeugnisse ablegen.

Ueber dem Rauch von der Flamme, an welcher sich eine Familie der Dörcher, der Zigeuner von Tirol, das erbettelte Stück von einem im Stalle verendeten Schaf zubereitet, erheben sich Felsen, und in den Felsen stecken, wie gelehrte Kenner der Erdrinde versichern, die Ueberreste der allerältesten Käfer, die jemals im Staube dieser Welt herum gekrochen sind. Wie mag es zu jener Zeit auf der Scholle ausgesehen haben, auf der jetzt die Dörcher, ein „Ungeziefer“ seltsamerer Art als jene versteinerten Sechsfüßer, für eine Nacht ihren Wanderkarren zur Ruhe gestellt haben!

Es gibt vom Luziensteig einen näheren Weg zur Residenz-Stadt Vaduz, als den gewöhnlich betretenen, welcher durch Wald und an Steinrissen vorüber, manchmal aber auch durch Schlammebenen führt, aus welchen

noch die Halme des Saatfeldes hervorschauen, das der Rhein da begraben hat.

Dieser andere Weg hält sich knapp an dem Abfall der steilen Felsen in den Fluß. Ihm vertrauen sich meist nur „arme Reisende“ an, Schicksalsgenossen der Dörcher, welche dem Verlangen der Helvetier, an der Grenze eine Baarschaft von zehn Franken aufzuzeigen, sich auf halsbrecherische Weise entziehen. Denn es verlautet Kunde von Manchem, der herabglitt und im Strom ertrank.

Wohin das Auge schaut, Mächtigkeit der Berge und Schönheit der Erde — aber auch Schlagbäume und Grenzen. Ein Ländchen wie dieses besteht nur aus Grenzorten.

Uns, welchen am duftigen Fenster der Wein die Einbildungskraft anfacht und die Gedanken über ihre gewöhnlichen Kreise erhebt, mag Solches seltsam dünken. Wie kommt die Menschheit dazu, sich durch Schranken abzusperren und sich das Leben mit den vielen Dingen sauer zu machen, welche eine „Grenze“ unter allen Umständen mit sich bringt? Man frage aber einmal unseren Tischgenossen, einen breitköpfigen Liechtensteiner, ob er Gefallen an seinen Grenzpfählen habe oder nicht. Er wird euch antworten, daß er mit seinen Nachbarn nicht tauschen möchte, am ehesten schließlch noch mit Einem, der in der Schweiz drüben wohnt.

Es gibt nicht wenige Menschen, welche das Idyll eines solchen (im wahrsten Sinn des Wortes „beschränkten“) Daseins beneidenswerth halten und aus dem Stillleben, in welchem Jene zwischen ihren vielen

Pfählen hinbrüten, Nutzanwendungen ziehen, die für uns unruhigere Geister lehrreich sein sollen. Wir danken für die Zumuthung und erwidern, daß es nichts Selbstsüchtigeres, Schmarotzerhafteres, Unnützeres gibt, als eben ein solches „Vaterland“.

Ein solcher Kleinstaat lebt in der Menschheit geradezu auf Regiments-Unkosten und befindet sich dabei so wohl, wie ein Mann, der nichts wirkt und nichts beisteuert, sich befinden kann. Will der Vater seinen Buben Latein lernen lassen, so schickt er ihn über die Grenze. Die Deutschen oder die Schweizer halten ja solche Schulen und bezahlen sie. Will er reisen, andere Leute unterhalten die Straße von seiner „Grenze“ an. Soldaten braucht er keine, weil Andere da sind, ihn zu schützen, wenn ihm Jemand etwas anthun will. Hat er einen Proceß, so findet sich wohl in Feldkirch ein Gericht, welches die Oesterreicher unterhalten, auch gibt es in Oesterreich Oberlandesgerichte, an welche er appelliren kann. Kurzum, was weit und breit herum die Völker mit Opfern schaffen, das ist auch für ihn da, und er setzt sich an den Tisch und langt zu, ohne nach der Zeche zu fragen. Der Jammer Frankfurts beispielsweise, als es durch Einverleibung in den deutschen Staat daran erinnert wurde, daß es nicht nur Rechte, sondern auch Pflichten in einem Volke gibt, war auch solch Liechtensteinischem Temperamente entflossen.

Wer seine Ehre darein setzt, sich füttern zu lassen, der thue es. Wer ein Schmarotzerdasein genießen und kostenfrei vom Baum der Menschheit essen will, der entwickle kleinstaatliches Selbstbewußtsein.

Damit will ich jedoch keineswegs geleugnet haben, daß alle Leute in der Welt möglicher Weise so ruhig leben könnten wie die Liechtensteiner, denen der Nachtwächter vielleicht einzig und allein die Bewegung des öffentlichen Lebens darstellt. Aber dazu müßte die Welt eine andere sein und aus ihrer episch-tragischen Tonart zur Bukolik herab gesänftigt werden. Und daß solches geschehe, davon fehlen die Anzeichen.

Es wäre hier der Ort, eine poetische Erinnerung aus Haller's „Alpen" einzuflechten, an denen sich unsere Ahnen erbauten. Die Obstanger an den Berghängen, aus welchen die kleinen, rothen Kirschen hervorleuchten — die Kühe, welche in den Flußauen des breiten Rheines klingeln — die Berge, unten grün, oben nackt und gluthroth im Abendstrahl: das gäbe wohl Stoff zu wohl gesetzten Lyrismen. Ich verschone meine Leser damit und mache sie lieber auf die anmuthigen Mädchen des Landes aufmerksam, die in ihrem gelben Kopfputz oder auch mit der Haube geziert, die man nach ihrer Form den „Heiligenschein" nennt, sich durch Holdseligkeit vor den anderen Töchtern dieser Berge hervorthun.

Auch kann hier, wenn vom Behagen der „Nation" die Rede ist, des Fürsten gedacht werden. Dieser hat es kaum weniger behaglich, als die souveränen Liechtensteiner selbst. Denn ihn umstrahlt des „Thrones Glanz", ohne daß er es deshalb nöthig hätte, sich in dem etwas eintönigen Leben seiner Residenz zu langweilen. Die meiste Zeit haust er in seinem Palaste zu Wien, und er zeigt sich den Unterthanen nur, wenn ihn dringende Regierungsgeschäfte in's Land

rufen, oder, nach anderer Version, wenn das Bedürfniß der Sommerfrische oder der Jagd ihn aus der Stadt treibt.

Wohl mag es den Einen oder Anderen geben, welcher der Ansicht wäre, daß die Liechtensteiner sich selbst dieses Luxus entschlagen könnten. Aber abgesehen davon, daß er ihnen nichts kostet — Seine Durchlaucht thun's umsonst, ohne Civilliste — wird auch hier die „Stabilität der höchsten Gewalt" nach Gebühr gewürdigt. Dieser Würdigung verdanken es denn auch die Liechtensteiner, daß das böse Beispiel der Schweiz drüben ihre guten Sitten noch nicht verdorben hat, und daß sie es, gleich anderen begnadigten „engsten" Vaterländern vielleicht noch zum zwei- bis vierundsiebzigsten des Namens ihrer Herrscher bringen können.

Fünfzehntes Capitel.

Wohnhäuser und Bäder in Tirol.

Die Wohnhäuser des Berglandes unterscheiden sich selbstverständlich im Aeußern und Innern ebenso wie sich das Leben der Menschen und dieses, wie sich die Bedingung des Himmels und der umgebenden Natur von einander unterscheiden.

Ich beabsichtige hier nicht, die Verschiedenheit der Wohnstätten im deutsch und im italienisch redenden

Theil des Landes hervorzuheben, denn diese sind, gleich dem Wesen der entsprechenden zwei Völker, Dinge von so entgegengesetzter Art, daß sie nicht mit einander verglichen werden können. Wir beschränken uns vorläufig auf eine Ausmalung der verschiedenen Erscheinungsformen, in welchen uns die Wohnstätten der deutschen Bergbewohner erscheinen.

Zuvörderst ist die Bemerkung zu machen, welche keiner näheren Erläuterung bedarf, daß ein mehr behäbiges und freundliches Aussehen meist im Einklange steht mit dem Boden milderer und fruchtreicherer Thäler.

Betrachtet man sich die Wildniß irgend eines Tauernthales — die spärlichen Gerstenhalme auf dem Gries des Flusses, der unablässig mit Verheerung droht, den Bach, der seitwärts her in jähem Gefäll mitten durch die Hüttengruppe hindurch über ungeheuerliche, von ihm selbst herabgewälzte Blöcke sich in den Fluß stürzt, die tiefen Schneehaufen, welche da noch Alles bedecken, während in den milderen, tieferen Thälern schon längst der Kukuk singt und die Maiglöckchen im Buchenwald glänzen: dann begreift man das feste, aus mächtigen Lärchenstämmen gezimmerte Haus, welches vornehmlich die Unbilden der Luft und des Wassers abwehren soll. Schwarzbraun erhebt es sich vom steilen Wiesenhange, und sein blockhausähnliches Aussehen zeigt, daß hier die vier Wände und das Dach noch keinen anderen Zweck zu erfüllen haben, als denjenigen, welchen der Mensch in den einfachsten Stufen seiner Entwicklung damit verbindet, den des Schutzes vor einer feindseligen Natur. Es erinnert an die Zeit, in welcher unsere

Ahnen nur wohlthätige und übelwollende Götter kannten, und es will uns dünken, als ob die letzteren sämmtlich da heraußen am Fuße der nahen Ferner, in den Lawinenfurchen und im trümmerbesäeten Bachbett ihr Wesen trieben, während die ersteren unter dem wärmenden Obdach ihre freundlichen Hände ausbreiten.

In den kalten Hochthälern ist der Deutsche überall dem Holzhause treu geblieben. Doch gibt es in der Anlage desselben verschiedene Abstufungen, und wenn in den allerunwirthlichsten und den dem menschlichen Gedeihen hinderlichsten Einöden des Hochgebirges der Stumpfsinn des von allen Seiten bedrohten Aelplers sich mit den plumpsten Formen begnügt, die fast mit denen der Sennhütten im Gebirge übereinstimmen, so gestaltet sich doch das Wohnhaus in Thälern, die schon wieder um einige Stufen dem Verkehre der Menschen näher stehen, in einer Weise, welche anzeigt, daß sich mit dem Verkehr und dem näheren Zusammenwohnen auch jenes Bedürfniß wieder zu regen beginnt, welches man in seiner weiteren Entwicklung das „künstlerische“ zu nennen pflegt.

Statt des rohen Blockhauses mit winzigen Gucklöchern, die weder dem Lichte noch der Luft den nothwendigen Zutritt verschaffen und fast mehr den Zweck zu haben scheinen, den Qualm der finsteren Stuben festzuhalten, als den Blick nach der freien Himmelswölbung zu vermitteln, erscheinen bald zierlich gezimmerte Wohnstätten mit glatten Außenwänden und schmucken Altanen, Spielzeug in großem Maßstabe nicht unähnlich.

Solche Häuser — bei welchen der Leser an die chalets suisses denkt, deren Geschmack sich, wie der an Bauern-Romanen, in die sogenannte feine Welt eingebürgert hat — findet man in vielen Gegenden des Berglandes und hie und da selbst über seine südlichen Grenzen hinaus. So ist ein Theil des Dorfes Sapada, dessen Grund zum italienischen Königreich gehört, welches von der jugendlichen Piave durchrauscht und von wackeren Alemannen bewohnt wird, in dieser Weise aufgebaut, und an den zierlichen Dächern fehlen selbst die bekannten „Schneespreizen" nicht, welche dieselben gegen die übermäßige Belastung durch winterliche Niederschläge stützen.

Häufiger noch ist die Verbindung von Holzbau und Mauerwerk, wo dann der Holzbau den oberen Theil des Hauses, die oberen Stockwerke bildet und auf dem Mauerwerk ruht, welches die besseren Stuben umschließt. Der Gegensatz der braunen Farbe der Lärchenstämme und des weißen Gemäuers ist nicht ohne Reiz, und es wird sich mancher Wanderer mit Vergnügen an jene Wohnstätten erinnern, vor deren Fenster selten der Flieder fehlt, der in der Mitte des Sommers seine duftigen Dolden und am Ende die schwarzen Beeren gegen dieselben neigt — er wird auch noch die andern Fenster in seiner Vorstellung bewahren, vor welchen eine hohe Wand gleichmäßig abgesägter Holzscheite wie eine zweite Mauer aufgeschichtet ist, so daß die Scheiben hinten erst durch einen kleinen Tunnel von Holzscheitern erblickt und erreicht werden — darüber das alte braune Christusbild an der Stelle, an welcher das

Mauerwerk und der Holzbau zusammenstoßen — darüber vielleicht im Lärchenwald ein schaumiger Wasserfall, der sich zwischen den Wipfeln verliert, und neben dem Hause selbst das Plätschern eines Brunnens, dessen kaltes Wasser vielleicht von jenem Sturze durch die Erde her durchgesickert ist.

Rings um das ganze Haus herum läuft ein dichter Zaun, in welchem schattige Eschenbäume stehen. Vielleicht hängt an irgend einer der Eschen wieder ein weißes Kreuzbild, und sprudeln auch aus irgend einer Röhre, welche sich durch die weißdoldige Wiese zieht, Wasser, wie aus dem Lärchenstamm des Brunnens. Im Schatten der Eschen liegen abermals Haufen von Holzscheitern, Schäffel und andere Holzgefäße, und durch die Wege zwischen den Zäunen treiben die Hühner ihr lärmendes Wesen.

Aber nicht nur Wohnhäuser, sondern auch kleine Capellen findet man in den Hochthälern und auf den Jochübergängen des Berglandes nicht selten zierlich aus Holz gezimmert. Hohe Lärchen umstehen vielleicht das kleine Heiligthum, aus Stämmen errichtet, welche noch vor kurzer Zeit mitten unter ihnen grünten und den Vögeln des Himmels ein Obdach boten.

Man weiß, kann es auch aus alten Karten, wie zum Beispiel der des Peter Anich ersehen, daß vor Zeiten mancher Weg, welcher heute eine künstlich gebaute und siegreich durch alle Schwierigkeiten des Hochgebirges geführte Prachtstraße ist, ein Saumpfad war, welchen nur die Züge klingelnder Maulthiere oder elende Karren mit Mühe überschritten, daher stand auch dort, wo neben

solchen Straßen heute ein stattliches, städtisch aussehendes Posthaus sich erhebt, damals nur eine hölzerne Blockhütte oder ein anderer Holzbau in irgend einer der von uns geschilderten Arten. Nahe an den belebteren Verkehrswegen nehmen die Holzhäuser überhaupt ab, und Neubauten aus Holz werden schwerlich wo anders mehr aufgeführt, als auf dem Mittelgebirge oder in hohen Seitenthälern, wohin bis auf den heutigen Tag kaum ein erträglicher Karrenweg führt.

Die echten behäbigen, mit allerlei Bequemlichkeit und altväterischem Zierrath reich ausgestatteten Häuser des Berglandes muß man längs der seit Jahrhunderten belebten Straße suchen, längs welcher ein stets reger Verkehr zwischen Deutsch- und Wälschland Wohlstand und selbst Reichthum durch geraume Zeit, bis auf unsere Eisenbahn-Aera herab, verstreut hat. Dazu kommt, daß im Ganzen das Bergland auch weniger von den Gräueln heimgesucht wurde, welche das übrige Deutschland seiner Zerrissenheit, seinen religiösen Wirren und anderen Umständen zuschreiben mag.

Der dreißigjährige Krieg, in welchem der alte, behäbige, bürgerliche Wohlstand unseres Vaterlandes vollständig zu Grunde ging, berührte Tirol verhältnißmäßig nur wenig, und deshalb trifft man auch kaum in irgend einem deutschen Lande so viel edeln Hausrath, wie er als Zeuge jener Zeit, in welcher die Deutschen noch ein prunkliebendes Volk waren, fast überall verschwunden, oder in Museen, Raritäten-Kammern und Trödelbuden der Antiquare gewandert ist. Freilich haben herumreisende Schlauköpfe unter diesen letzteren schon

mit großem Erfolge Plünderungen angestellt, und manches herrliche Getäfel, welches einst einen bäuerlichen Ansitz oder eine der zahllosen „Burgen“ des Landes schmückte, liegt nunmehr im fernen England oder Amerika, als Schaustück eines rastlosen Sammlers. Dennoch aber wird noch heute längs der alten Heerstraßen, wohin Jahrhunderte lang das Geld von allen Seiten her geschleppt wurde, der Wanderer sich nicht selten über die massiven Bogen seiner Herberge, über die großen, gewölbten Gemächer, über das kunstfertige Schnitzwerk im Zirbengetäfel, über die glänzenden emaillirten Prachtöfen, die altersschwarzen Schreine, die zierlichen Figuren des eisernen Schlosses, die sinnig geformten Gitter und über die künstlerische Durchbildung einer Menge von Hausrath wundern, nach dessen Aussehen man heutzutage nicht mehr fragt, wenn er nur den Forderungen der allergemeinsten Nützlichkeit entspricht. Solche Häuser stehen im Unter-Innthale, an der altberühmten Brennerstraße, im Pusterthal und im Etschland.

Manche von ihnen fallen schon von außen betrachtet durch ihre mächtigen Erker oder auch durch Malereien auf, welche meist Personen der heiligen Geschichte, Propheten und fromme Helden darstellen.

Aber auch abgesehen von solchen Gebäuden, welche nach unsern heutigen Begriffen fast ein Mittelding zwischen Haus und Schloß darstellen, gibt es in den bezeichneten Gegenden viele Wohnhäuser und Herbergen, welche durch ihr stattliches und sauberes Aussehen die Augen des Vorübergehenden erfreuen. Lans beispielsweise, an der alten „Salzstraße“, welche von

Hall um den Abhang des Patscher Kofel herum über das Innsbrucker Mittelgebirge nach Matrei führt, ist ein so schmucker Ort mit weißen, einladenden Häusern, wie nur irgend einer in den Alpen.

Die zahlreichen Gasthäuser an der Heerstraße sind meist durch eine gemalte Guirlande von blauen Trauben und grünem Rebenlaub ausgezeichnet, welche sich anmuthig um das stattliche Portal herum schlingt. Manchmal umfaßt ein solcher Kranz auch das mächtige Bildniß eines Heiligen oder der Gottesmutter, welche ein ungenannter Künstler in frischen Farben auf der blendend weißen Wand angebracht hat.

Dem Hause gegenüber, unter der Linde des Dorfes, bemerkt man nicht selten über dem Brunnen irgend eine buntfarbige Schnitzerei, beispielsweise die beturbanten drei Könige aus dem Morgenland mit dem Stern über dem klaren Wasserstrahl oder einen sich selbst die Brust aufreißenden Pelikan wie zu Lanersbach in Dux.

Im Innthal sieht man vielleicht mehr auf eine weiße, saubere Außenseite der Häuser, als in den andern Gegenden des Landes. Auf erfreuliche Weise kommt dieser Gewohnheit die Bauart überhaupt zu Hilfe. Denn die Häuser stehen meist zwischen Obstangern verstreut oder von wohlgepflegten Gärten umgeben — ein Anblick, welcher mit einen der zahlreichen anmuthigen Gegensätze bildet zum wälschen Theil des Landes, wo die schmutzigen, verwitterten Mauern eines Dorfes sämmtlich zu einem wüsten Klumpen zusammengehäuft sind.

Ein solches Dorf gleicht mehr einem anmuthigen Blüthenanger, in welchem hie und da Häuser stehen, als

einem zusammenhängenden Dorfe mit Gärten. Und draußen, jenseits der Häuser, rauschen die Maisfelder, oder reicht manch duftige Strecke des Lärchenwaldes von den grünen Berghängen herab. Einen sehr anmuthigen Anblick gewähren auch viele Ansiedlungen in der Hauptsohle des Zillerthales.

Dort, unter der Bevölkerung bajuwarischen Stammes, welche so ziemlich den nordöstlichen Winkel des Landes einnimmt, haben sich die Häuser mehr jenen Styl erhalten, der die Berghöfe in Steiermark, Oberösterreich und den baierischen Alpen kennzeichnet. Man sieht dort die weißen oder mattgelb getünchten Häuser von weniger massiven Mauern, deren Thüren Robinien beschatten, und vor welchen niemals das rothe, von wildem Wein umrankte Gartenhäuschen fehlt. Der Obstbäume und der Blumen zwischen den Häusern scheint beispielsweise zu Zell die Menge noch eine weit größere zu sein, als im Innthale zu Wörgl, Wattens oder Telfs.

Eine ganz besondere Erwähnung verdienen die Badehäuser oder „Badeln", eine Einrichtung, mit welcher freilich heute Tirol unter den deutschen Ländern ziemlich vereinzelt dasteht, welche aber in Wirklichkeit auch weiter nichts ist, als ein Ueberbleibsel aus einer Zeit, in welcher das allgemeine Bequemlichkeits-Bedürfniß und die Sucht nach leiblicher Erquickung und Erholung größer waren als heute — ein Ueberbleibsel aus der nämlichen Zeit, welcher wir manches ansehnliche Gebäude und manch wuchtigen Hausrath im Berglande verdanken — aus jener Zeit, deren Andenken uns im übrigen Deutschland durch den Rauch von Brandstätten und Trümmern verdüstert und umhüllt ist.

In Tirol baden noch heute die Bauern, in Tirol begeben sich die Bauern auf Vergnügungsreisen und Sommerfrischen in klimatische Curorte und zu Gesundbrunnen, gleich wie in der gebildeten Welt jenseits der Berge das blutarme und geldreiche Stadtvolk. Daß solche Sitten nicht in verderblichen Luxus ausarten, dafür bürgen die äußern Umgebungen und der innere Anblick derjenigen Oertlichkeiten, an welche sie sich zum Betreiben solcher Kurzweil hinbegeben.

Es versteht sich von selbst, daß hier nicht von jenem Badebesuch die Rede sein soll, wie er wegen schwerer Gebrechen und Krankheiten auch von armen Leuten der hilflosesten Stände nach den berühmtesten Gesundbrunnen der Alpen wie etwa nach Bormio oder Gastein hin gepflogen wird, wo die öffentliche Armenpflege und die Mildthätigkeit der Stiftungen selbst dem Bedrängten Gelegenheit zur Wiedererlangung seiner Gesundheit geben.

Es soll hier im Gegentheile von Luft- und Lustbädern die Rede sein, welche den eigentlichen Sommerfreuden gewidmet sind.

Ihren Ursprung haben diese sicherlich im Etschlande. Dort mag es dem Gothen und Alemannen leicht zu heiß werden, wenn der Sommer im tiefen Thale brütet, die Cicaden an den braunen Wänden der Porphyr-Gebirge lärmen und die Nacht mit ihren summenden Blutsaugern und der stockenden Schwüle mehr Qual als Erholung bringt.

Im Etschlande waren auch die Bildung der Mittelgebirge mit ihren bewohnten Hochflächen, sowie manch

einmündendes Seitenthal, das sich hoch in die Berge hinaufzieht, bis dorthin, wo schon Nadelholzwälder stehen und kühle Bäche rinnen, den Wünschen Derjenigen, die in der Bergluft sich von dem Qualm des Tieflandes zu erfrischen sehnten, besonders günstig. Die Höhen zwischen Meran, Sarnthal, Bozen und Klausen, das hochgelegene Pusterthal mit seinen Seitenthälern sind bequeme Zufluchtsstätten.

Auch liest man in alten Büchern, daß die Etschländer sich gern in's obere Vintschgau, besonders aber nach Worms (Bormio) begaben, wo in einer Höhe von fast viertausend Fuß über dem Meere nicht nur heiße Heilquellen aus der Erde sprudeln, sondern auch aus den Klüften der vereisten Ortler-Gruppe manch kühler Luftzug herabkommt, welcher die Weingärten an der Etsch nicht mehr erreicht.

Vom südlichen Theile des Landes aus, insbesondere aus dem Burggrafen-Amt und dem Bozner Becken hat sich die Sitte des „In die Sommerfrisch' Gehens" wohl über das ganze Land hin verbreitet, doch gehört keine besondere Beobachtungsgabe dazu, um wahrzunehmen, daß sie trotzdem nördlich des Brenners nicht so völlig festen Fuß gefaßt hat, wie in den südlichen Thälern. Der Grund davon ist leicht einzusehen. In den meisten nördlichen Thälern herrscht eben jenes Klima, welches die Etschländer aufsuchen, und während letztere, um solche Kühlung zu finden, die gepflasterten Saumwege ihres Mittelgebirges mit Schweißtropfen benetzen müssen, genießen jene den frischen Luftzug vor ihrer Thüre. Auch weiß im Etschlande wohl der letzte

Knecht und die geringste Dirne, sich zu irgend welcher Zeit des Sommers von den drückenden Pflichten des Berufes los zu machen und sich irgendwo mit Erlaubniß des Brodherrn, wenn auch nur auf wenige Tage, in der „Sommerfrische“ anzusiedeln, wo sie mit Standesgenossen zusammentreffen und sich für mancherlei Entbehrungen des Jahres mitunter in derber Weise entschädigen. Sommerfrischen trifft man allerdings auch in den kältesten Gegenden des Landes. Es gibt Leute, welche in irgend eine Alm hinaufziehen, die am Rande der Ferner liegt, und dahin nur Schmalz und Mehl mitnehmen. Sie theilen dort die Lebensweise der Hirten, hocken den ganzen Tag Tabak rauchend an dem nie erlöschenden Feuer und ziehen die rauhe Luft und den nebligen Himmel der Wildniß ihrem angenehmen Heim vor.

Im Pusterthale gibt es „Badeln“ ebensowohl in der Thalsohle als in den nördlich und südlich gelegenen Seitenthälern, und in mancher Gegend mag man wohl in einem Tagmarsche ihrer drei oder vier und noch mehr berühren.

Im Etschlande aber liegen die „Badeln“ alle in der Höhe, und es ziehen sich meist steile und beschwerliche Wege hinauf. Viel Schweiß muß die glatten Steine netzen, bevor man jene Höhen erreicht, deren Gesichtskreis von blauen Giebeln umgrenzt wird.

Solcher Gesichtskreis aber ist das Allerwenigste, um was sich die Sommerfrischler und die Badgäste zu kümmern pflegen.

Diejenige Zeit, welche sie nicht in den Wannen zubringen, worin sie sich im gewärmten Wasser der

Quelle baden, ist zum größten Theile solchen Vergnügungen gewidmet, wegen welcher es keineswegs nothwendig ist, in Seitenthäler zu wandern oder Berge zu erklimmen.

Im Uebrigen wird schon aus dem Baden so viel geselliges Vergnügen zu holen gesucht, als nur möglich. Tritt man durch den groben Vorhang, welcher da statt der Thüre dient, in die große Badestube, so erblickt man links und rechts eine Reihe von Wannen, in welcher die Herren Bauern plaudernd, viele davon auch rauchend sitzen.

Die Wanne ist bis an ihre Brust hier mit Brettchen zugedeckt, welche den aus dem Wasser aufsteigenden Dampf zusammenhalten sollen, damit er in den Körper eindringe und gehörig „wirke".

Mancher von diesen badenden Sommerfrischlern hat auch auf den Brettchen, die ihm gerade Hals und Arm frei lassen, ein Seidel Wein stehen, um über der äußeren Anfeuchtung die innere nicht zu vernachlässigen. Aber auch das Beten wird nicht verabsäumt und zu Zeiten verstummt das laute Geplauder vor den Formeln des Rosenkranzes.

Vor der rothen Hausthüre, die mit Kreuzen und dem bekannten J. H. S. gefeiet ist, dehnt sich eine Kegelbahn hin, mit welcher die Gäste sich mehr beschäftigen, als mit den Waldthälern und den Rosenhecken am schaumigen Bergbach.

Auf den Tischen neben der Kegelbahn geht von Morgens bis Abends der Wein nicht aus. Die Sommerfrische ist Manchen eine Phäakenzeit, in welcher das „Marenden" kein Ende nimmt. Ein gern gesehener Gast

bei den kleinen, ununterbrochenen Gelagen ist der geistliche Herr, der Capuciner oder irgend ein anderer Mönch, welcher in der kleinen Capelle, die neben keinem Badel fehlt, den frommen Bedürfnissen der Sommerfrischler genügt. Im Kloster betrachtet man solche Obliegenheit als die Ferienzeit eines Mönches und löst, damit mehrere fromme Väter die Wohlthat genießen mögen, den geistlichen Herrn im Badel immer nach einigen Wochen ab. Er befindet sich in der That nicht übel an solchem Ort. Ihm gebühren Ehrenplatz und die besten Bissen, und es versteht sich von selbst, daß die Anwesenden ihn mit einer Ehrfurcht umgeben, welche mitunter mehr dem Gewande gilt, als Demjenigen, der es trägt.

Hat die Quelle eines solchen Badels besonderen Ruf, so finden sich auch wohl Gestalten aus der Stadt ein, die indessen selten zu den Annehmlichkeiten des Ortes beitragen. Die „Herren“ unter ihnen begeben sich gern nach wälscher Art, die sich trauriger Weise auch immer mehr unter der deutschen, insbesondere der deutschen Stadt-Bevölkerung einnistet, auf die Vogeljagd, um die spärlichen Sänger zu vertilgen, welche ringsum im Walde sich des Sommers freuen.

So bewegt sich das Leben in diesen Sommerfrischen zwischen Baden, Essen, Trinken und Spielen. Gezecht wird meist in der schwülen Stube. Sind die Leute doch das ganze Jahr über genug in der frischen Luft und dünkt ihnen der übelriechende Qualm der Schenke, in welcher sie dichtgepfercht trinken und schreien, nicht minder einladend, als dem empfindsamen Fremdling der weihevolle Aether des Sommertages im geschmückten Walde.

In Sommerfrischen, wo nur Städter hausen, geht es wohl etwas weniger sinnlich derb, aber nicht minder mit wenig Witz und viel Behagen und noch größerer Langeweile her. Wunderlich sind in dieser Beziehung die Legenden, welche beispielsweise über die Sommerfrischen der Bozener in verschiedenen älteren und neueren Büchern gelesen werden.

Nach solchen Schilderungen zu urtheilen, zöge sich auf dem Ritten während der Hochsommermonate ein wahres Schlaraffenland hin, in welchem die wonnetrunkenen Ansiedler, des eigenen Behagens übervoll, auch noch die vorüberwandelnden Fremdlinge in ihre glückseligen Häuser nöthigten und dort eine Gastfreundschaft ausübten, welche man in weniger romantischen Ländern nur aus den Erzählungen und Ritter-Epopöen des Mittelalters kennt; in Wirklichkeit aber ist diese Gastfreundschaft gerade eine umgekehrte. Denn die städtischen Ansiedler auf dem Ritten, weit entfernt, sich an der Gesellschaft Zugereister zu ergötzen, trachteten hier und dort sogar das Auftauchen von Wirthshäusern in der Nähe ihrer Landsitze zu verhindern. Dabei leitete sie keineswegs die Absicht, den Fremdling dadurch zum Eintritt in ihre Gärten oder Gemächer zu zwingen, sondern das Bewußtsein, daß auf diese Art wegen Mangels an Obdach und Herberge den Eindringlingen jene grünen Höhen bald ganz und gar verleidet werden möchten. So herrscht also dort oben nicht deutsch-nordische Gastfreundschaft, sondern wälsche Ausschließlichkeit, und der Bozener Patricier verschanzt sich gegen andere Leute noch mannhafter, als er es im Uebrigen durch sein lautloses und gedrücktes Wesen schon in seiner Vaterstadt thut.

Auch im Norden wird der Fremdling gut thun, wenn er sich von den Annehmlichkeiten solcher Sommerfrischorte, so weit dieselben mit den anwesenden Menschen zusammenhängen, nicht zu viel verspricht. Dagegen mag er sich wohl der blauen Höhen erfreuen und der Bergfernen in der weiten Runde.

Wer kein Vernügen hat an gelangweilten Gesichtern, Stadtklatsch und gezwungener Munterkeit, die sich Jeder auf einige Wochen zudictirt, versuche es immerhin lieber mit den „Badeln", in welchen die Bauern hausen — er wird manches Genrebild in der Erinnerung davon tragen.

Fast hätten wir über unsere Bemerkungen den hervorragendsten Stand des Berglandes vergessen. Auch die geistlichen Herren verschmähen die Sommerfrische keineswegs. Zu St. Magdalena im Lisenserthal, auf der Waldrast, in der Pertisau am Achensee und vielen andern Orten findet man während des Sommers stets einzelne der ehrwürdigen Väter, welche auf luftiger Alpenmatte sich von den Klostergängen erholen.

Immerhin bleiben die „Badeln" eine anmuthige Eigenthümlichkeit des Berglandes, und Mancher wird irgend einen hellen Sommer-Vormittag, welchen er in der Nähe solcher einsamen Häuser zugebracht hat, nicht vergessen.

Wenn so über die dunklen Wälder her die Glocken summen, so hat er vielleicht an das Geläute in der schwülen Stadt gedacht, vom Gegensatze dazu eingeladen. Dort bedeutet es freilich nichts Anderes, als das, was es bedeuten will, das Hereinrufen der Menschen in die dumpfen Kirchen, das Zusammenströmen von geputzten

Männern und Weibern, den Vormittag, welchem ein Nachmittag folgt, der mit Lärm hingebracht wird.

Hier aber im Lande Tirol, auf dem Steg, der über die raschen, Kühlung hauchenden Wellen führt — im Schatten des Waldes — im Angesicht der Höhen, hinter welchen ein unbetretenes Eisgebirge aufragt — am Strande, über welchem die rothen Rosen des Gestrüppes leuchten, von der Sommerluft leicht bewegt — mitten in solcher Herrlichkeit dünkt ihm der Schall eine mystische Stimme, mit welcher, nebst den vielen anderen Zungen, mit denen es zu uns spricht, das innerste Wesen der Dinge sich zu offenbaren trachtet.

Vielleicht denkt er auch noch an die Lichtung im tiefen Forst vor dem Badehause, wo am Waldrand die Erdbeeren aus dem Moose scheinen und die bunte Capelle steht — an den kleinen Hügel, von Birken beschattet, in deren Mitte sich das stets mit Blumenkränzen bedeckte Kreuzbild erhebt — an den Morgenwind, der von den Bergen herabweht, und an das Flüstern der beweglichen Blätter um das Bild des gekreuzigten Mannes.

Die Heilquellen und Sommerfrischhäuser sind übrigens nicht die einzigen Orte, welche von den Bauern der Gesundheit, der schönen Jahreszeit und der Sitte zu lieb aufgesucht werden.

Man weiß, daß in vielen Gegenden, namentlich im südlichen Theile des Landes, das Gras auf den Almenweiden und Matten nicht von den Rindern aufgezehrt, sondern abgemäht und in Heustadeln verwahrt wird, bis die Schneebahn des Winters gestattet, es mit

leichter Mühe herabzuholen. So sind denn Ende Juli oder Anfangs des August-Monates die Stadel, deren eine zahllose Menge auf den Alpengründen hin verstreut steht, mit scharf duftendem Heu dicht angefüllt.

Der Geruch, welcher von den vielfältigen Geschlechtern der Blumen, die darin stecken, ausgeht, erinnert den Wanderer nicht selten an die Erzählung von der Blumenrache, welche uns einer unserer beliebtesten Dichter überliefert hat. Mancher, welcher ermattet oder verirrt dort ein bequemes Nachtlager suchte, erwacht mit wüstem Kopfe. Wieder Andere beklagen sich über die Nattern, welche nach der Meinung des Volkes mit Vorliebe darin hausen.

Das Alles aber hält die Bauern nicht ab, um diese Zeit in die „Heukur“ zu gehen.

Zu diesem Behufe halten sie sich mehrere Tage und Nächte dort auf und vergraben sich bis an den Hals in die frisch abgeschnittenen Gräser.

Die eigenthümliche und nicht unbeträchtliche Hitze, welche in der Tiefe solcher Haufen durch „Gährung“ hervorgebracht wird, hält man für nicht minder heilsam, als die Wärme mancher Quellen*).

Die rechte Wirksamkeit entwickelt das „Heubad“, wenn durch die Hitze dem in dieser Weise Hineingepferchten der Schweiß aus allen Poren getrieben wird. Gerne verharrt er in dieser Lage bis zum Morgen, um sich in der nächsten Nacht und den folgenden das Gleiche noch einmal anzuthun.

---

*) Tirol besitzt nur zwei lauwarme Quellen: die eine am Brenner, die andere in Hinter-Dux.

Derjenige Liebhaber der Heubäder, welcher sich nicht so weit von seinem Hause entfernen kann, benützt wenigstens die ihm in seiner Scheune gebotene Gelegenheit. Während der entsprechenden Zeit des Sommers schläft er sodann nicht in seinem Bette, sondern zieht sich mit einbrechender Dämmerung auf das Gras zurück, welches in der Umgegend seines Hauses während der letzten Tage eingeheut worden ist.

Das gerade Gegentheil der Heubäder stellen die sogenannten „Fernerkuren“, von denen man hie und da im Etschland und Vintschgau reden hört.

Es kommt dort zeitweilig vor, daß Leute, welche an hartnäckigen Geschwüren, Gichtanschwellungen und dergleichen leiden, sich im Hochsommer auf irgend eine Schafhirten-Hütte, welche nahe an einem Gletscher liegt, zurückziehen, um während des Tages das schadhafte Glied am Eise abkühlen zu können. Man schreibt dem Ferner, welcher allerdings eine wundersame und für viele unbegreifliche Naturerscheinung ist, absonderliche Wirkungen zu und meint, sein Eis besitze die Kraft, die verderbliche Krankheit aus dem Körper an sich zu ziehen.

Indem wir nun so von den Wohnungen des Berglandes auf seine Sommerfrischorte, von diesen auf die Bäder und von den Bädern auf allerlei Gebräuche, die mit ihnen zusammenhängen, zu sprechen gekommen sind, wollen wir nur gelegentlich der Wunder-Doctoren erwähnen, deren Anzahl eine sehr große und deren Geschäfte, das Versenden von Tränken und Arzeneien, viel ausgebreiteter sind, als man erwarten sollte, so sehr

man sich auch den Aberglauben und die vorgefaßten Meinungen vor Augen hält. Wir wenden uns nun wieder zum Ausgangspunkte unserer Beobachtungen, nämlich zu der einen und anderen Art menschlicher Behausungen.

Als Ueberblick über dieselben empfiehlt sich der ideale Durchschnitt eines Thales, wenn man dasselbe nur mit dem Auge des Architekten betrachtet. Man geht dabei von der bequemen Straße und den großen gemächlichen Häusern aus und schließt mit den Blockhütten, die auf dem feuchten, nebelumzogenen Joch stehen.

Das „Wirthshaus an der Heerstraße“ stellen wir uns als ein echtes Tirolerhaus vor: unten die festen, luftigen, lichten Gemächer, die „schönen“ Stuben; oben halb zwischen Mauerwerk, halb zwischen Bretterverschlägen die Lagerstätten des Gesindes und andere Kammern, welche weniger prunkhaften Zwecken dienen.

Die große untere Stube ist ganz und gar mit Getäfel bedeckt, welchem man nunmehr einen graublauen Firniß über so und so viele andere Firnißdecken hinüber, deren Anzahl Niemand kennt, gegeben hat.

Auf dieser perlgrauen Firnißdecke erscheinen vielleicht in grellen Farben die zwölf Apostel der christlichen Kirche. Es will uns bedünken, als ob sie sich ein wenig über ihr Zusammentreffen in dieser Tiroler Kneipe wunderten und in ihren Mienen das Erstaunen darüber ausdrückten, was sie hier zu thun hätten.

Auf der Decke aber sind gar, ebenfalls in Oelfarben, die Wunder des heiligen Antonius von Padua dargestellt, deren Anzahl bekanntlich eine so große ist, daß wir es nicht auffallend finden, wenn schier

der kleinste Raum an dieser Decke bemalt ist, und in Wirklichkeit ein arges Gedränge herrschen muß unter den Gestalten, welche der ländliche Künstler da versammelt hat.

In der noch „schöneren“ Stube daneben, eigentlich dem Allerheiligsten der Familie des Wirthes, zu Zeiten aber auch dem Schauplatze feierlicher Gelage und Festschmausereien ersten Ranges, hängt, von einem prunkenden Rahmen eingefaßt, eine mächtige Eiche. Dieselbe ist jedoch kein Gemälde wie alle die Bäume und Menschen, die Thiere, Wolken und Engel draußen, sondern ein kunstfertiges, weibliches Mitglied des erbangesessenen Hauses hat den gewaltigen Baum mit der Sticknadel angefertigt. Jeder Ast, jeder Zweig und jedes Zweiglein ist aber niedlich mit einer größeren oder kleineren Tafel versehen, auf welcher man den Namen irgend eines Sprossen des Geschlechtes derer an der Heerstraße zu lesen bekommt.

Item, die Eiche ist ein Stammbaum, und wenn wir gerade nicht an den viel bunteren Gestalten der äußeren Stube übergenug zu schauen hätten, so möchte es sich wohl ereignen, daß wir uns ein wenig um die alten Namen, Titel und Familiengeschichten annähmen.

Gar nicht zu dem alten Hause will der weiße heilige Josef mit dem Kindlein passen, welcher draußen unter den Kirschbäumen an der Straße steht. Er ist von weißem Marmor, den man ganz in der Nähe gebrochen hat, aber doch haben sich schon gelbrothe Flechten wie Rostflecke auf ihm angesiedelt. Sicherlich hätte der Wirth diese so wenig passende Gestalt nicht

neben sein altes Haus hinsetzen lassen, wenn nicht der alte Heilige von Holz, der seit urvordenklichen Zeiten das Wirthshaus an der Heerstraße hütete, nach und nach völlig zerfallen und vermodert wäre. Als der Wirth einmal sein Leidwesen darüber einem ihm wohlbekannten wälschen Fuhrmanne klagte, der Bretter nach Italien hinab und Maiskörner herauf zu bringen pflegte, versprach ihm dieser baldige Abhilfe. Und siehe da! Als der Wälsche wiederum des Weges kam, hatte er den weißen Ersatzmann mitgebracht, welcher von irgend einem dunklen Meister nach guten Mustern säuberlich ausgemeißelt worden war.

Jetzt rasten auf dem Piedestale von rauhem Gneiß, von welchem der Heilige geneigten Hauptes herabschaut, im Schatten der Kirschbäume, die Träger, die von den Almen des Berges herabkommen, die Dirnen, welche von den schwülen Wiesen, auf denen die Grillen zirpen, Heubündel auf den Köpfen nach den nächsten Höfen schleppen, oder die Schnitter des benachbarten gelben Weizenfeldes.

Nachdem wir uns in dieser Weise den Typus einer Herberge an der großen Straße vergegenwärtigt haben, gehen wir einige Schritte weiter und betrachten uns das ansehnlichste Haus des Dorfes, welches zwischen kleinen Blumengärten und Gruppen von Obstbäumen ausgebreitet liegt.

Leicht möchte ein Kenner des Landes dabei auf die Vermuthung kommen, ich meinte darunter die Pfarrwohnung, „den Widum“, weil diese in der Regel, und bestünde auch das Dorf im Uebrigen nur aus arm-

seligen Holzhütten, einen Bau darstellt, dessen sich das sauberste Landstädtchen nicht zu schämen hätte.

Nein, ich spreche nicht vom Widum und auch nicht vom Hause des reichsten Bauern. Es fehlt dem Gebäude an jeglichem Schmuck, nicht nur etwa der Zierrath im großen Styl, die rothbraunen Fresken an der Außenwand, welche in Lebensgröße die Flucht nach Egypten, die Taufe Jesu und dergleichen vorstellen, sondern sogar der braune Balcon, auf welchem die lange Reihe der Scherben mit den lichten Geranien und Nelkenstöcken steht.

Dieses große weiße Haus kann mit keinem anderen in weiter Umgebung verglichen werden. Man sieht daran nur ein stets verschlossenes Thor und winzige mit starken Eisenstäben vergitterte Fenster.

Der Leser würde es wohl kaum errathen, welche Art von Gebäuden ich unter diesem wenig einladenden Muster verstehe, wenn ich ihn nicht an die Feudal-Zeit erinnerte, die in Tirol ihre Spuren nicht minder als in andern deutschen Ländern zurückgelassen hat.

Ihre Ueberreste sind nicht nur von solcher Art, welche der Einbildungskraft Nahrung gibt, wie epheuumsponnene Burgen und Mauerwerk mit Bogenfenstern, durch welche das Mondlicht auf morsche Trümmer fällt, sondern es gibt deren auch widerwärtige, fast unheimliche.

In dem Hause saßen einst die Frohnvögte, die Pflegerichter und andere gestrenge Herren, und es macht in der That noch heutzutage den Eindruck, als wenn es ein- für allemal zur Plage der Menschheit erbaut worden wäre, wenngleich nunmehr vielleicht nur ein harmloses Steueramt oder scharfsichtige Finanzwachen darin hausen.

Solcher Gebäude, nüchtern getüncht und lichtarm wie eine Gerichtsdienerstube, stehen viele im Lande Tirol herum als Erinnerungszeichen an die hochnothpeinliche Zeit, in welcher die Gerichte nicht weniger Gebrechen an dem gehudelten Volke entdeckten, als heutzutage eine Capuciner-Predigt in der Fastenzeit.

Das Haus kommt uns vor wie ein großes Spinnennetz, und darum gehen wir rasch daran vorüber den Bach hinauf, der zum Schutze des Dorfes mit den „Holzböcken", auf denen schwere Granitklumpen lasten, eingedämmt ist, und betrachten uns die anmuthigere sommerliche Wirklichkeit eines Bauernhauses, in welchem arbeitsame Menschen wohnen.

Zwischen den von Eschen unterbrochenen Zäunen führt ein grüner, kurzgrasiger Hohlweg gerade aus zur wohlgefüllten Scheune mit der braunen Altane, aus welcher durch die Zwischenräume des Gebälkes überall die Strohspitzen herschauen.

Im Hausgange stehen die hölzernen Gerüste, welche das Volk „Brodreiben" nennt.

Dieselben dienen dazu, daß die flachen, kreisrunden scheibenähnlichen Brode auf ihnen trocknen.

In den schwanken Brettern, welche die Decke des Hausflurs bilden und sie vom „Boden" oben trennen, ist eine Anzahl von Löchern angebracht, durch welche man hie und da zu den freudvollen Zeiten, in welchen sich der Aelpler üppigere Mahlzeiten als gewöhnlich zumuthet, geschlachtete Thiere emporgezogen werden, so daß sie zu weiterer Verarbeitung in den Stricken schwebend hängen bleiben.

Doch das geschieht an festlichen Zeiten, und die Bewirthung, welche uns der Bauer angedeihen läßt, weist wohl auf die nüchternen Gewohnheiten des Hauses hin.

Da ist vor Allem eine Scheibe jenes Brodes, welches draußen auf der Reibe getrocknet wird. Ein gewöhnliches Taschenmesser vermag nicht es zu durchschneiden, sondern man bricht es meist in der Weise, daß man mit irgend einem schweren Gegenstand, mit einem festen Holz oder einem Steine in die Mitte hineinschlägt, und es so in viele unregelmäßige Splitter zertrümmert.

Dazu wird einem Besuche ein Teller mit kleinen trockenen Kirschen hingestellt — sie sind von dem nämlichen Baume, von welchem dort die Vogelscheuche aus Leinwand mit der schwarzen Pechmaske herschaut — und daneben Branntwein in einem Glase, aus welchem, wie der gastfreie Bauer sagt, schon „das vierte Geschlecht" trinkt.

Unser Gastfreund versäumt es nicht, sich zu bekreuzen, bevor er das Brod auseinander schlägt.

Auch macht er uns auf gewisse Zeichen am Rücken des Messers aufmerksam, welche es verhüten, daß irgend eine Trude die Gottesgabe verunehrt.

Selbstverständlich hat uns der Hausherr in seine „schönste" Stube geführt, welche blau angestrichen und mit vielen gräulichen Kupferstichen aus der heiligen Geschichte geziert ist. Auch fehlt der „Rubenhirsch" mit mächtigem Geweih nicht, das heißt ein hölzerner Hirschkopf, in dessen halbgeöffnetem Rachen nach dem Brauche

ländlicher Plastiker eine weiß angestrichene Rübe steckt, auch nicht die Gemse, welcher der Styl der nämlichen Künstler grünes Laub zwischen die Zähne steckt.

Mehr als die Köpfe dieser Waldbewohner und Kletterthiere, deren Sippe im Uebrigen weit und breit hier von den Bergen verschwunden ist, nehmen unsere Aufmerksamkeit die schönen Kästen von Zirbenholz und die Spulen zu grauem Lodentuch, welche in den Körben herumliegen, in Anspruch.

Auch manche Kleinigkeit ist der Betrachtung werth: zum Beispiel das ganze Leiden Christi in Werkzeugen und Figuren dargestellt und dennoch im Raume einer kleinen Flasche eingeschlossen, die weißen, selbstgesponnenen Linnenballen und die Gefäße mit köstlichem Honig, welchen die Bienen von den duftigen Bergwiesen heimgetragen haben.

So schaut es in einem Tiroler Hause von mittlerer Wohlhabenheit aus. —

Mit diesen Betrachtungen will ich diese Skizzen aus der Landschaft und dem Leben in Tirol abschließen. Sie sind so wenig vollständig wie die Studien-Mappe eines Malers, welche er von sommerlichen Streifzügen mit heimbringt. Doch denke ich meinen Zweck erreicht und dem Bildervorrathe, welcher in der Einbildungskraft und dem Gedächtniß so Vieler sich angesammelt hat, welche das Bergland besuchten, manche Bereicherung zugeführt zu haben.

Solches zu bewerkstelligen, besaß ich eine durch die Umstände geschenkte Gunst, die Freiheit und die Losgebundenheit von zeitlichem Zwang. Den Frost des Januar in den Wildnissen der Dolomite, die Frühlingsahnungen des Februar und März im Etschland, die ersten Regungen der beginnenden Sonnenzeit in den Hochthälern der mittleren, vereisten Wälle, den Mai im grünen Innthale, die Sommerpracht der Mittelgebirge, den hellen Frühherbst und die Verdunkelung des sinkenden Jahres bis zur eisigen Weihnacht — Alles habe ich selbst gesehen und mir die Bilder, die ich bringe, nicht ohne Mühe „erwandert“. Wenn die Lichter mitunter durch Schatten gedämpft werden, so entspricht dies den Wahrnehmungen, die sich zahllosen Anderen und mehr Berufenen aufdrängten. Wie man aber Freunde mitunter mehr wegen ihrer Schwächen als wegen ihrer Vorzüge liebt, so lassen auch diese dunkeln Linien nur um so mehr die Freude hervortreten, die jeder Mensch von offenen Sinnen an dem Lande und seinem Volke empfindet, und die ihn immer und immer wieder hineinzieht in das wundervolle Land Tirol.

Werz.